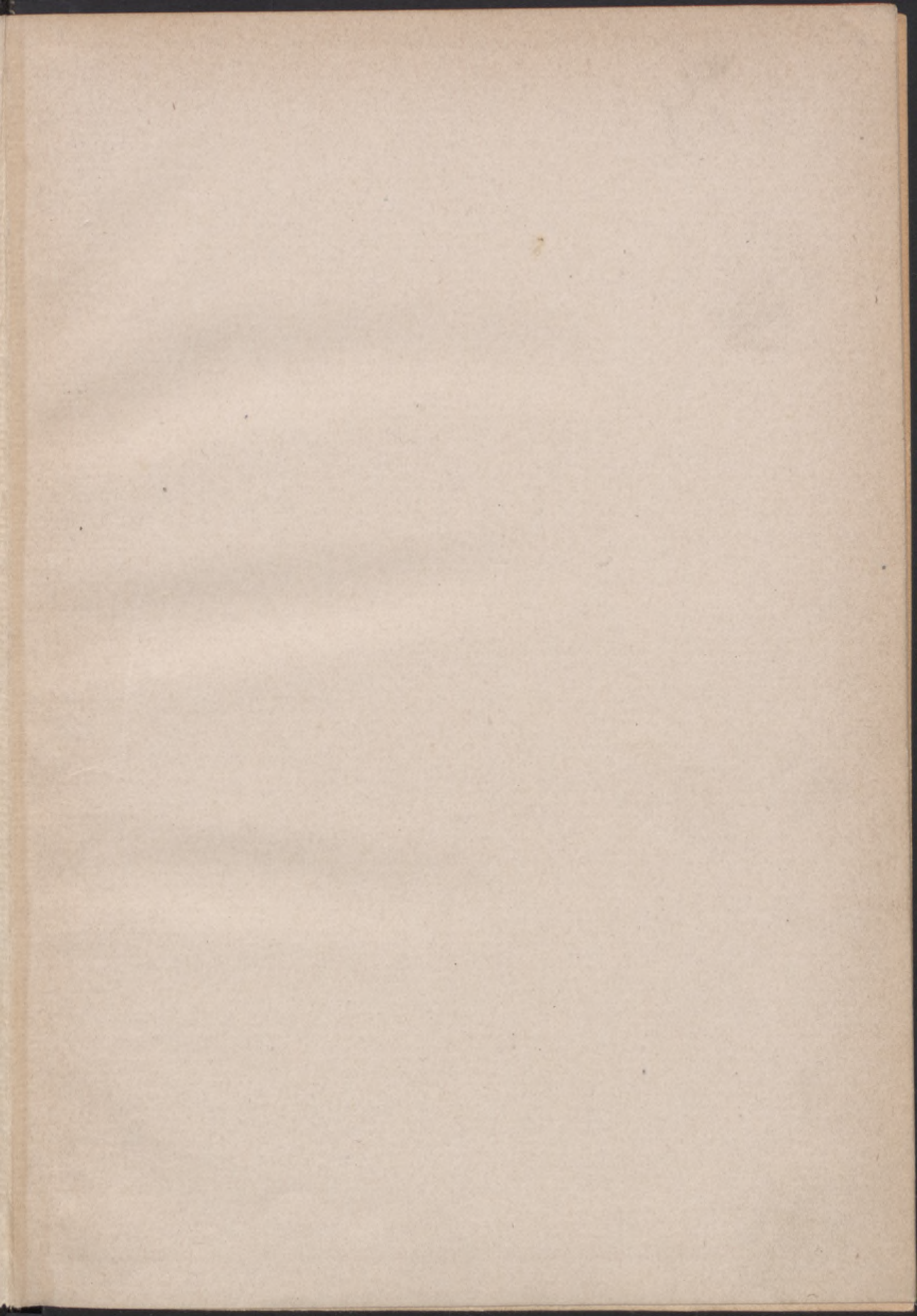
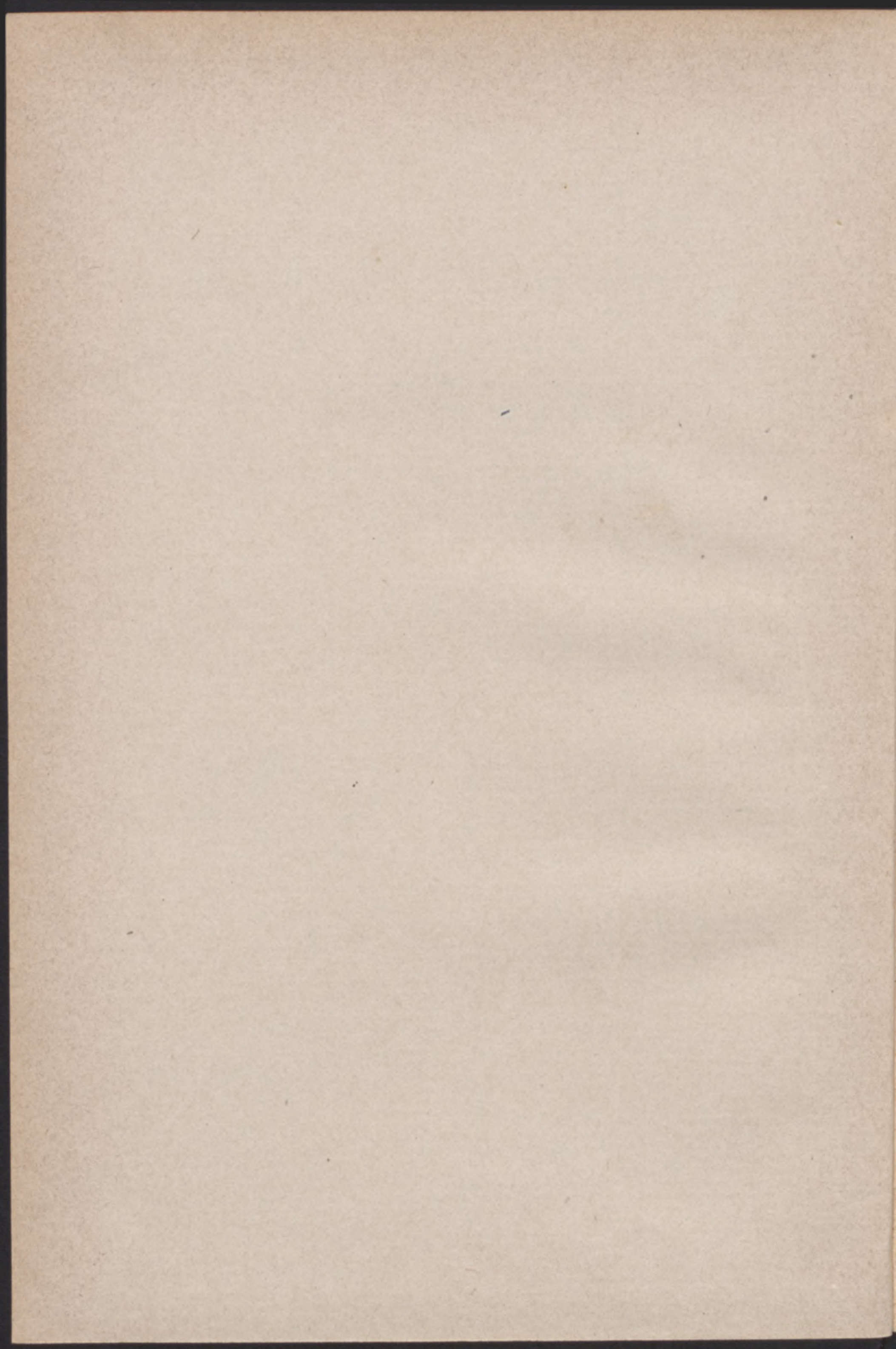


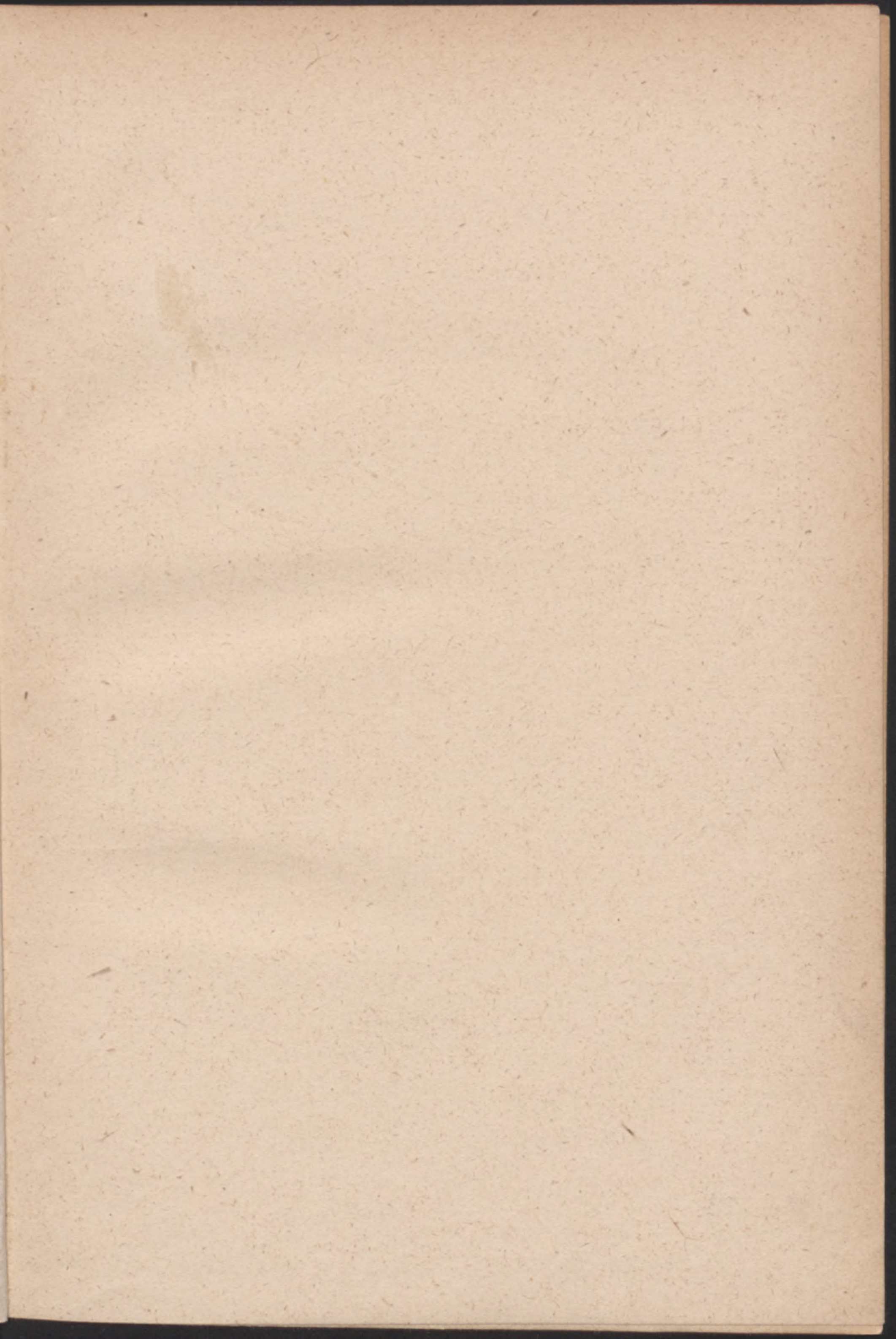


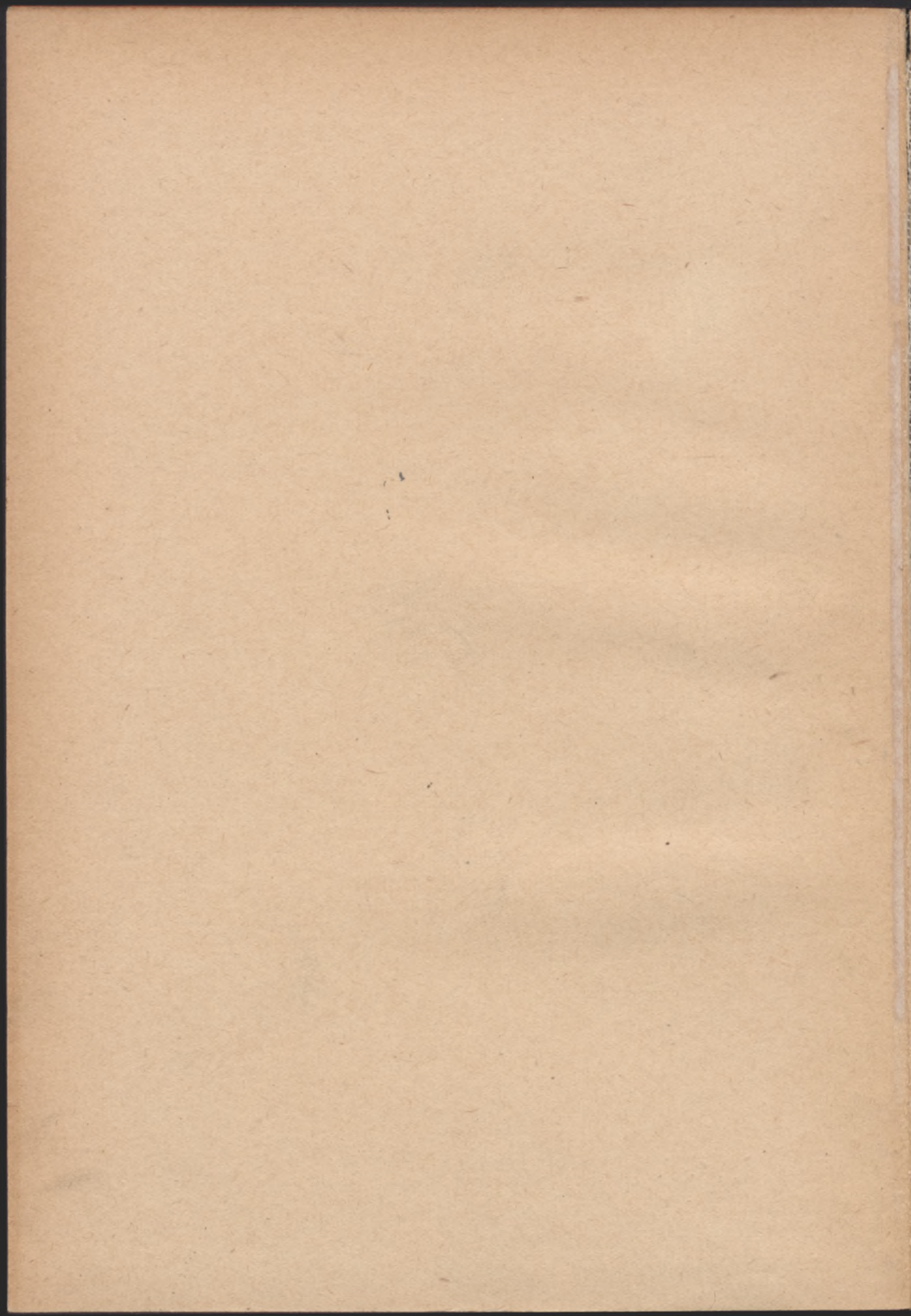
E. Weiß / Die Entdeckung des Volks der Zimmerleute











Eugen Weiß

Die Entdeckung des Volks der Zimmerleute

Zünftiges von Zimmerleuten: ihr Leben und Fühlen, erhaltenes Brauchtum. Redensarten in Schwaben, Mären, Ränke und Schwänke, Sprüche und Flüche, Neckereien. Rammlieder, Zimmer- und Schnursprüche, Handwerkslieder



Erstes und zweites Tausend

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1923

Vorwörtliches und Nachdenkliches

In Hellas, Rom und bei den Lappen,
da spähn wir jeden Winkel aus,
indes wir wie die Blinden tappen
daheim im eignen Vaterhaus.
Simrock

Die nachstehenden Schilderungen haben ihren Ursprung in einem für den „Schwabenspiegel" geplanten Kleinbild, das sich etwa: „Ein Tag auf einem Stuttgarter Zimmerplatz" benannt hätte. Der Schreiber dieser handwerklichen Abhandlungen hat in seiner sogenannten Praktikantenzeit, in seiner werklichen Tätigkeit als Baubeflissener, auf dem Zimmer- und Steinhauerplatz sehr lebhafte Eindrücke von der ihm vorher ganz fremden Welt des Handwerks und der Handwerkgesellen gewonnen; Eindrücke, die ihm merkwürdig genug erschienen, sie auch Nichtfachkreisen mitzuteilen.

Beim Abfassen dieser Erinnerungen häufte sich aber der Stoff dermaßen an, daß vom Zusammendrängen des Kennzeichnenden in einem größeren oder kleineren Aufsatz keine Rede mehr sein konnte. Das Ziel wurde jetzt so gesteckt: alles, was in den Lebens- und Anschauungskreis des Zimmermanns, in die Welt des Baugesellen und damit des Handarbeiters überhaupt, des schwäbischen Volkes im Weiteren, im Rahmen eines engeren Berufstandes, hineinleuchten kann, zu sammeln und es ohne bedeutende Rücksichten auf das bloße Unterhaltungsbedürfnis darzubieten.

Es soll nebenbei eine kleine Vorarbeit für den Forscher deutschen Handwerker- und schwäbischen Volkstums sein! Dem Gelehrten, der nicht selbst werklich tätig war, wird es nicht immer und überall ganz möglich sein, die Lebensäußerungen handwerklicher Volkskreise an der Wurzel zu erfassen. Hier möchte dazu eine Handhabe geboten werden.

Aber auch das stoffliche Lesebedürfnis weiterer Kreise und die Vorliebe unsrer Zeit für Handwerksburschensachen, für eigenartige Sitten und Gebräuche, für Volkskunde überhaupt, wird dabei voll auf ihre Rechnung kommen. Die Zimmerleute sind so knorrig, ursprünglich, naturwüchsig und voll besonderen Eigenlebens, daß sie darin von niemand,

nicht einmal von Buren oder Cowboys und anderen Wildwestleuten übertroffen werden.

Diese, zum Teil schon während der werklichen Tätigkeit des damals blutjungen Baubeflissenen aufgezeichneten Sachen wurden durch mündliche und schriftliche Umfragen bei Meistern, Polieren und Gesellen erweitert und vermehrt. Es war keine leichte Arbeit, das aus den oft mißtrauischen Vertretern des Handwerks herauszuholen, was hier von Belang war. Meistens hieß es zuerst: „Ich weiß nichts!" oder: „Sie haben ja schon alles!" Aber dann kam schließlich doch etwas, oder wurde auf irgend ein altes zimmermännisches Urbild hingewiesen, das in diesen Sachen „durch" sei. Zur Ehre meiner Meister und Gesellen sei's gesagt: die meisten begriffen das handwerksfreundliche Wollen dieser Arbeit rasch, unterstützten mich mit Wärme und brachten teilweise sogar aus eigenem Antriebe Beiträge. Aber es konnte das alles naturgemäß nur langsam wachsen, und erst nach Jahren wurde eine gewisse Abrundung des Bildes erreicht.

Die Ausmerzung etwaiger kleiner Irrtümer, z. B. in selbstversuchten Volkswortdeutungen oder im geschichtlichen Teil, die bei einem derartigen Zug in Neuland nie ganz ausbleiben werden, muß einer etwaigen neuen Auflage vorbehalten werden. Wir sind für jeden Hinweis verbunden. Im übrigen ist diese Schrift ja auch keine Gelehrtenarbeit und braucht daher auf „wissenschaftliche Genauigkeit" keine Ansprüche zu erheben!

Als Quellen für die geschichtlichen Rückblicke, insbesondre im Abschnitt der „Fremden Zimmergesellen", ist vor allem zu nennen: „Geschichte der Deutschen Zimmererbewegung" von August Bringmann. Außerdem mit unbedeutenderen Gedankenbeiträgen einige rein wissenschaftliche, sitten- und kunstgeschichtliche Werke. Für die zimmermännische Urkunst wurde das einzigartige Werk beigezogen: „Haupt, Die Baukunst der Germanen", das endlich im eigenen Hause schürft und der bisherigen Verblendung unsrer Kunstwissenschaft, die alles im Osten entstanden glaubte, und nur des Forschens würdig fand, was von dorther kam, gründlich zu Leibe rückt. Hier seien auch die Schriften Seßelbergs, seine Untersuchungen am Dom zu Lund, sowie die Versuche des Verdandibundes genannt. Außerdem wurden die deutschen Wörterbücher von Grimm, Heyne, Kluge zu Rat gezogen. Die Anwendung dieser Forschungen auf die Zimmerleute und der Versuch des Zurückerfühlens bis zu ihrem Ursprung ist aber eigene Gedankenarbeit des Schreibers.

Die Hauptsache in dem Abschnitt der fremden Zimmerleute wurde nicht dem Buch, sondern dem Leben entnommen, das sich uns in dem ver-

ständnisvollen Altgesellen der Stuttgarter Fremdengesellschaft und in dem Plieninger Zimmermeister Herre darbot, der als „Fremder“ den ganzen Norden bereiste und im Süden bis Mailand kam.

Die Rammlieder, Schnur- und Zimmersprüche wurden größtenteils nach mündlichen Angaben und handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengetragen. Nur ganz weniges entnahmen wir dem Schrifttum in Gestalt einer Lesefrucht aus einem und dem andern fachzeitschriftlichen Aufsatz.

Jedermann, dem diese Aufzeichnungen einigen Spaß gemacht haben und der etwas zu ihrer Vervollkommnung und Verbesserung weiß, möchten wir bitten, uns das freundlichst einzusenden. Selbst das Kleinste, und wäre es nur ein Wort, ein Gedanke, wird mit Dank angenommen. Auch „Zünftiges“ über die andern Bauhandwerker, über Schlosser, Dachdecker, Glaser, Schreiner, insbesondere aber über die Steinhauer und Maurer, sowie die Schmiede, wäre sehr erwünscht. Denn wir möchten uns mit diesen Gestalten aus der Welt des Baus, die ebenfalls „nicht von Pappe“ sind und von denen wir heute schon manches berichten könnten, gleichfalls gerne einmal auseinandersetzen.

Das wurde vor dem Krieg geschrieben. Die Handschrift blieb dann liegen, da über die Heldenzeit — trotz alledem! — Deutschlands das Leder, und was dran hing, wichtiger war als die Feder.

Es wurden jetzt nur noch einige Ergänzungen gemacht und das und jenes neu eingeschoben. Sonst konnte alles belassen werden, und wenn jetzt die Zimmerleute der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, nun auch grüne Hüte oder gar Mützen tragen, so ist das nur vorübergehend, und die „Fremden“ werden bald wieder im schwarzen Obermann „weiter reisen“.

Die Ereignisse, die mit dem Jahr 1918 eingetreten sind, geben dem gesellschaftlichen Geist dieser Schrift recht und unterstreichen ihn! Das, was bisher vergebliche Mühe war, dem breiten Bildungs- und Standesdünkel unter uns die Augen zu öffnen für die aufsteigenden Schichten der Handarbeiter, der Handwerksgesellen und für ihre nach Anerkennung strebende, gehobene Lebensführung und Gesittungshöhe, die immer vorhanden war und in den letzten Jahrzehnten einen neuen und ihren bedeutungsvollsten Aufschwung nahm, das tat jetzt plötzlich rauh und unvermittelt die Staatsumwälzung. Die deutsche Bildung wird sich künftighin sehr eingehend mit dem Arbeiter auseinandersetzen müssen, und die bisherigen gesellschaftlichen Unterschiede werden sich ganz gewiß mehr ausgleichen.

Unser Zusammenbruch ist nur der notwendige, erste Wegabschnitt zum neuen, glänzenden und größten Aufstieg deutschen Geistes, deutscher Kraft und Gesittung! Diesmal wirklich deutscher Gesittung ohne Zweispaltung unsres Volkes in altsprachlich altgeschichtlich Gebildete und Ungebildete. Ohne jene sich durch unser ganzes Volk hinziehende Kluft, welche den einen Teil, der sich „nur“ aus der deutschen Welt bildete zu Volksgenossen geringerer Art, zu den Ungebildeten abtrennt, über die der andre, der fremdsprachlich und fremdweltlich gebildete Teil mit ziemlichen Ansprüchen einer höheren und edleren Bildung wegsehen zu dürfen glaubt. Insbesondere das Gymnasium stärkt diese, oft nur in einer beschränkten Menge toten Buchwissens und einer unverdauten, fremden Gefühlswelt bestehende Überhebung, und seine Träger glauben durch ihr Latein und durch den Geist des Humanismus ohne weiteres zu einer Art Geistesadel gestempelt zu sein, der hoch erhaben ob dem stofflichen Getriebe dieser ganz unvergorenen deutschen Welt steht.

Dieser humanistische Geistesadel hat seit der Zeit der sogenannten Renaissance[1], der künstlerischen Wiedergeburt Italiens, die man dann auch als die deutsche Wiedergeburt ansah, das deutsche Volk immer nur mißleitet, hat unsre natürlichen Kunsttriebe verfälscht und war stets ein Fremdkörper im Volksganzen, ohne lebendigen Zusammenhang mit dem rotquellenden Blutkreislauf der eigentlichen Volkskraft. Und dieser Geistesadel zeigt, besonders in seinem wissenschaftlichen Teil, schon durch seine hochmütige, entdeutschte, oft viel mehr dünkelhafte als gelehrte Sprache, daß er mit dem unverwelschten, einfachen, starken, gläubigen deutschen Volk, ohne dessen Zähe und Treue wir schon lange auch in unsrer eigentlichsten Seele, in der Muttersprache gestorben und verdorben wären, nichts gemein hat. Sie waren es, die einst ihre ehrlichen deutschen Namen in schlechtes Griechisch und Latein übersetzten, sie waren es, die bloß noch lateinisch schrieben! Sie sind heute nicht anders, wenn sie auch glauben es zu sein, und wenn sie auch ihre wissenschaftlichen Arbeitsweisen geändert haben. — Sie haben das deutsche Volk verlassen, nun hat das deutsche Volk sie verlassen! Aber gründlich! Es versagt ihnen die jahrhundertlange Gefolgschaft, es hat keinen Glauben mehr an ihr Führertum, an ihr Höhentum. Das hat zu sehr versagt, das hat seine Feuerprobe im Weltkrieg nicht bestanden. —

[1] Die Italiener sagten rinascimento. Die Franzosen selbstbewußt Louis quatorze, quinze. Die Deutschen: Renaissance! Aber es ist nicht einzusehen, daß, weil damals irgendein deutscher Michel zuerst renaissance sagte, bis heute diese ganz besondere Wiedergeburt auf französisch benannt werden muß.

Und nicht nur das Volk, auch die gebildete deutsche Jugend, aus der unsre Zukunft steigt, unsre Freideutschen vom hohen Meißner, die Wandervögel, der Quickborn und wie sie sich alle nennen, verlassen sie in Scharen. Sie lachen, diese Jungen, lachen über die Götzen ihrer Bildung, lachen über jeden ihrer aus Eitelkeit, aus dem Gelüst sich mit fremden Federn zu schmücken, gestohlenen Fremdlaute, mit dem sie ihren Wissenschaftszauber um sich verbreiten, und sprechen wieder Deutsch bis zu den deutschen Monatsnamen, die sie aus dem römischen Schutt ausgraben. Singend steigen sie bereits über die Leichensteine derer hinweg, die immer noch wähnen sie leben, die immer noch glauben das Rad der Entwicklung und Weltbildung ewig auf dem sprachlich-scholastischen Angelpunkt ihres klassischen Altertumsgedankens halten zu können. Denn nichts andres als die mit glänzendem Geist und höherer wissenschaftlicher Erkenntnis fortgesetzte Scholastik ist die Humanei! — Wir sind ja noch gar nicht aus dem Mittelalter heraus, und das ist uns wieder eine Hoffnung! Die deutsche Neuzeit beginnt erst jetzt. Der Sieg des deutschen Bluts über das Römertum, über das künstlerische, glaubliche und rechtliche Fremdwesen bei uns. —

Eine andere Zeit steht auf, in der die Überschätzung, der erstarrte Gedanke (fixe Idee) der alten Geschichte und Sprachen, der Fremdsprachenbildung und Schätzung fremder Gesittungen überhaupt, zurückgeht, und einer geschlossenen deutschen Gesittung, die sich aus ihren eigenen Grundstoffen aufbaut, Platz macht. Einer Gesittung, an der alle Schichten des strebsamen, lernfrohen, hochgebildeten deutschen Volkes teilhaben, und auf deren Mutterboden sich alle als Brüder finden können.

Verschiedene Stufen der Bildung wird es immer geben, aber die einzelnen Schichten unsres Volkes werden sich dann doch auf der Grundlage der deutschen Welt verstehen können, und der neue Geistesadel wird diesen Namen mit mehr Recht und mehr Stolz tragen können als bisher. Denn jetzt trägt er ihn nur mit dem Recht und der Würde, die eine von jedem erlernbare Menge von Wissen, das nicht gleichbedeutend mit Bildung ist, verleihen kann, nachher aber wird ihn nur tragen, wer sich Kraft seines Geistes aus einer allgemeinen Bildungsgrundlage zu einer wirklichen Geisteshöhe erhoben und sich dadurch wirklich geedelt oder geadelt hat.

Jeder, dem es ernstlich um das Verständnis der Arbeiterfrage zu tun ist, sollte einmal das angeführte Buch August Bringmanns: „Geschichte der deutschen Zimmererbewegung" lesen, das ein wissenschaftliches Werk im besten Sinne des Wortes ist, und an dem Beispiel eines einzelnen

Handwerks die ganze Arbeiterbewegung erhellen kann. Man wird staunen, welche Fülle von Bildung, Wissen, edler Begeisterung und Treue hier fließt, und von einem „ganz gewöhnlichen" Zimmermann, der eben später Zeitungsschreiber wurde, mit Kunst und Können zu einem starken Strom vereinigt wurde. Dieses Werk befindet sich — übrigens neben manchem anderen ganz einwandfrei wissenschaftlichen — in den Händen vieler Zimmergesellen! Sie bilden sich damit empor und begeistern sich für ihren Beruf, so wie sich nur der für eine Sache begeistern kann, der noch jugendlich fühlt, von der Wissensschwere der Jahrtausende nicht angegreist ist, und seine Kraft ewig frisch aus dem eigenen Volksboden schöpft.

Dagegen kann man über das und jenes, ohne Zweifel an und für sich verdienstvolle und gute Buch der zünftigen Wissenschaft über das Handwerk mit Goethe sagen: „Sie haben die Teile wohl in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band." — Wenn in einem derartigen, gelehrten Werk von dem Handwerker des Mittelalters gesagt wird, er sei aus seinem engen Kreis nicht herausgekommen und seine Bildung sei eine niedere, sein Horizont ein beschränkter geblieben, seine geistige Verfassung hätte ihn auf keine Bildungshöhe heben können, diese sei ihm naturgemäß versagt gewesen; wenn da dem Handwerker zur Dichtung alles abgesprochen wird: die nötige Phantasie, der Gedankengehalt und selbst die natürliche Sprache des Herzens, dann müssen wir eben erkennen, daß da keine Liebe und daher kein wahres Verständnis für das Handwerk spricht, und bei aller großen und klaren Zusammenfassung des Stoffes zu dem geistigen Wesen des Handwerks nicht durchgedrungen wurde.

Die Dichter und Dichtergelehrten bringen das besser fertig, und wir möchten da als einwandfreie Verfechter unsres Standpunkts einer höheren Bildungslage des mittelalterlichen und auch neueren Handwerkers nur zwei Namen: Otto Ludwig und Gottfried Keller aufstehen lassen.

Man lese einmal Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde", dann wird man staunen, welch feine, geradezu edelgezüchtete (aristokratische) Gesittungshöhe in der Schieferdeckersippe, von der er handelt, herrscht; und man lese nach, was der grüne Heinrich Kellers von seinem Vater und dessen handwerklichem Freundeskreis mit seinen allgemeinen und besonderen Bildungsbestrebungen sagt; welche Bildungsströme diese Handwerker sich zufließen ließen! — Diese zwei Beispiele sind keine Ausnahme, sie enthalten auch keine dichterischen Erfindungen, so war und ist noch der Handwerkerstand, und überall und aus allen Jahrhunder-

ten ließen sich Handwerke nachweisen, deren geistige Höhe, deren allgemeiner Bildungsstand mit dem der besten Geister ihrer Zeit gleichlief, wenn sie auch die Sprachen und die Bildung des Altertums nicht aufgenommen hatten, und nicht wissenschaftlich gebildet waren. Breite Handwerkerschichten waren belesen, waren welterfahren, hatten künstlerische, weltweiserische und wissenschaftliche Neigungen, und haben sich im 18. Jahrhundert oft auch eine fremde Sprache, französisch, angeeignet, weil sie in Paris waren, woher sie auch die neusten Moden und Gesellschaftsitten mitbrachten, wenn es sich gerade um diese Scheinbildung, die wir aber mehr als eine Entbildung ansehen, handeln sollte. Hans Sachs ist keine Ausnahme, auch wenn er als Dichter weit über seine Standesgenossen hervorragt. In ihm verdichtete sich nur der Durchschnitt der damaligen allgemeinen Handwerkerbildung zur zeitlichen Größe, genau wie sich in Goethe und Schiller der Durchschnitt der verfeinerten, höheren Bildung ihrer Zeit zur zeitlosen Größe verdichtete.

Der Adel und die Geistlichkeit waren in der Blütezeit des Handwerks an Bildung schon längst vom Bürgerstand überflügelt worden, und nirgends und in keiner Zeit war die deutsche Gesittung besser begründet, als da sie vom Handwerkerstand, der einst der eigentliche Bürger- und Mittelstand war, getragen wurde. Wo konnte der „Horizont" geweiteter sein als bei diesen ohne Ausnahme gereisten Leuten, und wo wurde dichterischer und „phantasie"voller gefühlt als bei ihnen? Von ihrer Einbildungskraft zeugen allein schon ihre dichterischen Zunft- und Volksbräuche, und sie allein hatten nach dem Eindringen des Welschtums, nach dem viel Deutsches auslöschenden Römertum des Christentums seit Ludwig dem Pfaffen und dem völkisch noch verheerenderen Humanismus der protestantischen Geistlichen später, noch die „natürliche Sprache ihres Herzens" bewahrt. Denn die Gelehrten sprachen nicht nur lateinisch, sondern dachten auch in griechisch und römisch.

War das Latein, das spätere Französisch, das Gelehrtendeutsch, und die völlig durch den welschen Gedanken vernichtete deutsche Dichtung der Zeit um Opitz, welche durch Lesen von griechischen und lateinischen Büchern das Dichten „erlernen" wollte, die natürliche Sprache des Herzens? Nein! die damalige gelehrte und gebildete Welt hatte wohl eine andere Bildung, als die Menge des deutschen Volkes, eine nicht selbst entwickelte, sondern wie ein fertiges, fremdes Kleid angelegte, eine sozusagen gefundene, gestohlene Bildung; die Handwerker aber züchteten, soweit sie darin nicht von der gebildeten Ausländerei gestört wurden, die eigenen Sitten empor, und sie waren es daher, die die

echtere und deshalb recht eigentlich wertvollere Bildung, die einzige deutsche Bildung der Zeit hatten! Nur wo sie sich von dem gelehrten Beispiel beeinflussen ließen, eben in der Dichtung, waren sie schwach und blutleer. —

Und nicht nur Bildung, sondern auch Kunst hatten die Handwerker, was wiederum die höchste Bildung ist und was sie bei Licht besehen weit über jede öde, unfruchtbare Gelehrsamkeit und Poeterei aller Zeiten, auch der heutigen, stellen könnte. Es sei da — dem Unberufenen vielleicht eingehender als die Kunst der Zimmerleute — nur an das eine Handwerk der Zinngießer, deren Erzeugnisse heute so begehrt sind, erinnert! Es waren großenteils feine Künstler, diese „ungebildeten" Handwerker, und Gustav Freytag hat ihnen in Herz und Nieren geschaut, wenn er sagt: „Nicht in der Poesie und nicht in der Wissenschaft, ja vielleicht nicht in der Geselligkeit und dem Familienleben jener Zeit gewann die liebenswerte Innigkeit des deutschen Gemüts und die opfervolle Hingabe an freierwählte Pflicht ihren höchsten Ausdruck. Sie gewann ihn aber in der Werkstatt, wo der Deutsche meißelte, schnitzte, in Formen goß, und mit Zirkel und Hammer bildete. Seine Freude am Schaffen und die Achtung vor dem Geschaffenen, in das er eigentümliches Leben sinnig hineinbildete, das war auch eine echte Poesie. Und wenn es nur ein neues Hufeisen oder ein Radbeschlag war, das ein anderer gefertigt hatte, es ziemte ihm nicht, achtlos darauf zu treten. An einfache Waren und schmuckloses Geräte gaben Millionen Arbeiter ihre beste Kraft hin. Aber sie taten es mit dem Gefühl, eine Kunst zu besitzen, die sie vor den meisten voraus hatten, sie saßen als Bewahrer feiner Geheimnisse, vieler kluger Vorschriften und Handgriffe, die kein andrer kannte als ihre Brüderschaft, und die der übrigen Welt unentbehrlich waren."

So sieht ein echter, deutsch- und volksfühlender Gelehrter die geistige Verfassung des Handwerks an. Und wir können einen weiteren, wahren, ehrfürchtigen deutschen Forscher anführen, der zugleich auch der deutscheste Dichter ist, Ludwig Uhland. Er sagt hiezu: „Die eigentliche und kräftigste Poesie der Gewerke lag in ihren Arbeiten oder in dem Sinn, mit welchem sie betrieben wurden: in dem Kunstsinn, der auf dem Boden des schlichten Handwerks die staunenswertesten Bildwerke aufstellte, der den Schilder zum Maler, den Steinmetzen zum Bildhauer, den Rotschmied zum Meister kunstreicher Gußarbeiten erhob; der auch in den geringeren Handwerken überall erfinderisch bildete und schmückte." —

Wir sehen, auch die deutsche Wissenschaft, jene uneitle deutsche Wissenschaft, die wir lieben und hochschätzen, das gelehrte Forschen und Reden,

wie wir's z. B. insbesondere noch mustergiltig in den Werken des einzigen Brehm finden, wo jeder wissenschaftliche Gedanke seinen klaren, schlichten deutschen Ausdruck findet; die deutsche Wissenschaft fand schon den wirklichen Geist des deutschen Handwerks, und wir dürfen daher hoffen, daß sie ihn wiederfindet, wozu hier in diesen Ausführungen einige Unterlagen gegeben werden möchten.

Daß es im Stand der Handwerker immer große Bildungsunterschiede gab, daß ganze Handwerke in tieferer gesellschaftlicher Schichtung verblieben oder ihr wieder verfielen, ist kein Grund, die einstige Höhe des Handwerks im allgemeinen zu verneinen. Wir beobachten diese Unterschiede in allen Ständen und finden auch im Gelehrtenstand des Mittelalters Gebildete und Ungebildete. Die fahrenden Schüler waren dieselben Landstreicher wie die verbummelten und verkommenen Handwerksburschen, die Gelehrten waren voller Irrtümer und Fälschungen, welche der dreistockigen Arche Noah der Handwerker, die wir später irgendwo anführen, nicht nachstehen. Henne am Rhin, ein gewiß unvoreingenommener Sittengeschichter, sagt hierzu etwas, das auch heute seine Gültigkeit noch nicht ganz verloren hat: „In der Weisheit der Professoren bildeten Spitzfindigkeiten und Difteleien die Hauptsache; das glücklichste Gedächtnis galt als die tiefste Gelehrsamkeit." —

Unsre heutigen Zimmergesellen sind nun ganz gewiß nicht ohne weiteres mit dem alten, und auch nicht mit dem neuen selbständigen Handwerk zu vergleichen. Die gesellschaftliche Gliederung ist heute eine ganz andre, und der Arbeiter bildet einen Stand für sich. Aber immer noch steigt aus dem Handwerksgesellen das Handwerk empor, immer noch streben viele nach der Meisterwürde, immer noch lebt unter den Zimmergesellen der Höhentrieb ihrer selbstbewußten selbstgebildeten Vorfahren. Sie sind stolz wie jene auf ihre Sitte und Art, sind völlig unempfindlich gegen römische Bürgertugenden und griechisches Heldentum, weil sie denken, daß sie das alles selbst haben, sind sich selbst ihre Hektore und Herkulesse, und lassen ewig frisch und jung ihre Kraft aus dem eignen Wesen, ihre Kunst aus ihrem Blut quellen.

Diese nicht durch die Welt des klassischen Altertums gebändigte und veredelte, das heißt recht eigentlich deutsche Ursprünglichkeit und Begeisterung, ist die Lösung des Rätsels der ungeheuren Tat- und Stoßkraft der Arbeiterschaft, der Gewerkschaften. Und dieses rückwärts gerichtete, unblütige, fremde lateinische Bildungshochziel, das wohl naturgemäß den lateinischen Völkern, den Romanen, zueignet, aber nicht den Germanen, ist sehr viel mit die Ursache für den Verlust des

Krieges und anschließend daran für den widerstandslosen Zusammenbruch des sogenannten gebildeten Bürgertums, der Gesellschaft. In einem solchen Kampf konnte nur ein Volk aus einem Guß, mit einer aus der Seele, aus dem Blut gesprungenen, einheitlichen, völkischen Welt- und Lebensanschauung bestehen, wie sie die Franzosen mit ihrem, für sie ganz berechtigten und natürlichen, engen, romanisch-lateinischen Bildungshochziel, und die Engländer mit ihrem beschränkten aber stolzen, selbsteigenen Angelsachsentum hatten; konnte aber kein Volk bestehen wie das deutsche, das sich mit seinen Bildungszielen einmal in sich selbst sozusagen in zwei Welten auseinanderspaltete, und das wieder in beiden Teilen mehr oder weniger in die Gesittungen aller lebenden und gestorbenen Völker um es herum zerfloß. In diesem Kampfe konnte kein Volk bestehen, das seine Mode aus Paris holte, seine Gesellschaftssitten, seinen Sport aus England, seine Kunst, seine Malerei aus Frankreich, seine dichterischen Vorbilder aus Rußland, seine Sprache, seine Bildung aus aller Welt; das in seinen Schöngeistern ununterbrochen allem fremden Geist zu Füßen lag und in seinen geistigen Führern, seinen Sprachforschern und Jugenderziehern und somit Volkserziehern, seiner gesamten Bildung den größten Stolz darein setzte, von dem griechisch-römischen Schönheits-, Menschheits- und Bildungshochziel am meisten durchdrungen zu sein. —

Wir waren durch unsere geistigen Führer Jahrhunderte lang falsch geostet im buchstäblichen Sinn. Das fühlte das Volk unbewußt, und deshalb hat es sich jetzt grundstürzend von dieser Führung losgemacht. Es will nun endlich es selbst werden. Nicht der Süden und Südosten kann uns zu einer eigenen Hochbildung führen, sondern bloß der Norden! Nicht der Olymp, sondern die Walhall! Nicht Hellas, sondern Thule! Vor allem aber können uns unsere engeren deutschen Grundstoffe erneuern und führen, unsere Heldensagen und Märchen, unsres Volkes Urgedanken und Urkünste. Unser eigenes Volkstum und mit ihm und in ihm auch unsre Zimmerleute! Das ist der Grundgedanke dieser Schrift und deshalb diese Rückblicke! —

In vielem umlernen müssen insbesondere auch die Bautechniker, die hohen und niedern! Sie müssen sich vor allem daran erinnern, daß erst mit der neben der Humanei hergehenden Kunstströmung des Wiedergeburtstils und seines Kindes, des Barocks, das Stildenken, die Gelehrtheit und damit die Unfähigkeit in die Baukunst hineinkam, aus dem eigenen Geblüt echte sprudelnde Kunst zu schöpfen. Sie müssen sich daran erinnern, daß in den Bauhütten einst auch die Meister, die

großen Münsterbaumeister, Gesellen waren und immer zur Zunft gehörten. Sie dürfen in dem Zimmermann, Maurer, Steinhauer, Schreiner nicht mehr die tote Maschine sehen, die seelenlos ihrem Willen zu folgen hat, sondern sie müssen in ihnen wieder den lebendigen Bruder im Bau fühlen, der ihre Gedanken unter eigenem Mitdenken in die Wirklichkeit umsetzt. Wer weiß, was im Grund das Wertvollere ist?

Jeder Baumeister und Baukünstler, jeder Bautechniker in allen seinen Abstufungen muß wieder mit dem Baugesellen lernen, muß eine nicht zu kurze, handwerkliche Lehrzeit durchmachen. Und zwar nicht etwa bloß um werkliche Fähigkeiten zu gewinnen, sondern viel mehr, damit er sich in die Gefühlswelt des ausführenden Baubruders einlebt. Und damit er sich in den Geist des Handwerks und der Baustoffe hineinarbeitet.

Der Zimmermann kennt den Holzgeist, und der Steinhauer weiß, daß der Funke, den er aus dem Stein schlägt, ein ganz besonderer ist. Aber ein großer Teil der Baumeister, und gerade der führende, der wissenschaftliche, akademische, kennt den Geist der Baustoffe nicht mehr. Und das ist der Grund, daß eine papierene Baukunst uns zum Teil bis heute überwältigt. —

Man unterschätze ja diese Geister, diese Unterströme nicht! Die geheimsten Kräfte sind immer die stärksten, und wahrscheinlich waren die alten handwerklichen Meister nur deshalb so selbstsicher in ihrer Kunst, waren groben Geschmacksirrungen einfach unzugänglich, weil sie die Pflanze im Holz atmen, den Urgeist im Stein, den sie verschafften, klingen hörten. Sie wuchsen aus dem Reich der Baustoffe heraus und in dieses Reich hinein. Wir aber bauen, mit bekannten, rühmlichen Ausnahmen, Papier, atmen, besonders seit dem Klassikertum vor hundert und einigen Jahren, Papier und nichts als Papier! Der bis heute als deutscher Kunstweiser unerreichter Größe gefeierte Winckelmann, der dieses Klassikertum bei uns vor allem einführte und anfeuerte, und unter dessen unheilvollem Einfluß auch Goethe, der einst mit seinem deutlich sprechenden, jungen Blut entzückt vor dem Straßburger Münster gestanden hat, unter das klassische Schönziel geriet, Winckelmann ist der verderblichste Geist, der je über das so heillos hin- und hergezerrte Kunst- und Baudenken des deutschen Volks hereinbrach. Im Geist Schinkels spukt er bis heute in den Köpfen befähigtester Baukünstler nach und verwirrt sie immer wieder zu papiernen Baukünsten, zu totgeborenen Kindern einer fremdhimmligen Schönheit. — —

Und das nicht genug, tauchte nun dazu noch ein neuer, verstärkter Winckelmann auf, der mit dem Winkelmaß südhimmliger Schönheits-

setze, aus verromantem Hirn gebornen, den nordischen Kunsthimmel messen will: Ostendorf! — Ein völlig von dem romanischen Schöngedanken geschlagener, verwelschter Geist, dem bezeichnenderweise die Gotik, die im germanisch-fränkisch-normannischem Nordfrankreich aufkam, die Gotik aus unsrem Fleisch und Blut, eine ebenso fremde, von uns aufgegriffene Kunst ist wie die später uns überwuchernde und künstlich aufgefropfte italienische Wiedergeburt. Das allein sagt eigentlich schon alles, was über diesen neuen Kunstweiser zu sagen ist. —

Der Barock, überhaupt die ganze italienisch-französische Formensprache des 18. Jahrhunderts, ist ihm die letzte große „deutsche" Kunstäußerung. An sie anzuknüpfen, diese Formensprache aufzugreifen sei so gut erlaubt, als einst im Mittelalter das Aufgreifen der Form der Gotik! —

Es würgt einen der Ekel an der Kehle, wenn man derartige verdorbene und verworrene Anschauungen von Männern liest, die die junge deutsche Bauwelt zu führen berufen sind. „Symetrie," „Monumentalität" im klassischen Sinn, Scheinsäulenkunst sind Ostendorfs Grundpfeiler. Ein neuer Palladio mit nicht bloß vier, sondern sechs Büchern vom Bauen steht mit ihm über Deutschland! Und sie staunen und schauen, die Schwachen und Matten, die Unschöpferischen und verdünnen den zehnfach verdünnten Griechenabsud, denn er bietet noch weiter, und bauen die akademische Richtigkeit und Nichtigkeit, Uneigentlichkeit und Langeweile Karlsruhes, Weinbrenners — Ostendorfs. —

Ihr Baumeister aus den Bauschulen, in deren Adern das Handwerk noch rauscht, warum folgt ihr immer wieder diesen falschen Führern, die aus den falschen und fälschenden Grundlagen fremder Sprachen und Welten emporgebildet, selbst falsch, selbst zu Römlingen und Griechlingen und Romanen geworden, euch Zitronen und Orangen, längst ausgereifte Südfrüchte, die immer wieder abfallen, auf eure Wettereichen pfropfen? Warum veredelt ihr nicht eure Eichen und Linden und Birken, eure eigenen deutschen Baubäume von der Wurzel her, bis euch ein deutscher Bauwald aufrauscht, mächtig und groß und erhaben, wie nie einer war? Warum lauscht ihr immer diesem süßen Wipfelsäuseln fremder Treibhauspflanzen?

Laßt sie doch künsteln und schöneln, die romanischen Kunstmesser und Schönlinge, und mit immer neuen Aufgüssen die ewige Schönheit der Griechen verdünnen. Aber ihr, die ihr auf deutscher Erde, die ihr auf den Schultern des Handwerks steht, ihr macht euch endlich los von

dem zünftigen akademischen Gängelband, das euch so lange schon hält. Ihr, führt euch endlich selbst!

Seit Vignola und Palladio erschlagen die Bauschulmeister euer eigenes, faustisches, dem abmessenden romanischen Baufühlen gerade entgegengesetztes, nicht zuerst schönwollendes, sondern grundwühlendes höll- und himmelstürmendes Kunstwollen. Seit Schinkel glaubt ihr ihrer falschen Wissenschaft, glaubt der Gehirnkunst. Glaubt ihnen einmal doch endlich nicht mehr, wie ihnen auch die besten der akademischen Bauwelt, die schöpferischen Männer vom deutschen Werkbund, ein Hans Pölzig, Bruno Taut, Riemerscheid, Muthesius, Theodor Fischer usw. nicht glauben. Glaubt endlich einmal doch euch selbst, dem deutschen Himmel; glaubt dem echten Handwerk, wo ihr's findet, glaubt dem Schlag eures unverhumanisierten Blutes, und ihr werdet den baulichen Wesensausdruck unsres Landes und unserer Zeit haben, den jene nie finden, und den sie euch immer wieder aufs neue hinausrücken.

Baut lieber einmal grob und häßlich als akademisch schön und richtig! Die Form kommt schon von selbst mit der Zeit. Von Stilpalästen und Stilballästen verdorben für eigene Art auf ewig sind jene. Ihr Baumeister aber mit dem deutschen Blut im Herzen, ihr seid berufen. Eure Kraft ist eure Ursprünglichkeit, eure Handwerkskenntnis! Wenn ihr sie entfaltet und veredelt, ihr alle, die ihr den Pulsschlag der unverfälschten Heimat fühlt, ihr alle, ob aus Bau- oder Hochschulen gebildet, die ihr euer Blut hört, dann werden einmal die Verräter unsres Wesens von den Stühlen gestoßen, die sie zu Unrecht einnehmen, und selbstwüchsige Männer sie einnehmen und uns führen.

Eugen Weiß

Einleitung

Daß bei den Baugesellen und besonders bei den Zimmerleuten noch ein solch breiter Strom von Brauchtum, Eigenart und Dichtung fließt, daß die Zimmerleute tatsächlich ein fast noch unentdecktes Volk sind, wie der Name dieses Buches besagt, und wie man das im Verlauf unsrer Schilderungen nicht als besonders übertrieben empfinden wird, das hat natürlich seine guten Gründe.

Das Zimmerhandwerk hat sich seit dem Mittelalter kaum verändert und ist vielleicht, wenn wir genau nachforschten, seit 2000 Jahren sich in seinen Grundzügen ganz gleich geblieben. Aus dem einfachen Grund, weil die Axt, die der Wirbel des ganzen Zimmerns ist, schon damals nicht bloß erfunden, sondern gut und vollständig ausgebildet war. Das Zimmerhandwerk ist neben der Schmiedekunst nicht nur das ursprünglichste Handwerk, da zweifellos das Holz sich zuerst der menschlichen Bearbeitung fügte, sondern auch das deutscheste, weil die deutschen Städte geradezu aus den erst geschlagenen deutschen Wäldern herauswuchsen. Die deutsche Seele kam aus diesen Wäldern, und wer diese Wälder verarbeitet, wer ihr Holz verschafft, dem wird diese Seele auch immer wieder zuströmen.

Von den Burgunden erzählt z. B. nach Haupt Sokrates Scholastikus, daß sie zur Zeit, da sie noch am Rhein saßen, alle Zimmerleute gewesen seien. Das ging noch lange so fort! Wir wissen, daß durch das ganze Mittelalter hindurch der Bürger beim Aufrichten seines neuen Hauses und häufig auch bei den übrigen Zimmerarbeiten mithalf, wie wir das bis heute auf dem Lande beobachten. Ja, der Bauer ist in manchen Gegenden und in vielen Teilen immer noch sein eigener Baumeister, und das Sprichwort: „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann" ist nicht umsonst. Aus dieser einstigen innigen Verbundenheit jedes Deutschen mit dem Zimmerhandwerk, aus diesem noch im Blute klingenden Handwerk der Väter heraus, entspringt die unbewußte Vorliebe vieler, und insbesondere der, noch durch keine Fremdströme von ihrem Urtum abgeleiteten, unverbildeten Kinder für die Zimmerleute.

Heute wird nur noch Zimmermann, wer diese Seele, von der wir sprachen, diesen Holz- und Waldgeist noch lebendig fühlt, wessen ge-

danklicher Hochflug nach Axt und Säge und Hausaufschlagen, nach schwarzem Hut und Samthose, kurz nach der Gestalt, dem Gehalt und der Gewalt des Zimmermanns geht. Denn das alles hat der aus der Schule tretende Bub schon lange ahnungsvoll eingesogen und im stillen gefeiert! Nur selten kommt, wie das in andern Berufen überwiegend geschieht, einer zufällig zu diesem Handwerk, aus dem einfachen Grund, weil die schwere Arbeit des Zimmermanns viel eher abstoßen als anziehen könnte. Wir finden also in diesem Stand eine Auslese von fast lauter zu ihm Geborenen, und daraus folgt ohne weiteres von selbst die Tüchtigkeit, die wir hier beobachten, die Selbstsicherheit und der Stolz der Zimmerleute.

Sie waren die ersten Baumeister in Deutschland, das sagt uns allein schon die Untersuchung des Wortes Zimmer! Zimmer bedeutet ursprünglich das Holz zum Bauen, das Bauholz, und nahm erst allmählich den Begriff von Holzbau, Wohnung an. Im frühen Mittelalter noch hieß das Gebäude der Frauen des Hofstaats Frauenzimmer. Später wurde dann auch das eigentliche Frauengemach in diesem Gebäude so genannt, und die Raumbezeichnung Frauenzimmer schließlich auf die Hofdamen übertragen, die in diesem Zimmer wohnten, bis das Wort endlich zu seinem heutigen minderwertigeren Sinn herabsank. Die Urzimmerleute hätten es sich wohl kaum träumen lassen, daß ihr Ausdruck Zimmer, ihr grob behauenes Bauholz, noch einmal eine Bezeichnung für zarte Frauen abgeben würde. — Der Zimmermann war also der Holzbaumann, der Erbauer der damaligen Holzwohnung, des Hauses. In dem Ausdruck: „dem hab ichs gezeigt, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat" ist die Erinnerung an diesen Urbaumeister noch aufgespeichert.

Wir können aber die Anfänge des Hausbaus noch weiter zurückverfolgen als das Wort Zimmer, als das zünftige Handwerk und die Baukunst reichen.

Der Vormensch baute und zimmerte überhaupt nicht, sondern nützte nur die natürlichen Bauten der Natur aus. Er wohnte in Höhlen und, wo sich keine solchen fanden, in Wäldern, wo er sich, wenn Gefahr im Anzug war, auf die Bäume zurückzog, auf denen er sich ein Nest von Zweigen machte, wie wir das heute noch bei den großen Affenarten beobachten.

Das schon menschlich denkende Geschöpf, das sich aus diesem Urwesen entwickelte, der Urmensch, suchte sich in seinen Anfängen dann wohl Stellen im Wald aus, wo sich die Bäume so dicht reihten, daß sie als natürliche Wand einen Raum umschlossen. Die Zwischenräume der

Stämme schloß er mit Dorngestrüpp und Steinpackungen, und vor die ausgesparte Türöffnung wälzte er bei Nacht einen Felsblock.

Das war aber noch kein Haus, sondern mehr ein Dornverhau, eine Feste, zum Schutz gegen menschliche und tierische Angriffe. Erst als der Mensch ein Dach aus Blattwerk, Schilf, Rohr und ähnlichem darüber setzte, war der Grundgedanke des gegen die Unbilden der Witterung schützenden Wohnhauses in die Welt getreten. Aber das wirkliche Haus, d. h. ein von Menschenhand erstellter Wohnraum war es noch nicht. Es war noch zu viel Natur, die Hauptmerkmale des Hauses, die Umfassungswände, waren in der Hauptsache noch Wald, waren Bäume.

Da kam der emporsteigende Menschengedanke darauf, die Bäume an der Stelle, wo ihm das am geschicktesten dünkte, so dicht zusammenzurücken, als es für seinen Wohnzweck notwendig war. Der Mensch fällte sie und stellte sie neu auf, und von diesem Zeitpunkt an beginnt der eigentliche Hausbau, beginnt unser Zimmerhandwerk.

Denn mit dem künstlichen Zusammenrücken der Stämme war bereits das erste Stockwerk des Zimmermanns erstellt!

Die alte Einzahl von Stockwerk ist Stock, das ist ursprünglich ein des Wipfels beraubter Baumstamm, der durch Rammen zu einem Werk von Stöcken, einem „Stockwerk", zum ersten Holzbau, den wir uns denken müssen, zusammengereiht wurde. Das konnte nur zimmermannsmäßig geschehen und ist bis zum heutigen Tag eine der zünftig ausgebildetsten werklichen Tätigkeiten der Zimmerleute, trotzdem hiezu eigentlich keine gelernten Arbeiter notwendig wären. Aber gerade darin sieht man, wie stark die Überlieferung hier wirkt! Das Rammen war eben einfach gleichbedeutend mit Zimmern, weshalb es der Zimmermann ist, der bis heute die Rammarbeiten macht und nicht der Taglöhner, wenn überhaupt eine Handrammung stattfindet und nicht eine Dampframme aufgestellt wird. Aber auch bei dieser wird der Zimmermann zur Führung des Eisenbetonpfahls zugezogen. —

Bei der großen Ausdehnung der Pfahlbaudörfer muß das Rammen schon zu jenen Zeiten — etwa um 3000 vor Christus — eine wohlausgebildete Kunst gewesen sein, und wir möchten deshalb annehmen, daß dabei schon eine gewisse Arbeitsteilung stattfand, daß das immer und vorwiegend dieselben Leute, eben Zimmerleute, handhabten. Wir könnten uns auch ein Rammen von so starken Pfählen, bis zu 25 und 30 cm starken Baumstämmen, ohne künstliche Hebelkraft kaum vorstellen und müssen daher denken, daß die Erfindung eines einfachsten Rammwerks, mindestens aber die Handramme, also die Gründung des Handwerks

und Handwerkzeugs bis auf jene entlegenen Zeiten zurückgeht. Axt, Beil, Säge, Hammer, Bohrer, Stemmeisen oder Meißel waren ja in der Tat in geschliffener Form auch schon aufs beste ausgestaltet, wenn auch nur in Stein und Hirschhorn, und das Anschneiden von Zapfen an die Pfähle, sowie das Stemmen von Zapfenlöchern in den darübergelegten Holm, das wir aus jener Zeit beobachten, und das z. B. bei Brückenjochen bis zum heutigen Tag so geübt wird, zeigt, daß die kennzeichnendste Holzverbindung des Zimmermanns, das, was den Holzbau recht eigentlich zur Zimmerkunst macht, gefunden war.

Die ursprünglichste Form des Hauses war also der eben besprochene, stehende Blockbau, zuerst mit weiter gestellten Pfählen oder Stöcken, nach dem Vorbild des Waldes; später auch mit unmittelbar an einander gereihtem und daher sichererem und festerem Stockwerk. Die Zwischenräume im ersten Fall wurden durch Flechtwerk verbunden, was dem Ganzen auch einen festeren Zusammenhalt gab. Dieses Flechtwerk wand sich um die Stöcke herum und bildete, insbesondre nach seiner Dichtung mit Lehm, einen festen, flächigen Raumabschluß, eine Wand, die nichts andres als das „Gewundene" ist.

Als sich das Auge jener Menschen durch den immer weiter schöpfenden Gedanken von dem Naturbild der senkrecht stehenden Stämme losgemacht hatte, kamen sie zum liegenden Blockbau, der nun einen großen baulichen Fortschritt bedeutete. Es war das für jene Zeit eine völlige Umwälzung des werklichen Denkens, eine Umwälzung von gewiß größerer Tragweite als wir sie heute mit der Erfindung des Eisenbeton- oder auch schon des Eisenbaus erlebten. Denn während die Stockstellung doch immer noch nur ein kunstvolles Zusammenrücken des Waldes zum Wohnen war, bedingte nun das wagrechte Aufeinanderschichten der Stämme ein selbständiges bauliches Denken, trat jetzt die Baukunst im eigentlichen Wortsinn auf den Plan. Die Überplattung der Hölzer an den Ecken, die jetzt erfunden werden mußte, ist schon eine weitreichende zünftige zimmermännische Holzverbindung, die bis heute in Übung ist.

Aus dem liegenden Blockbau, der ureigentlich noch keinen Wechsel von wagrechten und senkrechten Hölzern, und daher keine Zapfenverbindungen kannte, entstand dann der heutige zimmermännische Fachwerkbau mit Pfosten, Riegeln und Bügen.

Es gab schon in ältesten Zeiten Häuser bis zu 40 Meter Länge. Sie waren nicht bloß rechteckig, sondern ursprünglich, teilweise aus der Grundform des Zeltes hervorgehend, vielleicht mehr rund, eiförmig und



an den Ecken abgerundet. Die Germanenhütten auf den römischen Siegessäulen sind z. B. meist rund dargestellt.

Diese einfachsten Wohnbauten waren von der Schwelle bis zum Dachfirst aus Holz.

Die Schwelle war ursprünglich das wagrechte Holz am Eingang, welches das Wasser „schwellte", so daß es nicht in die meist grubenartig vertiefte Wohnung eindringen konnte.

Alles, was der Wald bot, Stamm, Ast, Zweig, Rinde, Rute fand Verwendung zum Bau. Ja, selbst die Gefäße des Hauses wurden aus Holz oder aus mit Harz gedichtetem Weidengeflecht hergestellt. Das Dach wurde mit Schilf, Stroh und Torf eingedeckt. Fenster gab es noch lange keine, das Licht fiel durch die geöffnete Tür herein.

Dagegen entwickelte sich schon früh die Lust nach Schmuck und Zier, die sich in Eingrabungen in das Holz äußerte. Der Kerbschnitt wurde erfunden. Vorspringende Gesimse kennt die Urkunst der Germanen keine, es gab nur Kerven, Fasen, eingegrabene Linien, Kehlen, im Holzgrund liegende Stäbe. Besonders die merkwürdigen riemen- und bänderartigen Verschlingungen und Spindelwindungen mit Tierköpfen an den Enden, die jedermann aus der Schlosserkunst kennt, wo sich das noch durch die ganze falsche Wiedergeburt hindurch erhielt, war als Zierwerk beliebt, ja herrschte fast ausschließlich und beeinflußte später das Flachzierwerk ganz Europas. Die ganze Kunst der Germanen entstand aus der Bearbeitung des Holzes, aus Holzformen, die dann später in den Stein eindrangen. Die Steinmetzkunst der Gotik ist nichts andres als eine in den härteren Stoff übersetzte Zimmermanns- und Holzbaukunst. Dort, in den gotischen Domen rauscht der alte Germanenwald in Stein!

Alle vorgegliederte Gesimskunst aus griechischen Formen heraus ist undeutsch und uns uneigentlich. Gewiß, der Zahnschnitt, die Säule usw. gehen ebenfalls auf Holzformen zurück. Aber das erstarrte bei den Ägyptern, Assyrern und Griechen bald zu Steinbauformen, die für den klaren, scharfe Schlagschatten werfenden, südlichen Himmel berechnet sind, aber in der deutschen Welt ewig fremd bleiben. Unsrem heimischen Baufühlen entstammen die Gesimse der Gotik, die geheimnisvollen aus dem Steingrund und Hausgrund herausgeschafften Kehlen und Stäbe. — —

Die Zimmerleute waren aber in Deutschland nicht nur die ersten Baumeister, sondern auch die ersten Baukünstler. Sie waren es, die den deutschen Erhabenheitsbau begründeten. Erst lange nach ihnen trat der Steinhauer auf den Plan, und erst vom 13. Jahrhundert ab wurden die Rathäuser in Stein gebaut.

Wer die großartige Erhabenheitswirkung der deutschen und nordgermanischen Zimmerkunst beobachten will, der sehe sich einmal die Abbildung einer norwegischen Stabbaukirche an, ja der lasse nur unbeeinflußt von dem unser Kunstsehen fälschenden, romanischen Schöngedanken — so er das noch fähig ist — irgend ein altes Rat-, Korn- oder Geschlechterhaus einer beliebigen alten deutschen Stadt auf sich wirken. Da redet deutscher Holzgeist, der Geist einer rein deutschen Kunst und der Geist des deutschen Zimmermanns zu ihm. Denn jene alten Baukünstler waren Handwerker, Zimmerleute und nichts andres.

Von diesen hölzernen Erhabenheitsbauten hat sich naturgemäß nur wenig, von dem Ältesten gar nichts erhalten. Aber die Alleinherrschaft des Holzbaus bei uns dauerte bis zur Einführung des Christentums und „ging wenig geschmälert bis tief in das Mittelalter“ fort.

Die emporgeblühten Städte am Rhein um 600 waren durchweg von Holz, und es gab nach Haupt schon damals mehrstöckige städtische Häuser mit Treppen, Söllern und verschiedenen Räumen. Königshallen, Kirchen, Burgen, alles wurde in Holzfügung aufgebaut, und es muß eine Pracht und ein Märchen gewesen sein, diese gefällten Wälder blütigster, urtümlichster Baukunst beieinander versammelt und aufeinander getürmt zu sehen. Sie begeisterten den Bischof von Poitiers, Venatius Fortunatus, der um 560 diese Städte bereiste, zu den Liedzeilen:

> Weg mit euch, mit den Wänden von Quadersteinen! Viel höher
> Scheint mir, ein meisterlich Werk, hier der gezimmerte Bau.
> Schützend verwahren vor Wetter und Wind uns getäfelte Stuben,
> Nirgends klaffenden Spalt duldet des Zimmermanns Hand.
> Sonst nur gewähren uns Schutz das Gestein und der Mörtel zusammen,
> Hier aber bietet ihn uns freundlich der heimische Wald.
> Luftig umziehen den Bau ins Gevierte die stattlichen Lauben,
> Reich von des Meisters Hand, spielend und künstlich geschnitzt . . .

Das Zeugnis dieses hochgebildeten Trägers römisch-romanischer Gesittung bürgt am sichersten für die hervorragende Bedeutung und Höhe dieser Baukunst. — Was schlummerte fernerhin darin noch alles, was mag da durch das Eindringen fremder Kunstwelten im Lauf der Jahrhunderte an eigenartigen und eigenwilligen Kunstansätzen uns verloren gegangen sein! Getäfelte Stuben, Lauben, spielend und künstlich geschnitzt! Diese Andeutungen lassen uns erahnen, welche Schönheiten hier verborgen und welche Handfertigkeiten und Künste jahrtausendlanger zimmermännischer Entwicklungszeiten hier erreicht waren. Schreiner, Glaser, Holzbildhauer, Wagner, Bildschnitzer usw. gab es noch keine,

alle diese Handwerke und Künste vereinigte in sich der Zimmermann, und erst zwischen der Früh- und Spätgotik zweigen sich allmählich weitere Holzbearbeitungsberufe vom Mutterhandwerk ab.

Wir müssen uns überhaupt das Hausgestühl in jenen rauhen Zeiten sehr mäßig vorstellen. Noch zur Zeit der fränkischen und sächsischen Kaiser, also etwa bis um 1250, bestand es in der Hauptsache nur aus Bett und Kastenbank. Diese diente zugleich als Schrank, Sitz und Truhe und war das wichtigste Gestühlstück.

Tische gab es in der Frühzeit der Gotik überhaupt nicht. Zwei Holzböcke mit aufgelegten Brettern waren die „Tafel", die nach dem Gebrauch beiseite, an die Wand gestellt wurde. Die Anfänge des Schranks zeigen sich in jener Zeit in der verschließbaren Wandnische. Die Truhen und später Kästen waren sehr roh, weil man die Bretter noch nicht in gleicher Dicke schneiden konnte. Ebensowenig verstand man es auf Gehrung zu arbeiten, und kannte auch den Falz oder Nut- und Federverbindung noch nicht. Deshalb mußte dieses rohe Brettergefüge durch eiserne Bänder zusammengehalten werden — die Schmiede- und Schlosserkunst hatte sich rascher entwickelt — und daher rühren die schweren, schönen Beschläge, die wir heute so bewundern.

Der Kunstsinn der Zimmerleute erging sich dafür um so stärker in dem vorerwähnten Schnitzwerk, das uns aus dieser Zeit leider fast vollständig verloren ist. Besonders an den hölzernen Einfassungen der Haustüren, an den Köpfen und Füßen der Holzsäulen usw. zeigte sich diese Holzkunst mit jenen seltsamen, nach einem festen Gesetz sich abwindenden Riemenverschlingungen, wie sie uns noch die Reste altnordischen Kirchenbaus zeigen. Verschlingungen, in denen sich sozusagen die geheimnisschauernde, alten Zaubers volle germanische Seele abwand, die immer der Ausdruckskunst zuneigte und erst durch die italienische Wiedergeburt in die Natur nachbildende uns uneigentliche Wirklichkeitskunst hineingerissen wurde. Es waren Schlangen, Lindwürmer, Vogeldrachen, uralte Menschheitserinnerungen, die sich da krümmten und wanden. Auch bemalt waren die Wände, und ein angelsächsisches Gedicht, das die Pracht dieser Holzpaläste schildert, spricht geheimnisvoll von „wunderbar hohen Wänden mit Wurmbildern".

Es war sozusagen das klassische, oder wenn wir ein Wort wählen wollen, das diesen uns zu falschen Schönbegriffen führenden Ausdruck umgeht: das gefirstete[1] Zeitalter unsrer germanischen, unsrer ureigenen

[1] Siehe auch Uhland: „Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet." Firft ist das Erste, Höchste; das liegt noch im englischen first = erst.

Kunst, die sich dann im Steinbau der Gotik in großartiger, himmelstürmender Weise weiterentwickelte.

Auch in dem weiter hinten vollständig angeführten alten Lied von dem Zimmergesell und der Markgräfin klingt etwas von dieser hölzernen Prachtbaukunst der Zimmerleute durch:

> Es war ein jung jung Zimmergesell,
> War gar ein frisches Blut.
> Der baute dem jungen Markgrafen sein Haus,
> Sechshundert Schauläden hinaus.

Sechshundert Schauläden d. h. Fenster baute er hinaus, und man fühlt darin die Größe und Pracht dieses hölzernen Schlosses, fühlt, wie schön es war, aus diesen Schauläden in die Herrlichkeiten der Welt hinauszuschaun. Bis in sieben und acht Stockwerken übereinander aufgereiht, zogen sie sich in großartigem Schönschwung (Rhythmus) hin, diese Fenster ohne Glas, diese Kreuzstöcke, und dieser Einklang setzte sich weit über das steile Dach hinauf fort, mit den sich dort hinschwingenden, ebenfalls in mehreren Reihen stehenden, zahlreichen Dachläden d. h. kleinen Zwerchgiebeln. Nicht genug Dachläden konnte jene Zeit, die gotische Zeit anbringen, denn das war eben damals ein Ausdruck des baulichen Fortschritts, der Baukunst, des Reichtums und mit alle dem der Schönheit! Da war das deutsche Volk noch jung und frisch und unverbildet und konnte sich unbefangen seiner Welt und seines Blutes freuen. Da waren die Zimmerleute noch Baukünstler und das Handwerk hatte noch goldenen Boden. Der unaufhaltsame Gang der Zeit, die Maschine vor allem und der wissenschaftlich gebildete Baumeister, der dem Zimmermann den Gedanken aus der Hand nahm, hat das größtenteils aufgehoben. Jene starren Maschinenkräfte, wozu von uns auch die gelehrte Baukunst, die zum Teil bis heute auf Palladio, dem Abgott Goethes steht (siehe Ostendorf!) gerechnet wird, entseelten den Menschen, entseelten das Handwerk und entseelten unsre Heimat. Jetzt sind Kräfte am Werk, auch dem Handwerk wieder Möglichkeiten des eigenen Schöpfens zu geben. Und daraus ist alles zu erwarten, ist eine wirkliche deutsche Wiedergeburt unsrer Baukunst, unsres Kunstgewerbes zu erhoffen.

Die fremden Zimmergesellen

Wer hielte es für möglich, daß im Zeitalter der Blitzkraft und des Flugzeugs noch kräftige Quellen der alten Handwerksburschenlust und Landstraßenromantik in Deutschland springen; daß sich im neuen und neuesten Deutschen Reich mit seiner weitgehenden gesellschaftlichen Gesetzgebung, mit seinen alles umspannenden, mächtigen Arbeiterverbänden und mit seinem aufreizenden und aufreibenden, an echter Freude so blutarmen Gesellschafts- und Vergnügungsleben noch Reste der alten Zunftgemütlichkeit erhalten haben?

Aber es ist so! es haben sich lebendige Zeugen einer behaglicheren Vergangenheit erhalten, sie gehen leibhaftig unter uns umher, und wer die Augen aufmacht, kann sie tagtäglich in den Straßen unsrer größeren Städte beobachten. Es sind jene Handwerksgesellen, die in schwarzen Manchestersamt gekleidet, mit eigentümlich nach unten sich erweiternden Hosen und mit ungeheuren, schwarzen Filzhüten angetan, wohl schon jedermann auffielen. Es sind die „fremden Zimmergesellen", kurz die Fremden, wie sie sich selbst nennen, oder die „Geschriebenen", wie sie von den andern Handwerksgenossen genannt werden!

Diese uns in der Tat fast fremd und abenteuerlich anmutenden „Fremden" stehen und gehen meist in Gruppen zusammen und scheinen sich den Teufel um die gaffenden Augen um sie herum zu kümmern. Aber der unterrichtete Beobachter weiß, daß sie sich im Innern höchlichst freuen über das Aufsehen, das ihre sammetschwarzen Kerngestalten erregen. Denn es sind fast durchweg große, schöne, schlankgewachsene Burschen mit hellem Haar und blauen Augen, die auch ohne ihre auffallende Kleidung wohl in die Augen fallen könnten. Ihre Haltung und ihr Gesichtsschnitt, ihr ganzes Aussehen läßt oft sofort auf den Niedersachsen schließen, und in der Tat ergänzen sie sich vorwiegend aus dem Norden.

Die Zimmerleute haben zwar alle etwas Besonderes und Erhabenes, wenn wir das so nennen dürfen, da sie ja tatsächlich durch die Örtlichkeiten, in die sie ihr Beruf führt, im vollsten Sinn des Wortes häufig hoch erhoben über der übrigen Menschheit stehen! Und sie halten auch

alle noch mehr oder weniger an der einstigen, zünftigen schwarzen Kleidung und dem großen Hut fest, denn das „Zünftige“ steckt ihnen ohne Ausnahme noch in allen Knochen. Aber das besonders stolze und selbstbewußte, fast herrische Benehmen der „Fremden“ läßt auch den Unberufenen, den Nichteingeweihten eine Trennungslinie zwischen ihnen und den andern Gliedern dieses stolzen Handwerkstandes erkennen, eine Trennungslinie, die sich durch äußerliche Kennzeichen noch verstärkt. Sie sind nämlich schnurrbartlos und tragen dort, wo bei gewöhnlichen Sterblichen sich ein Hemdkragen knöpft, bloß ein schmales schwarzes, um das Hemdknöpfchen geschlungenes Bändchen, das dann unter der weitausgeschnittenen Weste auf dem weißen Hemd liegt. Der Hals ist frei, was mit dem sichtbaren Hemd etwas unbekleidet aber forsch aussieht!

Wenn sie dazu Sonntags, wo sie sich gerne in ihrem vollen Glanz zeigen, einen Zylinderhut keck auf die Seite rücken, sieht das geradezu herausfordernd aus, und wir erinnern uns mit Vergnügen eines Straßenbildes aus Stuttgart, wie da ein solcher Trupp, der wahrscheinlich vom Lichtbilden kam, mit geradezu verblüffender Würde im Gänsemarsch an einem Schutzmann, der sofort in ihnen einen feindlichen Grundstoff witterte, vorbeizog und ihn dabei fast wegstreifte, sodaß sich der Hüter der öffentlichen Ordnung sichtbar besann, ob er diese, von jedem ordnungsmäßigen Menschen abweichenden verdächtigen Gestalten auf der Königstraße nicht samt und sonders verhaften solle. Das war aber noch vor der Staatsumwälzung!

Auch mancher Bürger schaut, wenn ihm diese Gestalten auf der Straße begegnen, verwundert auf und erkundigt sich wohl einmal bei einem, von dem er annimmt, daß er es wissen könnte, was das für Kerle seien. Aber niemand weiß ihm eine rechte Antwort, und er läßt es schließlich auf sich beruhen.

Und doch sind's die „fremden Zimmergesellen“ wert, daß man ihnen einmal nachspürt!

Was heißt das nun vor allem, die Fremden, die Geschriebenen?

Der Ausdruck die Geschriebenen — eigentlich Fremdgeschriebenen — bezeichnet die Zimmergesellen, welche sich das bekannte Handwerkslied merkten:

> So mancher denkt sich ein Zimmermann zu sein,
> Ist aber nicht gekommen in das Handwerk hinein,
> Denn er hat stets gesessen zu Haus auf sei'm Nest.
> Ei! so möcht ich wissen, wo der Bauerlümmel gewest!

Die sich dieses Lied merkten und bei der Brüderschaft der „fremden Zimmergesellen“ fremdschreiben d. h. aufnehmen ließen, um hernach auf der „Walze“ aus voller Kehle singen zu können:

Brüder, laßt uns reisen durch Gebirg und Tal,
Schöne Blumen blühen hier und überall.
Schöne Blumen blühen, klare Bächlein fließen,
Ist doch eine Wonne! ist doch eine Pracht!
Ist doch ein lustig Leben auf der Wanderschaft.

Berliner auf dem Rücken, Schwermut in der Brust
Schwenkt so mancher Zimmermann sich dahin mit Lust.
Schwermut in der Seele, Branntwein in der Kehle!
Ist doch eine Wonne! ist doch eine Pracht!
Ist doch ein lustig Leben auf der Wanderschaft.

Das ist neuere Volks- und Landstraßendichtung und in diesen beiden Liedern ist der Geist und das Wesen der „Geschriebenen“, der „Fremden“ eingeschlossen.

Die „fremden Zimmerleute“ sind eine gesellschaftliche und gesellige Brüderschaft zur Unterstützung der auf Wanderschaft befindlichen Handwerksgenossen; sie sind kurz gefaßt eine Verbindung zum Wandern und nebenbei, und nicht zuletzt, zur geselligen Unterhaltung, zum Trinken und Singen. Es sind die Urwandervögel, es ist der alte Handwerksburschen,- Handwerksgesellen- und Zunftgeist, der in ihnen lebt und den sie nicht nur treulich erhalten, sondern, was mehr ist, in die neue Zeit übersetzt haben. Die „Fremden“ sind „zünftige“ Zimmerleute, sind die einzigen lebendigen Überreste der Zünfte, der alten Gesellenverbände! —

Es kann zwar vorausgesetzt werden, daß das Wesen der Zünfte bekannt ist; wir möchten aber doch an dieser Stelle ein wenig ausholen, um manches, das nachher gesagt wird, im voraus zu erhellen und um nachzuweisen, wie zäh sich altes Gebrauchtum im Handwerk erhält.

Die Standesvertretungen, mit denen wir es hier zu tun haben, bildeten sich allmählich schon ums Jahr 1200 heraus. Sie wurden je nach dem Ort und der Zeit ihres Bestehens Zeche, Gilde, Innung, Zunft benannt. Ihre völlige Ausbildung mit der Dreiteilung Meister, Geselle und Lehrling erhielten sie aber erst im 16. Jahrhundert.

Da begreiflicherweise die Bestrebungen von Meistern und Gesellen nicht überall gleichliefen, bildeten sich etwa um die Mitte des 14. Jahrhunderts im Rahmen der Zunft die Gesellenbrüderschaften heraus. Jede

Zunft, jedes Zimmeramt, bestand von da ab aus einer Meister- und Gesellenschaft d. h. Meister und Gesellen hatten eine besondere Lade und Büchse, das ist Kasse. Die Gesellenschaft, aus der nebenbei unser heutiges Wort Gesellschaft entstand, vertrat die Belange der Gesellen gegenüber den Meistern und trat im allgemeinen für die Standesfürsorge ein.

Außer diesen Gesellenschaften innerhalb der Zunft gab es aber noch besondere, zur Unterstützung der wandernden Gesellen geschaffene Reiseverbindungen. Diese konnten selbständig in jeder Stadt, wo „Fremde" zureisten, das „Buch aufmachen", d. h. eine örtliche Gesellschaft gründen. Sie hatten eine Totenlade (Sterbegeld), machten das Offenhalten von sauberen Herbergen zu ihrer Hauptaufgabe und hielten auf den „Hund" geratene Mitglieder über Wasser, gaben einige Zeit freie Herberge usw.

Wenn diese Gesellenverbände aber auch in sich abgeschlossen waren, darf man sie sich doch nicht als in einem Gegensatz zur Meisterschaft stehend vorstellen, wie das heute ist. Das war schon aus dem Grund ausgeschlossen, weil der größte Teil der Gesellen selbst Meister zu werden hoffte. Aber die Zunft wurde damals als eine öffentliche Behörde genommen, war ein Amt, und die Gesellenbrüderschaft, sowie die letztangeführte Verbindung der „fremden Zimmergesellen", von denen wir hier handeln, waren Unterämter darin.

Eine der bemerkenswertesten Amtshandlungen der Gesellenschaft, wie sie ursprünglich hieß, war ihre eigene Gerichtsbarkeit, welcher selbst die Meister stattgeben mußten. Wenn diese jedoch nicht vor die Gesellenlade treten wollten, konnten sie sich von einem Vergehen durch eine Buße, gewöhnlich in einem Faß Bier bestehend, ablösen. Die Gesellen selbst kostete ein Verstoß im allgemeinen eine Kanne „Vertragsbier". Jedoch wurden rohe Vergehen, sowie Halsstarrigkeit beim Bezahlen von Strafen durch das bis heute zur Anwendung kommende „Verhauen" geahndet. Dabei hatte der Forderer das Recht, sich einen muskelsicheren Vertreter zu wählen. Der regelrechte Ringkampf fand dann auf dem „Handwerkersaal" statt, wobei die geübtesten Ringer der Gesellschaft über falsche Griffe zu wachen hatten und unter Umständen sehr derb dazwischen fuhren. Auf den Ruf „Friede!" mußte der Kampf, der trotz aller Ordnung allem nach oft mit jedem Mittel, mit Hand und Faust geführt wurde, sofort eingestellt werden. Wer noch einen Schlag tat, wurde bestraft, der „Friede" rufende erklärte sich aber unterlegen.

Wenn der Angeklagte nicht zu der Gerichtsauflage erschien, wurde er von den drei Stärksten gewaltsam herbeigeschafft. Wich er durch Abreise aus, dann schickte man ihm einen sogenannten Laufbrief nach, der

bei allen Gesellschaften herumlief. Außerdem wurde sein Name an die „schwarze Tafel" gekreidet.[1]

Alle Amtshandlungen wurden unter feierlichem Schweigen vor „offener Lade und Büchse" mit zugeknöpftem Rock und andern Förmlichkeiten, auf die viel Wert gelegt wurde, abgehalten.

Die Aufnahme in die Gesellschaft, das Abfinden oder Schreiben genannt, (woraus heute noch die „Geschriebenen"!) bestand im Entrichten des Abfindungsgeldes, im Aufhängen eines farbigen Bandes und in sonstigen kleinen Leistungen, was sich alles, wie wir gleich sehen werden, im großen ganzen bis heute erhalten hat. Wer sich weiter um das Geschichtliche unsrer „Fremden" kümmern will, findet im Anhang eine Schilderung der einstigen zünftigen Förmlichkeiten und weitschweifigen Hin- und Herreden. —

Um die Wanderfreude der Handwerksgesellen und unsrer Fremden ganz zu verstehen, muß man wissen, daß das Reisen einst ein Zwang war, der den Zweck hatte, dem jungen Gesellen die nötigen Kenntnisse und die Lebenserfahrung und Weltgewandtheit zur Meisterschaft zu verschaffen. Es wurde dann allmählich eine Ehrensache daraus, und ging in Fleisch und Blut über, so daß es heute sozusagen als Sport, als Kunst betrieben wird.

Der Lehrling oder vielmehr Junggeselle durfte nach dem Freispruch höchstens noch ein halbes Jahr bei dem Meister bleiben, und mußte dann mindestens zwei, in den meisten deutschen Ländern drei und vier, in einem mitteldeutschen Kleinstaat sogar sechs Jahre wandern; erst dann durfte er wieder heimkehren.

Im 17. und 18. Jahrhundert wurde dann die gesetzliche Regelung des Lehrlings- und Wanderwesens den Zünften mehr und mehr von den Staatsbehörden entwunden. Auch ihre übrigen Amtsbefugnisse schmolzen vollends zusammen, bis das aufkommende Großgewerbe um die Mitte des letzten Jahrhunderts die Zünfte überhaupt auflöste.

Wohl gründeten sich dann in einzelnen Städten Vereinigungen zur Erhaltung der alten Zunftsitten und vor allem der Büchse, der Kasse. Aber fast alle lösten sich wieder auf oder gingen in den sozialdemokratischen Gewerkschaften unter. Was bestehen blieb, sind altertümliche Zunft- und Kirchenvereine, die im Aussterben stehen, und mehr oder weniger als Zunftspielereien angesehen werden müssen.

---

[1] Siehe Anhang.

Und damit wollen wir zu den „fremden Zimmergesellen" von heute zurückkehren. Als zunftspielerisch dürfen wir diese, wie sich gleich zeigen wird, nicht betrachten!

Die „Fremden" haben allerdings keine große gesellschaftliche (soziale) Bedeutung mehr, denn ihre Brüderschaft umfaßte vor dem Krieg nur etwa 2800 Mitglieder. Aber ihr zünftiger Einfluß reicht weit über ihren Mitgliederkreis hinaus, jeder junge Zimmermann sucht es ihnen nachzutun, die Alten sehen sie mit Wohlwollen an, und sie sind so der Sauerteig unter ihren Werkgenossen.

Ein gewisser romantischer Geist schwingt in ihrem Tun und Treiben mit, das ist richtig, aber es ist doch kein spielerischer, sondern ein lebendiger, schaffender Geist. Es ist der alte, schöne Zug der deutschen Seele nach einem beruflichen Hochbild, nach einer Verklärung, einer Weihe auch des Alltags- und Geschäftslebens, der in den Zünften lebendig war, aber unter dem vorkrieglichen amerikanischen Hasten nach Geld bei uns in allen Berufsständen mehr und mehr erlosch.

Die Gesellenschaft und Brüderschaft der fremden Zimmergesellen ist in sich völlig selbständig, unabhängig und ohne politische Beimischung, macht es aber jedem Mitglied zur Pflicht, für seine Person der sozialdemokratischen Zimmerergewerkschaft anzugehören. Das ist aber kein Hindernis, daß Meistersöhne unter die Fremden gehen und Meister aus ihnen hervorgehen, die dann allerdings meistens der Gesellschaft, immer natürlich der Gewerkschaft verloren gehen.

Der Hauptsitz der Gesellschaft ist Bremen. Wo sich sieben Fremde befinden, kann „das Buch aufgemacht", d. h. eine örtliche Fremdengesellenschaft — jetzt Gesellschaft — gegründet werden. Der Vorsitzer dieser Gesellschaft heißt Altgeselle, der Schriftführer Buchgeselle.

Die Fremden halten alle drei Jahre einen von den Altgesellen und einem Teil der übrigen „ausgereisten" Gesellenschaft besuchten „Kongreß" ab, auf dem neue Ordnungen und Bestimmungen beraten werden.[1]

Wenn nun ein Lehrling ausgelernt hat und das Morgenrot der Jugend seine Brust mit Freundschaft, Freiheit, Vaterland schwellt, was bei dem jungen Zimmergesellen so gut vorkommt, wie bei dem Studenten, nur daß er statt Vaterland: wandern sagt; wenn es den jungen Burschen zum Singen und Trinken, zum Lieben und Leiden treibt, dann geht er in die nächste Stadt, in der sich eine Fremdengesellschaft befindet und läßt sich dort in den hohen Kreis der fremden Zimmergesellen aufnehmen, genau wie sich der Fuchs in eine Verbindung aufnehmen läßt.

---

[1] Siehe Anmerkung 1.

Er wird in das „Buch“ eingetragen und ist, nachdem er eine Kanne d. h. einen Doppelliter „Vertragbier“ bezahlt hat, ein Fremder, ein „Geschriebener“, wie die andern mit einer ganz besonderen Beachtung dieser Würde sagen. Später, wenn er mehr Geld hat, muß er außerdem auf der Herberge ein Faß Bier zum Besten geben und ein gesticktes, farbiges Band am „Stubenschild“ genannten Zimmermannswappen aufhängen, alles ziemlich genau wie im Mittelalter.

Der Ort, an dem die Verhandlungen stattfinden, ist der „Handwerksaal“, der früher und an manchen Plätzen heute noch die Schlafstätte der ledigen „Kameraden“ war und ist. Er befindet sich auf der Herberge, unter der man sich aber nicht etwa eine „Herberge zur Heimat“ vorstellen darf, sondern wissen muß, daß früher jedes Handwerk in jeder Stadt seine eigene Herberge, ja oft sein eigenes Zunfthaus mit den offen aufgehängten Zunftabzeichen hatte.

Zur Zimmermanns- und Fremdenherberge wird jetzt irgend eine sich eignende Wirtschaft gewählt, und der Handwerkssaal ist heute meist nur ein gewöhnliches Nebenzimmer mit besonderem Eingang, in dem das mit Bändern geschmückte Stubenschild, als Wappenzeichen gewöhnlich Axt, Zirkel, Winkel und Breitbeil führend, aufgehängt ist.

Wenn nun der junge „Kamerad“ nach einiger Zeit in die Geheimnisse der Fremden eingeweiht ist und in ihrem Verkehr sich einige Männlichkeit angeeignet hat, wird er sich an den eigentlichen Zweck seines Fremdseins erinnern und reisen. Er arbeitet meist überall nur kurze Zeit, denn sein Ziel ist, die Welt zu sehen, und erhält dann bei seinem Abgang in jeder Stadt, bei jeder Fremdengesellschaft einen, aus einem Stück Pappe bestehenden „Zettel“ mit folgendem Aufdruck:

> Der fremde Zimmergeselle Gustav Kircher aus Heilbronn ist hier im Fremdenunterstützungsbuch geschrieben gewesen, was hiemit bescheinigt wird. Braunschweig den 30. Juli 1901.
>
> Fremder Buchgeselle: August Stotz. — Fremder Altgeselle: Gustav Weber.

Das Ganze ist eingerahmt mit einer freien Bearbeitung des alten (Goetheschen) Handwerksspruchs in den Worten: „Wer soll Meister sein? Der was kann! Was soll ein Fremder sein? Ein treuer Mann! Wer soll Geselle sein? Der was kann! Wer soll Lehrling sein? Für jedermann!“

Wenn ein Fremder Schulden hat, dann bekommt er nicht diesen gedruckten, sondern einen beschriebenen Zettel mit, der sehr einfach das Verzeichnis seiner Vergehen gegen den Besitz enthält. Er muß nun statt des gewöhnlichen Ausweises diese unbezahlte Rechnung bei der nächsten Fremdengesellschaft vorweisen und erst wenn sich diese Sündenliste erübrigt, wird er mit einem gedruckten Zettel wieder in seine vollen Fremdenehren eingesetzt.

Zechprellereien und sonstige Lumpereien werden hart geahndet, und wer die Ehre der Fremden verletzte und die Brüderschaft bloßstellte, kann von jeder Gesellschaft, der er in die Hände fällt, und von jedem einzelnen Fremden auf der Stelle „verhauen" werden. Das geschieht heute anscheinend mit weniger Feierlichkeit als früher, dafür aber mit desto mehr Gründlichkeit.

Daß der Sünder sich dabei nicht immer gutwillig fügt und zu entrinnen sucht, läßt sich denken. Es wird uns z. B. von einem Teilnehmer ein Fall von einem „großen Schuldenmacher" auf die Fremden erzählt, den man in Basel erwischte und ihn nicht nur jämmerlich verprügelte, sondern auch die nachher beschriebene Folter des Trudelns bei ihm anwandte, und dazu noch ein Strafgeld zum Trinken von Bier verlangte. Daraus ergab sich schließlich ein verzweifeltes Handgemenge, der Wirt und die Gäste mischten sich drein und die Polizei erschien auf der Bildfläche. Da die Türe „zünftig" verrammelt war, wurde sie erbrochen, und erst einem Aufgebot von 20 bewaffneten Polizisten ergaben sich die, wegen des Bruchs ihres — wie sich unser Gewährsmann unbefangen ausdrückte — „Hausfriedens" rasenden Rolande von Zimmerleuten. Einige seien aber in die „Höhe" entkommen und unter dem Hallo der halben Stadt, erfolglos verfolgt von den Wachleuten, einen ganzen Straßenzug entlang glücklich über die Dächer weggeflüchtet. Das als kleinen Vorgeschmack für die ganz unverwickelte Lebensführung unsres unentdeckten Volkes! —

Wenn ein Fremder im Besitz von sieben Zetteln ist, worunter drei vom Ausland sein müssen, dann ist er „ausgereist" und kann, wenn er drei Jahre fremdgeschrieben ist, in die Heimat zurückkehren und Altgeselle werden.

Die Reise wird mit dem „Berliner" auf dem Rücken und dem „Stenz" als Wanderstab und Waffe in der Hand angetreten. In der Stadt, in welcher der Junggeselle rasten und zusprechen will, begibt er sich zuerst auf die Zimmermannsherberge und klopft dort dreimal kräftig mit der Faust an die Tür. Dabei kommt es vor, daß ein übermütiger junger

Gesell der Vorschrift „kräftig" so tatkräftig nachkommt, daß er, — durchaus nicht zum Erstaunen der Gäste — die Türfüllung hineinschlägt, und so buchstäblich mit der Tür ins Haus fällt! Damit will der selig im Vollgefühl seines Gebrauchtums schwimmende Bursche zeigen, daß er einmal Schneid hat und Kraft im Arm, und das andremal, daß er Geld hat. Denn er läßt nun sofort nobel den Schreiner kommen, bezahlt den Schaden reichlich und stellt nachher für den Schrecken ein paar „Liesel" auf den Tisch.

Vor dem Anklopfen hat er den Berliner abgenommen und ein rotes Taschentuch[1] über ihn gebreitet, sowie drei Knöpfe seines Rockes zugemacht. Früher mußte noch der Stock mit eingeknöpft werden, in der Weise, daß er oben und unten vorsah, was von besonders Eifrigen auch heute noch eingehalten wird.

Auf „herein!" tritt der Fremde ein und tut den Spruch: „Mit Gunst und Erlaubnis! ist der rechtschaffen, fremd Zimmergesellen Herberg hier?" — Die Antwort der anwesenden Fremden darauf ist: „Das ist löblich!"

Der Zugereiste geht nun ohne ein Wort zu sprechen auf den Fremdentisch zu, wirft sehr einfach aber schwungvoll Berliner und Stock zusammen unter ihn hinunter, und setzt sich dann hinter den Tisch unter das Stubenschild, sodaß er das Gesicht gegen das Zimmer kehrt. Wenn an demselben Tag mehrere Fremden ankommen, sollen sich dann die Reisebündel unter dem Tisch hoch aufstapeln, weil sie hier liegen bleiben müssen, bis ihre Besitzer zu Bette gehen, was natürlich alles seine guten Gründe hat.

Sobald der neue Ankömmling sitzt, tritt der Schenkgeselle herzu und sagt in nun freierem und ungezwungenerem Redespiel etwa: „Guten Tag, Kamerad! bist zugereist?" — „Das ist löblich!" antwortet der. „Was für ein Landsmann?" — „Württemberger!" — „Wo hast zuletzt gearbeitet?" — „In Stettin!" Erst zuletzt kommt das eigentliche Ziel des Ausfragens: „Hast einen Zettel?"

Der Zugereiste weist nun den vorbeschriebenen „Zettel" der letzten Fremdengesellschaft vor und bekommt, wenn er in Ordnung ist, die „Ausschenke",[2] bestehend aus einem Glas Bier und mancherorts einem

---

[1] Genannt Hamburger Taschentuch! Es ist ein rotes Tuch von der mehrfachen Größe eines gewöhnlichen Taschentuchs. Die Fabriken für „Berufskleidung", die diese Tücher anfertigen, drucken zum Geschäftsverkund immer in großen Buchstaben ihren Geschäftsnamen darauf. — [2] Diese Ausschenke ist nichts anderes als ein Überrest des uralt germanischen Brauches, dem König oder Fürst, der in das Weichbild einer Stadt einritt, dem Gast, der über die Schwelle trat, den Willkomm zu reichen.

Schnaps. Wenn der Schenk- oder Altgeselle nicht anwesend ist, schenkt der Herbergsvater aus. Außerdem hat der Ankömmling das Übernachten und am anderen Morgen das Frühstück, bestehend aus Kaffee und Brot frei. Winters, und bei „guten" Gesellschaften überhaupt immer, erhält er auch das Abendbrot, und Weihnachten wird ihm diese Ausschenke drei Tage gewährt.

Wenn einer krank ist, darf er in der siebenten Woche eine Geldsammlung für sich veranstalten lassen, und es zeigt sich in allen diesen Einrichtungen deutlich der gesamttümliche (soziale) Zug dieser Gesellenverbindungen. Rührend ist diese Hilfsbereitschaft und Brüderlichkeit niedergelegt in dem Lied der Fremden:

Die Handwerkslust ruft uns auf Straßen,
Schnürt euer Felleisen fest und gut!
Und tut niemals das Reisen lassen,
So lang noch wallt das jung, frisch Blut.
Ja, man reist durch manche Stadt und Land,
Reist mit Gesellen Bruderhand.
So einer im Elend sich befind',
Gedenkt was wir ihm schuldig sind.
Ja, ein jeder tut, so viel er kann,
Das ist die wahre Tugendbahn.

Wenn einer „auf dem deutschen Boden lauft" d. h. wenn seine Stiefel durchgetreten sind, dann werden sie ihm, wenn er kein Geld hat, auf Gesellschaftskosten gesohlt. Ohne Sohlen eine Stadt zu betreten, was bei strengem „Tippeln" und kleinem Beutel sehr leicht in den Bereich der Möglichkeit rückt, ist verboten, und es werden daher unter Umständen die abgefallenen Sohlen vor dem Eintritt mit Draht aufgebunden. Ebenso muß der Kittel stets noch die zünftigen drei Knöpfe haben, und wenn er sonst in Fetzen hinge. Der Hut darf niemals fehlen und beim „Walzen" auf keinen Fall, auch bei der größten Hitze nicht, in der Hand getragen werden.

Alle diese Vorschriften erscheinen zwecklos und spielerisch, sind das aber durchaus nicht. Die drei Knöpfe am Kittel und die aufgebundenen Sohlen sollen zweifellos den guten Anstand andeuten und den Fremden von dem ganz heruntergekommenen, zunftlosen Handwerksburschen wenigstens durch Einhalten von äußerlichen Formen, die ihm immer noch einigen Halt geben, unterscheiden. Das Verbot des Hutabnehmens schützt vor dem Sonnenstich und das vorerwähnte rote Taschentuch und der eingeknöpfte Stock hatten sicher auch einmal ihren Zweck und tieferen

Sinn. Durch den Stock im Rock sollten vielleicht die Hände des Zugereisten, der ja auch noch den Berliner zu tragen hatte, für die Begrüßung frei gemacht werden, und das Taschentuch über dem Packen rührt sehr wahrscheinlich aus der nicht allzuweit zurückliegenden Zeit, wo der Besitz eines solchen noch nicht allgemein war, und das Bedecken eines Gegenstandes mit ihm eine gehobene Lebensführung andeuten konnte. Der Fremde muß nämlich über jeden Gegenstand, den er in der Stadt trägt, dieses Taschentuch breiten, auch wenn es ihn nur zum Teil bedeckt. Eben auf diese Kleinigkeiten wird streng geachtet, und wer diese Vorschriften nicht einhält, wird, wenn er dabei ertappt wird, unnachsichtlich bestraft.

Am anderen Tag schaut sich der Zugereiste nach Arbeit um, wobei er dann natürlich nur bei zünftigen Meistern, die ihm auf der Herberge genannt werden, zünftig vorspricht. Der frühere Herbergsvater in Bremen machte da nun manchmal den schlechten Witz, daß er dem jungen Fremden, der ihn nach guten Meistern ausfragte, anbefahl: „Gehst zum Meister Roland! der stellt massenhaft Leute ein! Am Rathaus hast nicht mehr weit zu ihm, dort fragst, wo er wohnt!" Der junge Schwabe, der bei Roland dem Riesen am Rathaus zu Bremen in Arbeit treten will, erregte dann bei den Bremern natürlich immer kein geringes Kopfschütteln.

An der Türe des Meisters klopft der Arbeitsuchende wieder 3 mal an, diesmal aber vorschriftsgemäß bedeutend schwächer und sagt dann: „Mit Gunst und Erlaubnis! ist der ehrbare Meister zu sprechen?"

Der Meister antwortet kurz: „Das ist löblich!"

„Mit Gunst und Erlaubnis, ein rechtschaffen fremd Zimmergesell spricht den ehrbaren Meister auf acht oder vierzehn Tage um Arbeit an. Nicht nur auf acht oder vierzehn Tage, sondern solange es dem ehrbaren Meister oder mir gefällt, nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit!"

Wenn der Meister keine Arbeit für ihn hat, so erhält er meist ein größeres oder kleineres Geldgeschenk. Wurde die Arbeit angetreten und der Geselle hatte eine gewisse Mindestzeit zufriedenstellend ausgehalten, bekommt er bei seiner Abreise noch von manchen zünftigen Innungen und Meistern in Norddeutschland wie früher eine sogenannte Kundschaft.

Die Kundschaft war im Mittelalter nicht nur eine Arbeitsbescheinigung, sondern auch der gesetzliche Ausweis gegenüber den Behörden, war der Vorläufer des späteren Wanderbuches. Sie wird heute, da sie keinen nützlichen Wert mehr hat, Ehrenkundschaft genannt und enthält wie

dereinst künstlerisch ausgeführte, zünftlerische Abzeichen und Sinnbilder nach Art aller Ehrenurkunden.

Auch bei der Abreise eines Kameraden, die zu diesem Zweck gern auf einen Sonntag verlegt wird, wo alle dabei sein können, tritt der gemütvolle und sinnige Zug an den Tag, den wir in allen Handlungen unsrer „Fremden" beobachten. Uhland hat es für die Studenten in einem seiner schönsten Lieder niedergelegt, es ist aber haarscharf auch auf unsre Zimmergesellen zu übertragen:

> Was klinget und singet die Straß herauf?
> Ihr Jungfern, machet die Fenster auf!
> Es ziehet der Bursch in die Weite,
> Sie geben ihm das Geleite.

Sie geben ihm das Geleite vor den Ort hinaus oder auf den Bahnhof, sie singen ein rührendes, tränenseliges Abschiedslied, und manche haben der Bedeutung des Tages entsprechend im aufrichtigsten Abschiedsschmerz das und jenes Glas über den Durst getrunken und machen nun ihren Scheidegefühlen in lauten Juchzern Luft. Der Scheidende ist da oft, um seine Rührung zu verbergen, der wildeste, und hier bei diesen einfachen Gesellen ist die Liebe und Treue, die sich zeigt, ehrlich und nicht geheuchelt. Sie schlagen einander tot, wenn es sein muß, im Streit, aber sie stehen auch für einander ein bis zum Tod.

Einer der Geleitenden trägt auf dem Rücken eine an einem „Hamburger" Taschentuch angebundene Flasche Schnaps. An jeder Straßenkreuzung wird angehalten, er schwingt die Flasche dreimal über dem Kopf und reicht sie dann dem Scheidenden zu feierlichem Trunk, der sie hierauf in der Runde kreisen läßt.

Wenn einer den Abschied von der Welt nimmt, wird es, besonders wenn der Tod durch Absturz erfolgte, noch feierlicher. Natürlich nicht überall, aber an kleineren Plätzen, wo das möglich ist, oder dort wo größere Gesellschaften den Schwierigkeiten und Umständlichkeiten gewachsen sind, schreiten dem Sarg voran einige Kameraden mit neuen Äxten auf der Achsel. Dann kommt ein Trupp in bloßen Hemdärmeln, mit den Abzeichen des Handwerks: Winkeleisen, Hammer und Hobel, auf welche Zitronen gespießt sind. Zuletzt folgt die übrige Gesellenschaft feierlich bis zum jüngsten Junggesellen herab mit dem von der Alamodezeit her zünftigen Zylinderhut bedeckt, die Zunftfahne an der Spitze, so noch, oder so wieder eine vorhanden ist.

Am Grab wirft jeder eine Scholle Erde auf den Sarg mit den Worten: „Als Fremder bist du gereist, als Fremder bist du gestorben, als Fremder

sollst du in fremder Erde begraben sein." Die aufgespießten Zitronen werden dem Toten mitgegeben.

Durch das viele Trinken zu Ehren des Verstorbenen den ganzen Tag hindurch soll es aber auch schon vorgekommen sein, daß die Brüder zum Schluß die Südfrüchte statt ins Grab, sich an den Kopf warfen, was dann, unbeeinträchtigt des Andenkens des Verstorbenen, noch lange belacht wird. Zu einem ungeschönten Bild unsrer Fremden dürfen solche Züge nicht verschwiegen werden, und wenn das auch bübisch und roh erscheinen könnte, so sehen es diese übermütigen Burschen eben doch ganz anders an. Ihre Gefühle sind sprunghaft, wie bei allen naturhaften Menschen, und neben dem Licht steht bekanntlich immer unvermittelt der Schatten.

Dieses Trauergeleite ist natürlich häufig größeren oder kleineren Einschränkungen unterworfen. Die Beerdigung findet womöglich „ohne geistliche Assistenz" statt[1].

Damit hätten wir das Standesleben der Fremden betrachtet und wollen jetzt zum nichtamtlichen, nichtöffentlichen Teil ihres Daseins, zur Darstellung ihrer Geselligkeit übergehen.

Diese spielt sich fast ganz in der Herberge, auf dem Handwerksaal ab. Wenn hier jeden Samstag die „Auflage", das ist die Beitragsleistung[2] stattfindet, wird am Mittwoch „vogtländisch aufgeklopft", d. h. nichtzünftig zusammengekommen zum geselligen, lustigen Abend.

Die Herberge ist dem fremden Zimmergesellen seit Jahrhunderten das, was dem Studenten die erst seit Ende des letzten Jahrhunderts aufgekommenen Studentenhäuser sind. Sie ist ihm Wirtshaus, Wohnung und Heimat zugleich.

In vielen Liedern der Fremden klingt das liebevolle Verhältnis, in dem sie zur Herberge stehen, heraus.

Da sagt einer dieser Kunstgesänge in gemütlichem Schlenderton mit den Sternen des eben verlassenen Paradieses noch in der Brust:

> Als ich eines Sonnabends von der Herberge kam,
> Zum trullack, zum Siegellack, zum trulleriala!
> Da begegnet mir ein Mägdelein . . .

Oder:

> Vor der Herberg, da kam ich an,
> Kaum daß ich stehen kann.

---

[1] Siehe Anmerkung 2. — [2] Die Beitragsleistung betrug vor dem Kriege wöchentlich an Kranken- und Unterstützungsgeld in Deutschland 35 Pfennig, in der Schweiz 45 Rappen und in Österreich-Ungarn 22 Kreuzer.

Guten Tag! Frau Herbergsmutter,
Haben Sie gut Käs und Butter?
Dazu ein gut Glas Bier?
Heut und morgen bleiben wir hier!

Und:

Als wir kamen, als wir kamen vor das Heidelberger Tor,
Die Schildwach tun wir fragen:
Ei, wo die Zimmergesellenherberg sei,
Das sollte sie uns sagen.

In der Schiffer-Schifferstraße, auf dem Ritter Sankt Georg!
Da wollen wir einkehren,
Da bringen wir den Gruß nach Handwerksgebrauch,
Dem Herbergsvater zu Ehren.

Seid willkommen! seid willkommen, meine lieben Zimmerleut!
Hier steht eine Kanne mit Weine.
Steht euer Sinn zur Arbeit wohl hin,
So wünsch ich's euch alleine!

Aber auch:

Jetzt wollen wir einmal das Lied anfangen,
Wie's in Hamburg hat ergangen
Auf der Zimmerherberg . . .

Es wird da eine große Rauferei geschildert, bei der die angebotene Hilfe der Schneidergesellen hochmütig abgewiesen wird! Solche Herbergsraufereien waren früher an der Tagesordnung, und auf der Zimmererherberge in Berlin soll auch wieder in allerneuster Zeit Blut geflossen sein.

Der Geist eines vogtländisch aufgeklopften Abends ist ein übermütiger und toller und ähnelt in allen Teilen dem einer studentischen Kneipe. August Bringmann sagt in seinem im Vorwort erwähnten Buch: „Wer solche Abende als junger Fremder mitgemacht hat, der fühlt gewiß noch allemal, wenn er deren gedenkt, das Feuer der Begeisterung für seinen Beruf, das ihn bei diesen fröhlichen Gelegenheiten erfüllte." Man spürt es, wie dem einstigen Zimmergesellen und Fremden das Herz warm wird, da er das niederschreibt.

Die Hauptsache an diesen Abenden ist das Bier, das stets dem Faß entnommen wird, welches der „Faßgeselle", meist ein Jüngerer, zu bedienen hat. Unermüdlich muß er einschenken, vergißt sich dabei selbst auch nicht, und wenn ein Faß nicht reicht, dann wird noch ein zweites angestochen und keiner geht vom Platz, eh nicht der letzte Tropfen herausgelaufen ist.

Dann müssen wir uns den Dosengesellen vorstellen lassen. Diese ebenfalls nicht unwichtige Persönlichkeit hat die Aufgabe, für eine gutgelüftete

Nase zu sorgen und überall wo es nötig ist und zu jeder Zeit einen „Pries“ anzubieten. Denn zu einem richtigen Zimmermann gehört neben das „Schicken“ (Kautabak) das Schnupfen, und der junge Fremde schickt und schnupft und wenn es noch so schwer fällt, und wenn es ihm beim Schicken zehnmal übel wird.

Den Schnupftabak hat der Dosengeselle aus seiner Tasche zu beschaffen, denn wenn der Zimmermann einen „Pries“ nimmt oder angeboten bekommt, will er das ohne Geldgedanken tun; es würde gegen den guten Anstand verstoßen, wenn er dafür etwas bezahlen müßte. Die Dose, aus der der Dosengeselle schnupfen läßt, ist aber ein ausgehöhlter Hobel und faßt sehr viel.

Weil man nun von dem freundlichen Priesanbieter nicht verlangen kann, daß er diese Schnupftabakmengen aus seiner Tasche beschafft, ist die sinnige Einrichtung getroffen, daß er alle vier Wochen beim Pries-anbieten mit dem Daumen der rechten Hand ein Fünfmarkstück auf die Dose klemmt. Das ist eine kleine Erinnerung nicht an die Kosten des Schnupftabaks, sondern an den Wert des Geldes, und jeder Schnupfer legt nun ein 10 Pfennigstück in die Dose. Manchmal ist einer auch nobel und gibt 50 Pfennig, oder 1 Mark, was vor dem Krieg geradezu verschwenderisch war. Das muß dann aber verdient werden, und der reiche Spender vergräbt das Geld tief in den Schnupftabak, so daß es der Beschenkte suchen muß, und beide dabei ihren Spaß haben, und keiner sich verpflichtet fühlt. So ist hier alles bis ins Kleinste geregelt, und wir haben diesen Schnupfgegenstand aus dem Grund so ausführlich geschildert, damit man sieht, wie reich hier die Formen des guten Anstands entwickelt sind, wie feinfühlig sich doch auch wieder die rauhen Gesellen anfassen.

Die erheblichste Gestalt des vogtländischen Abends ist aber der Knüppelgeselle oder Knüppelbur, wie er in Norddeutschland genannt wird, der Mann, der das berühmte Trudeln leitet.

Zum „Trudeln“ braucht man eine ausgekehlte, also scharfkantige, etwa 80 cm lange Walze, die an beiden Enden mit Handgriffen versehen ist. Diese Schimmel genannte Walze ist ein Hauptbeiwerk jeder Fremdengesellschaft, und niemals läßt sich eine ohne dieses eigentümliche Zierstück, das eigentlich ein mittelalterliches Folterwerkzeug ist, abbilden.

Diese Lichtbilder, von denen bei „einheimischen“, d. h. verheirateten Fremden immer alle Wände vollhängen, erhellten das Wesen unsrer Unentdeckten mehr als alle Schilderungen, weshalb wir gerne welche einstreuten, wenn der Platz es erlaubte. Sie sehen sich in allen Aufnahmen

und bei allen Gesellschaften zum Verwechseln ähnlich, denn die prächtigen Burschen ordnen sich stets in den gleichen, flotten, herausfordernden Stellungen um den gewichtig dastehenden Alt-, Buch- und Dosengesellen herum. Der Altgeselle stützt sich dabei stets mit geradezu präsidentschaftlicher Würde auf ein mit Bändchen behängtes, gedrehtes Holzstäbchen; und man fragt sich unwillkürlich, was dieses zierliche Ding bei den groben Gesellen zu schaffen hat. Das können wir aufklären. In irgend einer Sittengeschichte ist nämlich ein „Spruchsprecherstab" aus dem 16. Jahrhundert von ganz ähnlicher Form und Bebänderung abgebildet, mit der Erklärung, daß er zur Amtstracht der Nürnberger Spruchsprecher gehört habe, die bei Hochzeiten, Taufen usw. der Zünfte ihre gereimten Glückwünsche dargebracht hätten. Dieses Amt habe sich bis um 1820 erhalten, wo der letzte Spruchsprecher gestorben und sein Amtsstab im germanischen Museum für immer zur Ruhe gekommen sei. — Wie wir sehen, trifft das nur bedingt zu, denn unsre fremden Altgesellen machen auch ohne Reime die allergrößten Sprüche, die man sich denken kann, und der Spruchsprecherstab wird in Deutschland und den umliegenden Ländern in Hunderten von Stücken so jung und so würdevoll geschwungen, wie vor 400 Jahren, wovon aber unsre Geschichtschreibung leider nichts weiß!

Im Vordergrund der Fremdengesellschaftsbilder steht immer grimmig der Knüppelgeselle mit dem offenbar sorgfältig, damit er ja aufs Bild kommt, dem Lichtbildkasten zugewandten Schimmel. Über dem Bild stehen meist Aufschriften, die sich auf den Zweck der Fremden beziehen, wie „Brüder reist weiter!" —

Doch nun zurück zum Trudeln! Wenn ein Geselle sich einen Verstoß gegen die Übung und Regel des Abends zu schulden kommen läßt, in neuerer Zeit aber auch ohne eigentlichen oder mit nur künstlich gefügtem Anlaß, bloß zum Spaß, und weil die Büchse, die Kasse leer ist, ersieht sich der Knüppelbur ein Opfer, stellt sich wütend und beginnt mit solcher Blitzesschnelle, daß ein Uneingeweihter überhaupt nichts versteht, eine Art Verketzerung des zünftigen Zuspruchs herzusagen: „Mit Gift und Donnerwetter! Schnut, Mul und A . . . halten . . . .!"

In dieser Tonart geht es eine ganze Weile fort, und es werden dem lachenden Opferlamm die unheimlichsten Schandtaten, die er aber in seinem ganzen Leben nicht begangen zu haben braucht, angehängt. Zum Beispiel er habe einen Ambos gestohlen, in die Stube gesch . . ., seine Großmutter schwimmen gelehrt, dem Teufel seinen Sonntagsschwanz abgehauen, seine Braut mit 7 Kindern umgebracht und in einer Kiste

durch die Post dem Pfarrer zugeschickt zur christlichen Beerdigung usw. Das alles wird in tollstem Durcheinander zusammengehängt, und es steckt ein ungemeiner, barocker und abenteuerlicher Witz in diesen Herunterreißereien, der aber so derber und volkstümlicher, dem dieser Gedankenwelt Fernstehenden gemein und roh erscheinender Art ist, daß wir auf die Wiedergabe eines geschlossenen Beispiels verzichten müssen.

Wenn einer wegen eines wirklichen Verstoßes unter dieses Gericht kommt, wird natürlich nur dieser gebrandmarkt. Ist nun der Knüppelgeselle mit seiner fabelhaften Gift- und Donnerwetteranklagerede fertig, verschwören sich alle Anwesenden hoch und heilig, daß dieses Sündenregister ganz der Wahrheit entspreche, und der Missetäter wird als überführt erklärt. Man packt ihn ohne viel Federlesens, legt ihn auf den Tisch, wo er von 4 Mann wie mit Schraubstöcken festgehalten wird, und „trudelt" ihn unter großem Hallo, d. h. walzt ihn kräftig und nachdrücklich mit der beschriebenen Walze. Daß es dabei nicht gerade zärtlich zugeht, läßt sich denken, und der Gemaßregelte kürzt das Verfahren meist dadurch ab, daß er einen Nickel in die stets bereite Hobeldose legt; und der Zweck der Übung ist erreicht, und das Nützliche ist mit dem Schönen verbunden. Denn etwas Schönes ist immer so ein Trudeln! Bei wirklichen Vergehen ist übrigens außerdem die Geldbuße Pflichtsache.

Diese an und für sich harmlose Sache ist allem nach dadurch schon ausgeartet, daß sich zur Beschwerung zwei Mann auf die scharfkantige Walze setzten, wodurch das Verfahren natürlich sehr schmerzhaft, ja bedenklich wird. Geradezu zur Folter wurde aber das Trudeln früher dadurch, daß der Übeltäter mit dem Gesicht nach unten und oben wie vorbeschrieben beschwert auf zwei Walzen hin- und hergezogen wurde. Es soll dabei mancher seine geraden Glieder eingebüßt haben, und wir wollen diese Versicherung nicht ohne weiteres von der Hand weisen, denn in diesen immer wieder sich forterbenden Rückerinnerungen steckt meistens ein Kern Wahrheit.

Bringmann meint, das Trudeln sei ein Überrest der ehemaligen Gerichtsbarkeit der Fremden. Das ist möglich, aber es kann auch vom Gesellenmachen[1] herrühren, von der derben Bearbeitung des Lehrlings beim Freisprechen mit allen möglichen Werkzeugen, und es erinnert ebenso sehr an die früher übliche „Deposition" der Studenten bei Aufnahme eines Bachanten, wie überhaupt das ganze Gehaben der Fremden in ihren 4 Wänden an die Studenten erinnert. Vielleicht könnte man

[1] Siehe Anhang.

aber auch umgekehrt sagen, es erinnern die Kneipsitten der Studenten an die der fremden Zimmerleute, denn die Bearbeitung des Fuchsen mit Hobel, Zange, Säge, Bohrer usw. zu seiner studentischen Menschwerdung weist viel mehr auf das Handwerk hin, als auf die Grundströme der Gelehrtheit jener Zeit, die ihren Vorrat von Sinnbildern und sinnbildlichen Handlungen viel lieber aus dem Altertum, aus der griechischen Sagen- und Götterwelt, als aus der gemeinen deutschen Umgebung bezog.

Auf alle Fälle kann dieses handwerkliche Brauchtum nicht ohne weiteres als eine glatte Nachahmung der Studentensitten angesehen werden. Das alles wurde einmal auf dem den Handwerksgesellen und Studenten einst gemeinsamen Boden der Landstraße und der Herberge ausgetauscht, und die Zimmerleute haben höchstens vielleicht geliehenes Gut später zurückgeholt. Derartige Sitten und Gebräuche entstehen auch, wie das „Hänseln" der Kaufleute, der Ritterschlag und die Linientaufe der Seeleute zeigen, unter ähnlichen Verhältnissen immer wieder von selbst. Jedenfalls aber fühlen sich die fremden Zimmerleute nicht im geringsten als Nachahmer, und als wir einst beim Hören des folgenden neueren, im Geist und der Weise den Studentenliedern ähnlichen Trinklieds die tastende Frage stellten: „Nun weiß ich nicht, habt ihr diese Trinksitten und Lieder von den Studenten, oder die Studenten von euch?", wurde uns von dem einfachen Zimmergesellen die Antwort zuteil: „Das glaub ich nicht, daß das von den Studenten stammt! Das Handwerk war zuerst da!"

Das Lied, das gern bei Ankunft eines frisch Zugereisten gesungen wird, heißt auszüglich:

Froh vereint im Handwerkssaale
Saßen fremde Zimmerleut.
Sieh! da klopft's mit einemmale
Dreimal an die Stubentür.

Mit Gunst Erlaubnis! spricht der Fremde,
Ist die Zimmerherberg hier?
Wo ein jeder fremde Zimmrer
Findet stets sein Nachtquartier?

Das ist löblich! spricht ein jeder,
Kam'rad, setz dich zu uns her!
Von dem Stenz und dem Berliner
Macht er seine Arme leer.

Einen Rundgang macht der Humpen,
Alle Gläser müssen voll!
Faßgesell, laß' dich nicht lumpen!
Ein jeder sich beschmoren soll!

Wir kennzeichnen am besten den Geist unsrer Fremden und ihrer geselligen Abende durch diese Lieder und wollen daher noch einige in Auszügen bringen. Zum „Klatschen", einem an die Naturvölker erinnernden Gesangsspiel, bei welchem nach einer gewissen Ordnung in

die Hände geklatscht wird, ertönt unter anderem folgender bezeichnende Hochgesang:

Was begegnet mir auf der Straße?
Ein Mädchen ohne Nase!
Sie wollte mit mir gehen,
Ich aber ließ sie stehen!
Sie sprach von neue Kleider,
Die waren noch beim Schneider!
Sie sprach von viele Kinder,
Das waren ihre Rinder!
Sie sprach von tausend Gulden,
Das waren ihre Schulden.
Sie sprach, sie tät viel erben,
Das waren lauter Scherben.
Sie sprach von amüsieren,
Ich solle sie nur führen.
Wir gingen um die Ecke,
Bums! lag das Ding im Drecke!

Von demselben Schlag ist:

Ein Ochse saß im Schwalbennest
Bei siebzehn jungen Ziegen,
Und wenn ich nicht dabei gewest,
So glaubt ihr, es wärn Lügen.

Das ewig Weibliche zieht natürlich auch unsre Fremden hinan:

Sie stopfte mir das Pfeifchen, sie machte mir das Bett,
Da hab ich geschlafen ganz fein und ganz nett.
Ja, wir beide, wir werden wohl schlafen, schlafen können,
Wenn andre Leute uns die Ruhe vergönnen.

Noch breiter wird die Mahnung des vielgereisten, alten Gesellen:

Junggesellen, hütet euch
Vor das Mädchenküssen!
Vor dem zarten Backenstreich,
Vor das Händedrücken!
Vor der aufgeblasnen Brust,
Die da manchem machet Lust.

Das schwer Geschütz kann hier nicht aufgefahren werden, und es müssen diese Andeutungen genügen.

Die Meister werden ganz besonders gerne besungen, und wirklich täuschend ist:

Sie Lump! Sie Lump! Sie liederlicher Lump!
Wo treiben Sie sich rum!
Und wenn mir der Spaß noch ein einzges Mal passiert,
Dann jag ich Sie davon!

Ich bin Polier, ich simulier,
Ich rate hin und her,
Und auf einmal fällt mir der Gedanke wohl ein,
Solche Krauter giebt's noch mehr!

Das ist schnoddriger Berliner Ton! Aber gut und echt!

In einem in Schwaben lebendigen älteren Lied heißt's:

Des Dienstags, des Dienstags, da schlafen wir bis neune,
Dann kommt des Meisters Töchterlein, dann sind wir ganz alleine!
Ja so ists recht! und so muß sein! und lustig woll'n wir leben,
Und kommen wir nicht ins Himmelreich, so kommen wir doch daneben!
Frisch auf, Kamrad!
Zimmergesell ist kein Soldat!

Des Mittwochs, des Mittwochs, da ist die halbe Wochen,
Und hat der Krauter das Fleisch verzehrt, dann mag er auch die Knochen!
Ja so ists recht usw.

Des Donnerstags, des Donnerstags, da kocht der Krauter Bohnen,
Und wenn der Krauter Bohnen kocht, soll ihn der Teufel holen!
Ja so ists recht usw.

Wenn einer getrudelt worden ist, sitzt nachher wieder alles um den Tisch herum, und mit Hochgefühl schwimmt durch den dichten Tabaksqualm der Sang zur Decke:

Frei seins wir alle! Frei ist die Brüderschaft!
Frei seins wir alle durch Mut und durch Kraft!
Ja, unter uns jungem fremd Zimmergeblüt
Findet man nimmer ein traurig Gemüt.

Damit hätten wir auch den brausenden Fluß des geselligen Lebens der Fremden ein wenig an uns vorbeiströmen lassen und kommen nun zu besonders hervorstechenden, allgemeinen Lebens- und Wesenszügen unsrer Helden, welche das Bild von ihnen vervollständigen werden.

Vor allem müssen wir da ihre Kleidung betrachten, denn in ihr liegt viel vom Wesen des Menschen im allgemeinen, bei den Zimmerleuten aber alles.

Im ‚Kunstwart' wurde irgendwo einmal darüber gesprochen, daß sich bei uns kein richtiges Arbeits- und Standeskleid herausentwickle, daß der Arbeiter in seinem Äußern kein Klassen- und Selbstbewußtsein zeige, seinem Stand und Wesen nicht entsprechend zu langschößigen Röcken und Anzügen mit modischen Schnitten, zu Gehrock und Zylinder greife und diese Fest- und Feierkleider dann im Geschäft auftrage. Das ist sehr wahr und ein inneres Beispiel für jenen breiten Zug des deutschen Wesens, den wir nur mit dem Ausdruck Affen- und Bedientengeist bezeichnen können, und den wir in allen Volksschichten, wie wir sehen auch in jenen, die es sonst an Klassenbewußtsein nicht fehlen lassen, finden!

Das aber mit Einschränkungen! Der Bauarbeiter im allgemeinen, wie überhaupt der Handwerker: der Schuhmacher, Metzger, Gerber usw.

fühlen noch die alte Würde ihres Arbeitskleides, und wenn sie sie nur noch im weißen, gelben oder grünen Schurz finden. Unsre fremden Zimmerleute aber und die Zimmerleute in breiten Kreisen im allgemeinen, sowie auch die „fremden" Maurer und Dachdecker zeigen da ein derartig ausgeprägtes standliches Selbstbewußtsein, daß sie nicht nur ihre passende Arbeitskleidung haben, sondern diese auch verschönt außerhalb der Arbeit als Sonn- und Festtagskleid tragen, also ein eigenes Gesellschaftskleid entwickelten, das sogar gewissen Modeschwankungen unterworfen ist.

In diesem Standeskleid haben die Fremden ihre genauen, strengen Vorschriften, die aber mehr in ungeschriebenen als geschriebenen Gesetzen festgelegt sind.

Schwarz ist die Farbe der Zimmerleute und der Fremden, der ganze Anzug hat auch nicht einen farbigen Flecken, und nur das Hemd, das mit als äußeres Kleidungsstück betrachtet wird, muß von weißer Leinwand, ungestärkt im Brusteinsatz und „immer sauber" sein. Der Hals ist mit Verachtung der Stehkragen völlig frei und die Halsbinde, die „Ehrbarkeit", welche aus einem schmalen, schwarzen Bändchen besteht, ist das einzige nicht nützliche Stück des Anzugs und schlingt sich wie schon beschrieben nicht etwa um den Hals, sondern bloß durch den Hemdschluß, um lang und schmal auf das weiße Hemd herabzufallen, was ganz hübsch aussieht. An der „Ehrbarkeit", die den Ruhm ihres Fremdseins, ihres 3 Jahre von der Heimat Entferntseins verkündet, sind die Fremden von den andern Zimmerleuten, die sich wohl zünftig tragen, aber zu dem jahrhundertealten kragenfreien Hals, den die Fremden prachtvoll zäh festhalten, sich nicht wieder entschließen können, zu unterscheiden. Es muß aber zur Ehre aller Zimmerleute gesagt werden, daß sie die neuzeitliche Errungenschaft eines gestärkten Hemdkragens durchweg nur in ganz bescheidener, niederer Form tragen; hier wirken die alten zünftigen Kleidungsgedanken allgemein so stark nach, daß über einen Zimmermann mit hohem Kragen stets gespöttelt wird.

Sonntags wird jedoch bei den Fremden in manchen Großstädten eine Ausnahme von der Regel des kragenfreien Halses zugelassen, aus dem Grund, weil „Herren" ohne Hemdkragen auf den Tanzsälen nicht zugelassen werden! Die meisten verzichten aber erzürnt und stolz auf diese unfreie Freiheit und zeigen sich auch an Sonn- und Festtagen ohne Gipsverband, wie dieser männliche Halsschmuck treffend von ihnen benannt wird.

Am auffallendsten sind aber die Hosen, die „Hamburger Schnitthosen". Sie haben an ihrem engsten Teil bis zu 40 Zentimeter Durchmesser, und

sind unten, wo sie sich tulpenförmig öffnen, oft 80 Zentimeter weit. Während der Kittel, der Walmusch genannte Rock aus gewöhnlichem schwarzem Tuch sein kann, sind sie, wie auch die Weste stets aus schwarzem Manchestersamt, Kordes genannt. Die Kreuzspinne genannte Weste muß 2 Reihen mit je 4 weißen Perlmutterknöpfen haben und immer tief ausgeschnitten sein. Vier Reihen Knöpfe sind verboten, „solche Westen tragen nur Vogtländer"!

Das bemerkenswerteste und allen Zimmerleuten wichtigste Kleidungsstück ist der schwarze Hut. Mit ihm wird Pracht, Prunk und geradezu Sport getrieben. Er hatte kurz vor dem Kriege einen Umfang, der dem der Frauenhüte von 1913 nichts nachgab, und mit Stolz konnte da so ein Fremder darauf hinweisen, daß sein Obermann, wie der Hut zünftig genannt wird, einen Durchmesser von 50 Zentimeter, und also einen Umfang von $50 \times 3{,}14$ $(2\,r \times \pi) = 1{,}57$ Meter habe, womit er zugleich seine Kenntnisse in der von weitgereisten, älteren Kameraden erlernten Rechenkunst zeigte.

Der breitkrempige Hut ist dem Zimmermann ein Haupt- und Staatsstück seiner Bekleidung, das er wie ein Heiligtum hält. Immer und überall erscheint der Hut, in Erzählungen, in Liedern und Sprüchen, und wenn man die Gewalt dieses Hutgedankens sieht, muß man notwendig auf den Schluß kommen, daß der Hutdienst, der da geradezu getrieben wird, einmal von irgendwoher einen treibenden Anstoß erhalten hat. Obermann nennen sie geheimnisvoll ihre Kopfbedeckung, und da taucht blitzartig der Gedanke an den Mann von oben, an Wotan den Wandrer, den Breithut, wie er scheu von unsern Vätern genannt wurde, in einem auf! Wotan, die am längsten unter uns lebendige deutsche Göttergestalt, die ja auch sonst in Volksbräuchen z. B. im Knecht Ruprecht, schwäbisch Pelzmärte, weiter lebt. Und im wilden Jäger, der das Wuatesheer führt! Das sind dunkle, schwere Kraftgestalten, die zweifellos einmal auf die Zimmerleute einen nachhaltigen Eindruck machten, weil sie ihrem gewaltsamen, gewitterschweren Fühlen verwandt sind! Wer weiß, ob sie nicht mit ihrem Schlapphut, ihrer schwarzen Kleidung und ihrem unruhvollen Wandern — alles Dinge, die mit den Eigenschaften Wotans übereinstimmen — den Ansehenszwang des Vätergottes benützend, seine Gestalt unbewußt weiter über die verrömerte deutsche Erde, durch die vermorgenländerte deutsche Geistes- und Glaubenswelt führen. — — —

Neben dem Filzhut ist der „Schauwerker" erlaubt, der steife Hut, und der „Spinnt", der Zylinder genannte hohe Seidenhut. Dieser wird

jedoch nicht mehr ganz ernst genommen, nur noch aus den Überlieferungsgründen des zünftigen Handwerks, das einst im Zylinder wanderte, getragen, und die beiden Beinamen schon deuten an, wozu die Hüte dienen: zum Schauwerken und zum Spinnen, d. h. sich gigerlhaft, großartig aufspielen, besonders an Sonn- und Festtagen. Insbesondre die jungen, ganz zunfteifrigen Gesellen nehmen aber die „Angströhre“ noch sehr wichtig und häufig wird der größere Teil ihres Reisebündels von ihr eingenommen.

Wir geben später eine Anzahl von Hutliedern, wollen aber doch gleich auch hier die Wichtigkeit des schwarzen Hutschmuckes mit einigen Auszügen belegen. Einmal heißt's da unter anderem:

> Schlechte Schuh, zerrissne Strümpf aber kein versoffnen' Hut!
> Und dabei immer frischen, frohen Mut, und dabei kaltes Blut!

Also der Hut darf niemals versoffen d. h. verkauft werden! Oder es wird gesungen:

> Wer wandert mutig durch die Welt
> Stolz im hohen Hut,
> Aber immer ohne Geld,
> Doch mit frohem Mut.
> So gehts über Land und Meer,
> Über Berg und Tal,
> So gehts in die Kreuz und Quer,
> Bald im Schritt bald Trab!
> Immer lustig ist der fremde Zimmermann!
>
> Kommt man dann in eine Stadt
> Immer mit dem Hut,
> Wo ein Meister Arbeit hat,
> Heißt es, hier ists gut! — — —

Das ist wieder neuere Handwerksburschendichtung. In einem älteren Lied, das später noch vollständig angeführt wird, erzählt einer seine Reise durch ganz Mitteleuropa mit dem Kehrreim:

> Doch immer mit dem Hut jaja!
> Doch immer mit dem Hut!

Als Stiefel oder Trittlinge[1], wie sie fast immer genannt werden, sind besonders die in Schwaben allgemein als Langschäfter oder Suffrohre bekannten steifen Rohrstiefel beliebt. Auch Zugstiefel dürfen getragen werden, wogegen weiche Rohrstiefel, wie sie die Maurer tragen, so-

[1] Alle diese Benennungen entstammen der allgemeinen Kundensprache. Siehe Anmerkung 3.

genannte Schneiderlangschäfter, bei einem zünftigen Gesellen vollständig ausgeschlossen sind.

Im Winter, wenn man nicht in Hemdärmeln arbeiten kann, zieht der Zimmermann und Fremde den „Isländer", den unsre Bildung Sweater benennen würde, über den Kopf. Es ist eine angeblich aus isländischen Ziegenhaaren gefertigte Schlupfweste, die dem Zimmermann erlaubt, den Kittel, in dem er nur schwerfällig arbeiten kann, auszuziehen. Mit den roten Einfassungen auf weißgrauem Stoff sieht diese Arbeitsweste ganz gefällig aus. Sie ist auf vielen alten Abbildungen, auf denen die jungen Burschen mit Stolz ihren ganzen Kleidervorrat zeigen wollen, zu sehen.

Einen Schurz wie die Maurer und Steinhauer trägt kein Zimmergeselle, dagegen war früher auf dem Zimmerplatz das auch heute noch auf dem Lande dann und wann auftauchende Schurzfell zünftig.

Zum Reiseanzug gehört auch der „Berliner", das Bündel des wandernden Gesellen, das an einer Schnur über der Achsel getragen wird. Das kleinere Reisegepäck, das nur im roten Hamburger Taschentuch eingeknüpft ist, wird Charlottenburger genannt. Der keulenartige, oben gedrehte Wanderstab, der „Stenz", vervollständigt den Reiseanzug.

Das ist die werkliche Arbeitskleidung der Fremden, und mit geringen Abweichungen der standesbewußten Zimmerleute überhaupt. Sie ist mit Ausnahme des Isländers auch das Sonntagskleid, nur daß sie dann sauber gereinigt oder in neuerer Auflage getragen wird, was zum größten Teil sehr einfach dadurch geschieht, daß der Zimmermann den Rock zur Arbeit höchstens einmal bei Regen anbehält, wodurch dieser immer sauber und neuer bleibt. Diese Kleidung ist mit der ausgeschnittenen Samtweste über dem weißen Hemd und der dunklen, zierlichen Ehrbarkeit darauf, trotz des fehlenden Hemdkragens schön und schmuck, weil sie ihrem Träger auf den Leib geschnitten und aus dem alten Gesittungsboden eines seiner selbst sicheren, sich selbst achtenden Handwerkerstandes heraus gewachsen ist. Auch wenn diese Kleidungsstücke auf die „Alamodezeit"[1] zurückgehen sollten, liegt doch gewiß heute in ihnen mehr deutsche Gesittung als etwa in dem den Engländern nachgeäfften Smoking unserer Gesellschaft, oder dem Pariser Mode- und Dirnenkleid unserer Frauenwelt.

Der Bedarf der Zimmerleute an diesen selbsteigenen Kleidungsstücken ist ein solch großer, daß sich eigene Kleiderwerke (Fabriken) mit ihrer

[1] Der „Hosenteufel", gegen den die Pfarrer jener Zeit sich erhoben, ist, wie wir gesehen haben, immer noch nicht ausgestorben.

Herstellung beschäftigen. Die Wanderstäbe sollen hauptsächlich in der Lüneburger Heide geschnitten werden.

Dann ist fernerhin noch die Barttracht zu erwähnen. Trotzdem die Fremden nach $3^1/_2$ jähriger Geschriebenheit einen Schnurrbart tragen dürfen, zeigen sie fast alle eine geschabte Oberlippe, und nur der Kinnbart wird manchmal geduldet, nach ihrem Lied:

> Zum Zingel-Zangel mit dem Witschel-Watschel
> Und so rutsch noch ein bißchen weiter.
> Zum Zingel-Zangel mit dem Schnauzbart,
> Doch der Kinnbart bleibt stehn!

Das Verbot des Schnurrbarttragens wird mit dem vielen „Schmarren- oder Humpentrinken" erklärt, denn: „Dabei braucht nicht jeder die Haare ins Bier zu hängen!" Es sind das nämlich Rundtrünke!

Das Trinken und die Trinksitten sind die größte Schwäche unsrer Fremden, die vielleicht noch einmal der ganzen Brüderschaft zum Unheil werden. Viele meiden sie nur deshalb, oder treten nach einiger Zeit wieder aus ihr aus, weil sie das „viele Saufen" dabei nicht aushalten. Es ist das ganz ähnlich wie bei den studentischen Verbindungen vor dem Krieg! Aber das kommentmäßige Trinken auf den Studentenkneipen ist gegen den Zug der Kehle dieser Handwerksgesellen doch nur ein Kinderspiel, und wenn Viel-trinken-können eine Ehre wäre, müßten die Studenten diesen endlosen Bierschläuchen, die durch die gesunde Arbeit und die Hitze im Sommer immer heiß und unerschlafft gehalten werden, weit nachstehen.

Die fremden Zimmergesellen sind auch immer sehr stolz auf ihre Kunst im Trinken, und man kann darüber geradezu unheimliche Geschichten hören. So erzählte uns z. B. ein Zimmermeister, bei ihm habe vor einigen Jahren ein Fremder aus Mössingen bei Herrenberg „geschafft", der Luginsland geheißen habe, aber schon mehr ein Luginsglas gewesen sei, denn er habe einmal an einem blauen Montag 64 Glas Bier getrunken. Es sei noch ein ganz junger Kerle gewesen, und er habe vor Donnerstag nicht weiter arbeiten können, weil er gezittert hätte wie ein alter Mann. — Da war eben die Kehle noch nicht ausgepicht genug! Es gibt aber ältere Gesellen, die solche Mengen trinken und am andern Tag weiterarbeiten als wäre nichts! Dieses Trinken hat übrigens jetzt nach dem Krieg bedeutend nachgelassen; es ging fast ein, lebt aber nun doch wieder auf.

Eines der schönsten menschlichen Gefühle, das der Freundschaft und Treue, ist bei den Fremden hochentwickelt, und nirgends auf der Welt

wird man mehr Kameradschaft finden, als bei ihnen. Das Wort Treue ist ihnen kein leerer Schall, einer steht, wie schon gesagt, für den andern ein bis zum Tod, wenn es sein muß, und sie haben es oft genug bewiesen.

Auch in ihren Sprüchen und Liedern kehrt das immer wieder: „Was soll ein Fremder sein? Ein treuer Mann!" Oder mit tiefstem Vertrauen:

> Wer sich ein Gerüst erbaut,
> Sich auf seinen Krauter vertraut,
> Der ist verloren!
>
> Wer sich ein Gerüst erbaut,
> Sich auf seinen Kamrad vertraut,
> Der steht sicher!

Die Verdächtigung des Meisters entspringt hier nur einer augenblicklichen Stimmung.

Die nicht Fremdgeschriebenen, also die große Mehrzahl der Zimmerleute, werden von den Fremden nicht zu den Kameraden im Freundschaftssinn gezählt und mit einem kleinen, weniger zimmermännisch und menschlich, aber in zünftiger Hinsicht wegwerfenden Beigeschmack „Vogtländer" genannt[1].

Der Gegensatz zu den „Vogtländern" zeigt sich deutlich in einem Lied:

> Ja, wo die Zimmergesellen zünftig sein,
> Da schlägt man dreimal mit dem Zollstab drein.
> Doch wo die Zimmergesellen Vogtländer sein,
> Da schlag ein Himmeldonnerwetter drein . . .

Die „Vogtländer", die Nichtzünftigen, unter denen es aber oft tüchtigere Arbeiter gibt, als unter den Fremden, halten diesen ihren „großen Geist" immer ihrem Geschrieben- und Fremdsein zu gute und sehen, die jungen fast mit Verehrung, die alten mit einem gewissen Wohlwollen zu ihnen auf. Und die Fremden lassen hinwiederum sie gelten und schaffen gerne mit ihnen, denn es können nicht alle fremd sein!

Dagegen sind sie ganz und gar unduldsam gegen eine zimmermännische Gesellschaft, die sich Ende der achtziger Jahre aufgetan hat und sich Rolandsbrüder nennt. Weil sich die Fremden als die einzigen rechtmäßigen Fortpflanzer der Zunft und des Zünftigen betrachten, wird diese Brüderschaft, welche sich die gleichen Ziele setzt wie sie, grimmig von ihnen gehaßt und auch verfolgt. Sie liegen ständig in schweren Händeln mit den Rolandsbrüdern, und es gab, wie man uns sagt, schon öfter Schlägereien, bei denen Leute erstochen wurden.

Unwillkürlich wird man bei diesen Schilderungen an die Handwerker-

[1] Siehe Anmerkung 4.

eifersüchteleien des Mittelalters erinnert, wo unter Umständen zwei Angehörige feindlicher Zünfte beim Zusammentreffen auf der Landstraße ohne ein Wort zu sprechen in heißem Brudergrimm die Felleisen ablegten und so lange mit den Knotenstöcken aufeinander losschlugen, bis einer tot am Platze blieb.

Die Gesellschaft der Rolandsbrüder stammt aus Norddeutschland, und Bremen ist ihr Hauptsitz. Wir nehmen an, daß ihr Name von dem steinernen Roland am Rathaus daselbst, den sie vielleicht zu ihrem Sinnbild erkoren, herrührt[1]. — Da der Rolandsbrüder viel weniger sind als Fremde, wandern sie aus Furcht vor diesen ihren Feinden immer in kleineren oder größeren Rotten, bis zu 20 Mann. Sie sind bis auf die Ehrbarkeit, die bei ihnen blau statt schwarz ist, gleich bekleidet wie die Fremden.

Manchmal kommt es aber anscheinend auch ohne Streit zu einem Ausgleich zwischen den beiden feindlichen Brüderschaften, denn unser Gewährsmann erzählt uns, wie er einmal in Stuttgart, wo sich ebenfalls eine Rolandsbrüdergesellschaft aufgetan habe, diese durch gütliches Zureden dazu brachte, ihm ihre Binden abzuliefern, wodurch das ganze Nest mit einem Schlag ausgehoben gewesen sei.

Man sieht hier nebenbei, wie diese Binde, diese Ehrbarkeit keine Halsbinde im gewöhnlichen Sinn ist, keinen nützlichen Zweck erfüllt, sondern das vertritt, was bei den Studenten das Band und der Bierzipfel ist! Es ist die Farbe, zu der sie schwören, die Farbe schwarz oder blau! Die Auszeichnung für ihr tapferes 3jähriges Fremdsein von der Heimat, von Vater und Mutter.

Außer diesen Rolandsbrüdern sollen sich als Erben der Zünfte kurz vor dem Krieg noch die „Spinnbrüder", oder der „Spinnschacht", deren Name uns ganz dunkel ist, aufgetan haben. Ihr Kennzeichen am ähnlich getragenen Bändchen ist eine Nadel, und wegen des luftschiffähnlichen Aussehens dieser Nadel werden sie von den Fremden witzelnd Zeppelinbrüder genannt[2].

---

[1] Siehe Anmerkung 5. — [2] In neuester Zeit machen sich die Rolandsbrüder sehr bemerkbar. Sie haben sich anscheinend innerlich und äußerlich gestärkt und können nun den „Fremden Zimmergesellen" die Stange halten. Wie uns ein Rolandsbruder mit Würde erzählte, grüßen sie sich jetzt gegenseitig mit den Fremden, und der alte Zwist ruht. Neben dem Rolandschacht und ihn fast übertreffend glänzt aber nun auch noch der neue Freiheitschacht. Die Freiheitsbrüder sind überall weithin durch ihre rote „Biese" an den Hosen, zu Deutsch Passepole zu erkennen. Die Ehrbarkeit ist ebenfalls rot, sonst die Kleidung gleich der aller zünftigen Zimmerleute, nur daß die Freiheitsbrüder anscheinend sehr zum „Spinnen" neigen und

Allen diesen Brüdern gemeinsam ist die wahrhaft grenzenlose Wanderlust. Grenzenlos d. h. buchstäblich los aller Grenzen ist dieser Trieb, er treibt sie bis nach Sizilien und Ägypten, und wer nicht weit gereist ist, hat vor ihren Augen keinen großen Wert.

Die Hauptfremdenstädte, in denen allen aber das „Buch" zeitweise schon „zugemacht" war, waren vordem: Hamburg, Stettin, Danzig, Breslau, Riga, Leipzig, Magdeburg, Prag, Ofen, Pest, Wien, Frankfurt, Zürich. Ein Blick auf diese Städte zeigt deutlich die einstmals große, nun schon längere Zeit fast erloschene Ausdehnungskraft des Deutschtums nach dem Osten.

Heute geht der Zug der deutschen Seele nach dem Westen, die Fremden bereisen mit Vorliebe Holland und Belgien und deuten damit an, wo künftig der Tritt des deutschen Fußes hallen wird[1]. In Brüssel ist meist eine Gesellschaft beisammen, und durch ganz Holland hindurch arbeiten insbesondere die Plattdeutschen, die ohne weiteres die Niedersachsen und Niederfranken jener Länder verstehen, als Schiffs- wie als Hauszimmerleute, gerade wie wenn sie zu Hause wären.

---

gerne auch mächtige Ohrgehänge tragen, die sie als zünftig bezeichnen. Von dem alten Stamm der „Fremden Zimmergesellen" unterscheiden sie sich hauptsächlich dadurch, daß sie auch Maurer aufnehmen und weniger strenge Zunftregeln, sowie freiheitlichere Einrichtungen haben, woher eben sie den Namen Freiheitsbrüder führen, nicht etwa aus politischen Unterlagen heraus! Das quälende Trudeln und der Knüppelbur fallen z. B. bei ihnen weg. Ob und wie sich diese neuen zimmermännischen Gesellenbünde halten, können wir nicht sagen. Aber die Tatsache erhellen sie, daß da eine ganz starke zünftige Welle aufgegangen und der alte romantische Handwerksburschen- und Wandergeist prächtig aufgelebt ist. Diese zünftigen Zimmerleute sind die eigentlich echten Wandervögel, die schon Jahrhunderte bestehen. Die Maurer unter den Freiheits- und Rolandsbrüdern tragen weiße Hosen. Die Gegnerschaft der Rolandsbrüder zu den „Schwarzen", wie die „fremden Zimmergesellen" von den blauen und roten Fremden genannt werden, hat sich anscheinend nunmehr auf die Freiheitsbrüder übertragen. Ein kleiner Roter mit einem Hut wie ein Wagenrad berichtete mir im Herbst 1922 mit Stolz, er habe in Leipzig einem Schwarzen, der ihn anrührte den Achselsteg entzweigeschlagen und zwei weitere Schwarze verjagt. Ein Roter nehme es immer mit 3 Schwarzen auf und die andern könnten neben ihnen nicht aufkommen! — Ich glaubte aber dem Kleinen nicht alles.

[1] Das wurde belassen, wie es vor dem Krieg geschrieben war. Die Fremden werden bald auch wieder die Niederlande bereisen, und wer weiß, daß einmal eingeschlagene Entwicklungslinien eines Volkes sich mit dem Gesetz einer Naturkraft weiterziehen, wird sich von eingetretenen Gegenschlägen, die oft nur Rastpunkte zu Hauptzügen nach vorwärts sind, nicht beirren lassen. Dabei braucht durchaus nicht gleich an ein politisches Fußtritthallen gedacht werden; der wirtschaftliche Tritt des deutschen Volkes genügt, um das, was Deutsch ist, zusammenzuhalten.

Ganz seine Anziehungskraft verloren hat aber auch der Osten noch nicht, und das folgende Lied ist nicht sehr alt:

Es reisten drei Burschen alle zugleich
Wohl in das schöne Land Sachsen,
Nach Leipzig, Dresden und Braunschweig,
Wo schöne Mädchen wachsen.
Von da wollen wir nach Schlesien reingehn,
Wollen Breslau, Prag in Böhmen besehn,
In die schöne Stadt Wien wohl schauen hinein.
Frisch auf! was Zimmerleut sein.

Mein Vater schrieb mir einen Brief,
Ich soll zu Hause kommen.
Ich aber schrieb gleich wieder zurück,
Noch weiter zur Reis' sei gesonnen.
Halb Branntweinsbuddel! Stettin liegt in Pommern,
Von Danzig nach Königsberg wieder im Sommer!
Und dann gehts nach Italien rein!
Frisch auf! was Zimmerleut sein.

In Wien, Belgrad, Ofenpest und Sofia ist nach den übereinstimmenden Angaben verschiedener Ausgefragter vor dem Krieg das „Buch" fast immer „offen" gewesen und sehr häufig auch noch in Konstantinopel, Jerusalem und Alexandria[1]. Hingegen konnten wir von den ehemaligen deutschen Ostseeländern, von dem Baltenland, das früher mit ganz besonderer Vorliebe bereist wurde, nur noch von Riga und Libau als beliebten Reisezielen hören. Aber gerade dort und auch im reichsdeutschen Ostseeland, besonders in Königsberg[2] soll es noch am „zünftigsten" sein.

Nach dem Norden hinauf spült aber dieser deutsche Wanderstrom anscheinend noch ebenso stark wie früher, und ein Gegenstrom zimmermännisch-nordischer Kerngestalten kommt von dort herunter; Kopenhagen erscheint z. B. auf den alten „Kundschaften", die immer in dänisch und deutsch ausgestellt sind, wie eine deutsche Stadt, während anderseits die dänischen Zimmermeister heute wie früher ihre Söhne nach Alldeutschland schicken, „damit sie etwas lernen". Diese Dänen rechnen

[1] Auch das Ziel Jerusalem wird jetzt schon wieder zu erreichen versucht. Im Sommer 1922 sprach ich in Stuttgart einen ziemlich abgetretenen Freiheitsbruder an. Er erzählte, er komme soeben „per Schub" aus Österreich. In der Steiermark habe ihn ein „Schucker" gefragt, wohin er wolle, da habe er gesagt: nach Jerusalem; dahin wollte er wirklich! Da habe der dumme Kerl geglaubt, er halte ihn zum Narren, und, weil er ohne Paß gewesen sei, sei er nach Deutschland zurückbefördert worden. — [2] Siehe Anmerkung 6.

dann alles Land, in dem Deutsch gesprochen wird, kurzweg als Deutschland; die alte Sonnensehnsucht der Germanen treibt sie besonders stark nach Süddeutschland und der Schweiz, und die Basler Fremdengesellschaft soll oft zur Hälfte aus Dänen und auch anderen Nordländern bestehen. Dagegen sind wiederum die deutschstämmigen Fremden in Kopenhagen und Christiania mit Gesellschaften wie zu Hause.

Der Süden Europas wird von den Nordlandsöhnen und auch den deutschen Fremden am liebsten bereist; in der Schweiz ist fast jede Stadt zünftig, und sie steigen über die Alpenpässe hinüber und gehen in breitem Strich bis nach Neapel.

Die Umgangssprache in den ausländischen Fremdengesellschaften ist dabei, trotzdem diese dem Land, in dem sie sich befinden, entsprechend, natürlich immer auch viele Schweden, Dänen und noch mehr Holländer und besonders Tschechen in ihren Reihen haben, immer Deutsch. Die Tschechen, unter denen es sehr tüchtige Zimmerleute gibt, und die z. B. vor dem Krieg auch viel nach Stuttgart kamen, geben sich hiebei eigentümlicherweise nicht als „Böhmen" aus, wie es ihnen sonst beliebt, sondern als Deutschtschechen!

Aus alledem ergibt sich, daß diese Handwerksgesellen trotz ihres sozialdemokratischen Parteibuchs eigentlich viel „patriotischer" sind als das von Amts- und Berufswegen sozusagen patriotische Deutschland, was im Grunde nicht auffallend und immer und überall so war und so ist.

Unsre fremden Zimmergesellen selbst fühlen sich allerdings durchaus nicht „patriotisch", im Gegenteil, sie verachten die „Patrioten" und machen sie sprichwörtlich zum Spott! Aber sie sind Vaterlandskerle, Vaterländler, sind liebende, treue Söhne der Zunge und des Bodens, der sie gebar, sind fast so großdeutsch wie die Alldeutschen, wenn auch unbewußt, weil sie es einfach sein müssen, weil sie nichts von all den Kriegen und Verträgen und Glaubenskämpfen, von Regierungen und Fürsten wissen und wissen wollen, die einst die Länder nach ihren Machtgelüsten zerrissen und an deren papierenes Recht die Gebildeten mit ihrem in abgezogenen Formen und Förmlichkeiten überzüchteten künstlichen Verstandesleben, kurz mit ihrem Glauben an das Papier glauben, sondern weil sie einzig und allein dem Rauschen des Blutes und dem heimischen, lebendigen Laut der Sprache trauen.

Die fremden Zimmerleute sind auf alle Fälle stärkere deutsche Gesittungsträger und Bahnbrecher für den deutschen Gedanken als ein großer Teil des über alle Welt sich ergießenden Stroms unserer Vergnügungsreisenden, denn wo sie hinkommen, sprechen sie deutsch und

nur deutsch, halten ihre Sitte und Art und zwingen sogar die Ausländer in diese Art, wie wir sahen. Und sie leisten nicht zuletzt tüchtige deutsche Arbeit! Sie kümmern sich um keine politischen Grenzen, es gibt für sie wie ehedem nur ein Deutschland von Straßburg und Metz bis Wien, und wo die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt, das ist auch im niederdeutschen Sprachgebiet Hollands und Belgiens, ist ihr gemeinsames Vaterland[1].

Damit sind wir zu Ende mit den fremden Zimmergesellen. Wer den Schilderungen ihrer Sitten bisher gefolgt ist, wird sich vielleicht zweifelnd fragen, ob es wirklich möglich ist, daß sich solch ein offenbares Stück Mittelalter bis heute erhalten hat. Aber wie die Satzungen der Fremden im Anhang zeigen, hat hier keine müßige Einbildungskraft gearbeitet. Wir können Fehler begangen haben in unsrer Darstellung, wir können noch viel mehr manches vergessen, wir können unsre Sache auch etwas dichterisch verklärt gesehen haben, aber im großen ganzen wird der Geist, der hier lebt, richtig herausgearbeitet sein. Wie ein Teil der Studentensitten tief ins Mittelalter zurückgeht, also taucht das Brauchtum dieser Handwerksgesellen tief ins Leben unsrer Vorväter ein.

Hier wurde an zünftigen Förmlichkeiten nur gegeben, was noch besteht. Wer die alten zünftigen Rede- und Antwortspiele, die bedeutend weitschweifiger sind, damit vergleichen will, findet sie im Anhang.

---

[1] Auch das soll stehen bleiben, wie es vor dem Kriege niedergeschrieben wurde. Willkürliche Schranken fallen, Deutschösterreich geht heute oder morgen zur Mutter zurück, und das Elsaß werden unsere Fremden bald auch wieder unter französischer Herrschaft bereisen.

Der Zimmermann im allgemeinen und der schwäbische im besondern

Die große Überzahl der „Vogtländer" der ganz gewöhnlichen Zimmerleute hat immerhin noch manches Außergewöhnliche, wie wir bald sehen werden. Denn wir haben es gleich im Anfang gesagt: das Zünftige steckt diesem ganzen Berufstand noch in allen Knochen, und wer auf der Suche nach Eigenart und Mark ist, wer, wie man sagt, Männer aus Millionen sucht, der braucht nicht mit der bekannten Sucherlaterne etwa bei dem sportlichen Herentum unsrer Zeit herumzuzünden; das Eisenblut, das er sucht, ist auf dem nächsten besten Zimmerplatz, wo der helle Schlag der Axt ertönt und die Säge schnarrt, zu finden. Denn dort fließt noch etwas von Mannheit und Mut aus erster Hand ohne Nebenabsichten, von Abenteurergeist und Reckenblut, wie uns das aus den Isländergeschichten anspringt; von altem, hartem eisernem Germanentrotz, auch ohne Ritterformen, im schlichten Arbeitsrock. Dort gibts noch Leute von der Art der Nordmänner, wie wir sie aus der Geschichte der Wikingerzüge kennen: da bequemte sich einmal irgend so ein nordischer Heerkönig und Seeräuber im Großen, — vielleicht war es Rolf, der Name tut nichts zur Sache — die eroberte Normandie als Lehen von dem französischen König zu nehmen. Er sollte der höfischen Sitte jener Zeit gemäß dem König den Fuß küssen, weigerte sich aber und überließ das den Edlen in seinem Gefolge. Da packte der erste, den es traf, den königlichen Fuß mit seiner Eisenfaust und hob ihn — weil ein Normann sich nicht bückt! — zu seiner Riesenhöhe empor, so daß der König unter dem Gelächter der übrigen einen bösen Sturz tat und auf weitere Ehrungen gerne verzichtete. —

Solche Leute gibt es auch heute noch, die sich nicht bücken, die weder nach oben noch, was jetzt viel häufiger ist, nach unten des Kreuz krumm machen, wie sich der Zimmermann ausdrückt.

Hier auf dem Zimmerplatz dreht sich sozusagen hart neben uns eine Welt im Kleinen für sich, die wohl aus der größeren Welt des Gesamtvolktums[1] heraussprang, aber mit der Zeit ihre ganz besonderen Ge-

[1] „Die Nation" und national sagen sie in rein französischem Geist und Laut, wenn sie ihr Deutschestes ausdrücken wollen!

setze entwickelte und ihre eigenen Formen erzeugte, von denen wir einen abgesonderten Teil ja bereits kennen lernten.

Die Seele des einzelnen Menschen, wie eines Gesamtwesens, zeigt sich allerdings weniger im öffentlichen als in seinem häuslichen Wesen, in seiner Alltäglichkeit, seinen Unbelauschtheiten, die sich stets in Redensarten, Ausdrücken und Sprüchen verdichten. So möchten wir hier und auch in den folgenden Abschnitten diese Naturgeschichte des Zimmermanns fortsetzen, und uns nun auch noch eingehend mit seinem Alltagsleben beschäftigen.

Dabei sei vorausgeschickt, daß wir in folgendem immer den schwäbischen Zimmermann vor Augen haben, und aus dem Stammesboden des Schwabentums heraus schildern. Aber ein richtiger Schwabe ist auch immer ein richtiger Deutscher, und insbesondre der zimmermännische Leser aus allen deutschen Stämmen wird die gemeinsamen Züge aus der landsmannschaftlichen Färbung leicht herausfinden. Wir können ja den Zimmermann, der im Volk steht, überhaupt nur stammtümlich und mundartlich fassen, und denken eben dadurch sein Wesen am besten zu durchleuchten, am Maßstab eines deutschen Volksstammes den ganzen Stand zu messen! Die Mundart mit ihren Schwierigkeiten für den Nichtschwaben muß dabei manchmal in den Kauf genommen werden.

Der Zimmermann ist ohne Zweifel der geistig und körperlich beweglichste und fleißigste Baugeselle, was alle, die viel mit Bauleuten zu tun haben, wissen. Wenn deshalb z. B. irgendwo in einem Gebäude Umbauten vorgenommen werden sollen und Arbeiten vorkommen, die rasch und sicher vor sich gehen müssen, wie Gerüstungen, Verstellen von Maschinen usw., werden hiezu am liebsten Zimmerleute verwendet, trotzdem vielleicht die Arbeit dem Maurer viel näher läge.

Die knappe und scharfe Kennzeichnung der beiden Bauhandwerker geben folgende beiden Sprüche aus dem Remstal:

D Zemmerleut send rechte Leut,
We-mer 'na recht z saufet geit!

Aber:

D Meirer
Send Leirer!

Besser kann mans nicht geben! Es rührt dieses Urteil natürlich von den „Bauherren" her, die sehr scharf abwertend sind und immer was an den Bauleuten auszusetzen haben, weil diese es leider bis zum heutigen Tag noch nicht herausgekriegt haben, wie man ohne Geld bauen kann, und immer wieder große Löcher in den Beutel reißen; wie schon früher:

Behüt uns Gott vor teurer Zeit,
Vor Maurer und vor Zimmerleut!

Es werden also auch die Zimmerleute liebevoll bedacht! Aber bei ihrer Wertung kann doch ein gewisser Achtungseindruck, den sie hinterlassen haben, nicht ganz unterdrückt werden, während über die Maurer sehr kurz, wenn auch sicher nicht durchaus gerechtfertigt, weggegangen wird.

Der Augustinerpater Abraham a Santa Clara, ein Schwabe Namens Megerle von Krähenheimstetten, der durch die Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager, die seinen Ton nachahmt, weiteren Kreisen bekannt ist, sagt zwar in seinem Buch: „Etwas für alle" in seiner vollsaftig spaßigen Weise: „.... unterdessen gibt es faule Gesellen unter ihnen, daß einer konnte in Zweifel setzen, ob die Haken der Zimmermann oder den Zimmermann die Haken trage: wenn sie einen halben Tag zwey Löcher bohren, so glauben sie schon, daß sie des Herculis seine Arbeit verrichtet, aber dieser wird gemahlt mit einer Löwenhaut, etliche Zimmerleute aber soll man mit der faulen Bärenhaut mahlen: Die große Säg führen sie so langsam, daß auch ein Schneck ohne Mühe könnte neben ihnen marschieren; biß sie den Zirkel aus seiner Herberg ziehen, kann eine Maus ein Laibel Brod verzehren: Ehe sie über einen Baum steigen, gehen sie lieber um denselben, soll er auch zehn Klafter lang sein."

Man sieht, wie der witzige Augustiner die Zimmerleute hier nicht schont. Aber er tut damit den Gesellen von heute, und wären es auch nur „etliche" von ihnen, sicher Unrecht. Wer in diesem Handwerkstand nichts leisten kann und nichts schaffen mag, der hält es nicht allzu lang in ihm aus, und geht meist früher oder später zu einer andern Tätigkeit über, die weniger körperliche und geistige Anstrengung erfordert.

Denn das mit dem „bloß Handarbeiter" sein, wie es sich viele Gebildete vorstellen, ist nicht so einfach! Sehr viele Handarbeiter, und darunter insbesondere auch unsere Zimmerleute, müssen nebenbei sehr viel kopfarbeiten, und wo das einer nicht fertig bringt, da entstehen fortwährend Fehler, die Geld kosten.

Wir sind weit davon entfernt zu behaupten, daß es unter den andern Baugesellen weniger tüchtige Leute gäbe. Aber der Steinhauer und der Maurer arbeiten doch maschinenmäßiger, und man kann bei diesen Handwerken mit der bloßen Handfertigkeit und Geschicklichkeit weit kommen. Das genügt aber bei dem Zimmermann nicht, dieser muß z. B. daran denken, daß bei einer Balkenwand die Pfette fehlt, und sich also den Grundriß und Schnitt des Hauses vorstellen können, sonst schneidet er sämtliche Pfosten dieser Wand um 12 cm zu kurz ab. Er muß

sich die oft schwierigen und verwickelten Dachfügungen vorstellen können, sonst kann er sie nicht aufreißen und abzimmern, kurz, er muß nicht nur mit der Art den Nagel auf den Kopf treffen, sondern auch mit dem Hirn, muß nicht nur körperlich, sondern auch geistig sehr beweglich und lebendig sein, sonst ist er sein Leben lang gehemmt, ja geschunden in seinem Beruf, wird schlechter bezahlt und schlechter behandelt. Das letztere viel weniger vom Meister und Palier, als von seinen Mitarbeitern, die gegen Pfuscher und „Scharwerker", früher auch Störer und Bönhasen[1] genannt, heute noch genau so unduldsam sind, wie ihre Vorfahren im Mittelalter.

Das, was der Zimmermann leistet und kann, weiß er aber auch; er weiß, wie man ihn braucht und sucht und hält, wenn er etwas ist, und daher rührt das selbstbewußte Wesen, der auffallende Berufsstolz, der den ganzen Stand kennzeichnet. Der Zimmermann fühlt es, daß er der erste Baumeister in Deutschland war, und daß heute noch die Zimmer, in denen man wohnt, von ihm gezimmert sind.

Dieses selbstbewußte Wesen zeigt sich, wie das bereits bei den „Fremden Zimmerleuten" nachgewiesen wurde, besonders deutlich in seiner Kleidung. Denn diese ist bei allen Zimmerleuten ähnlich, und besonders die jungen „Vogtländer" suchen womöglich die Fremden noch zu überbieten, wodurch dann die Zerrbilder entstehen, die wir beobachten können.

Auf ein paar sauber gewichste, oder wenns regnet „geschmierte" „Langschäfter" wird besonderer Wert gelegt. Einen farbigen Hut sieht man niemals, und wenn der tiefschwarze „Schlapper" vor dem Krieg auch nicht die Größe einer kleinen „Elefantenfalle" hatte, wie die Hüte der Fremden, so kam er doch meist einem mittleren Schleifstein gleich. Aber Schleifstein ohne Antrieb! Mit Antrieb würde in der nächsten Sekunde wegen — den Funken vor den Augen! — seine Größe überhaupt nicht mehr zu ermessen sein.

Der Hemdkragen fehlt, wie bei den Fremden, aber meist nur Werktags. Verheiratete Zimmerleute, die Stadtmenschen wurden und den Bildungsgefühlen ihrer Frauen Rechnung tragen müssen, tragen jedoch auf dem Weg zur Arbeit gewöhnlich den niedern, alten Umlegkragen. Bei jungen Burschen, die städtische Liebschaften haben, kommt es auch vor, daß sie sich Stehkragen leisten. Sie machen aber damit bei ihren ältern Kameraden keinen Eindruck, denn diese haben die unverrückbare Ansicht, daß ein „rechter" Zimmermann keinen steifen, stehenden Kragen trägt, sprechen, bar jeden Antriebs höherer Bildung,

[1] Siehe Anmerkung 7.

geradezu verächtlich von „Stehkragenzimmerleuten“ und nageln mit teuflischer Lust gelegentlich das Ärgernis mit einem handlangen Sparrennagel, „daß es auch hebt“, an die Wand.

Wer schon gewalzt ist, steht in besonderem Ansehen, in um so höherem, je weiter er kam. Dabei sind Hamburg und Bremen das Mekka und Medina aller süddeutschen Zimmerleute, nicht nur wegen der bedeutenden Entfernung und weil es Seestädte sind, sondern auch deshalb, weil sich dort in großen Fremdengesellschaften alles Zünftige am lebhaftesten erhalten hat.

So scharf gearbeitet wie in Schwaben soll in Norddeutschland nicht werden, was wahrscheinlich der Grund für die Tatsache ist, daß ein württembergischer Zimmerpolier einen „Hamburger“, einen „Geschriebenen“ nur dann einstellt, wenn er keinen Landsmann bekommt. Am meisten „geschennegelt“ soll im Norden in Hannover und Braunschweig werden, welche beiden Städte ebenfalls berühmte Reiseziele sind.

Auch bei den „Vogtländern“ beschränkt sich die Wanderlust nicht bloß auf Deutschland. Unsere Schwaben gehen viel in die Schweiz, wo sie sehr gerne den Einheimischen vorgezogen werden, weshalb die Schweizer Arbeitsgenossen oft scheel auf sie sehen. Ein Sprichwort sagt: wers im Maul hat, hats nicht in der Hand! Das stimmt aber nicht immer, denn die Schwaben reißen das Maul leicht auf, d. h. sie schimpfen gerne, sind aber im Arbeiten ebenso tüchtig und überschaffen dann leicht die andern, was begreiflicherweise niemand gerne sieht.

Zum wenigsten geht die Reise nach Frankfurt, das wegen seiner kurzen Entfernung mit dem bekannten schwäbischen Selbstspott die Schwabenfremde heißt.

Auch das alte Sehnsuchtsziel der deutschen Seele, Italien, wird dann und wann einmal bereist. Dort gibts jedoch „wenig zu trinken, aber nicht viel zu essen“, meistens nur ein Stück „Polenta“, das aber anscheinend von den selbst Notleidenden und Armen gerne gegeben wird. Es komme dort vor, daß der deutsche Handwerksbursche als Herr angesehen und selbst noch angebettelt werde. Der fürchtet sich aber nicht und ficht sich mit seinem auswendig gelernten Sprüchlein: „Uno forestiere oprai senza lavoro, pagato un poco centesimi!“ das sein ganzes Italienisch darstellt, keck bis Rom und Neapel durch, wenn's sein muß, ohne ein einziges Mal zu arbeiten! Nach Rom werde es aber ganz „haarig“, und am besten sei es noch in Oberitalien.

Früher war die „Kaiserstadt“ Wien, wo man heute noch Nachkommen schwäbischer Familien antrifft und gute Erinnerungen an die Schwaben

vorhanden sind, das Hauptreiseziel, das erreicht zu haben von der Zunft, d. h. gesetzlich zur Meisterwürde vorgeschrieben war. Auch heute noch werden die vormaligen Länder Österreich-Ungarns gerne aufgesucht und sogar manchmal ganz auf eigene Faust, ohne den Rückhalt der Fremdengesellschaften, über Ofenpest durch den Balkan nach Konstantinopel und noch weiter bis nach Jerusalem „getippelt". Diese Angabe wird uns auch durch die deutsche Bauzeitung belegt, wo der Baumeister der seinerzeitigen großen kirchlichen Bauten in Jerusalem erzählt, wie ihm bei der Fertigstellung der Arbeiten zwei zufällig durchreisende deutsche Zimmerleute sehr gelegen gekommen seien.

Bei den Walachisten, wie die Balkanvölker zusammen genannt werden, ist es aber allen Beschreibungen nach ganz „windig". Ein Wanderlied der fremden Zimmerleute weiß davon zu erzählen:

O wilde Walachei! o wilde Walachei juhe!
Die Wanzen und die Läuse,
Die sind ja dort zu Hause,
Und der Floh ist auch dabei!
In der wilden Walachei.

O wilde Walachei! o wilde Walachei!
Von Stroh sind ihre Dächer,
Und die Dächer sind voll Löcher.
Die Fensterscheiben entzwei!
In der wilden Walachei.

O wilde Walachei! o wilde Walachei juhe!
Wir wollen nach Deutschland reisen,
Wir pfeifen auf die wilden Walacheisen!
Wir bleiben dem Norden getreu
In der wilden Walachei.

Diese wilden Walacheisen[1], zu denen auch ein Teil der Bewohner des alten Ungarns: Serben, Kroaten, Rumänen und Madjaren gerechnet werden, sollen aber trotz ihres Elends gastfrei sein und das, was sie haben, Speck und Brot, ohne Besinnen geben. Wo in einer Hütte niemand ist, wird das, was man braucht, ohne viel Federlesens selbst heruntergeschnitten, was die gutmütigen Leute anscheinend nicht übelnehmen. Die Juden geben Geld. Die eigenen Landsleute aber, die

[1] Der bis tief ins Volk wirkende, sprachverderbende Einfluß des Fremdworts zeigt sich deutlich an dieser alten Wortbildung. Die Bewohner der Walachei wurden einst selbstverständlich Walacheisen genannt, jetzt aber unter dem Ansehenszwang der Istenwörter unsrer gelehrten Bildung, unter dem Vorgang der Germanisten, Lampisten usw. heißt es Wachalisten.

Schwaben im Banat und auch sonst da „hinten rum“ werden als die „Geizigsten“ geschildert, und sollen auf ihren schönen Höfen, die ganz anders daständen als die „Löcher“ der andern, lieber die Hunde hetzen als „nach dem Brotkorb“ langen! Das ist aber schwäbischer Selbstangriff, der verstanden werden muß!

Der Handwerkstolz der Zimmerleute drückt sich besonders in ihren Sprüchen und Liedern aus. Auch in ganz gewöhnlichen spaßhaften Redensarten finden wir ihn. Da heißt z. B. ein häufig zu hörendes Wort: „Alle Zimmerleut sind Lompa, aber net alle Lompa Zimmerleut!“ Es wird hier in einer für schwäbisches Wesen bezeichnenden Weise das gefürchtete Eigenlob durch eine kleine Selbstverlästerung, die aber auch wieder ein kleiner Stolz ist, abgeschwächt. Gerader aufs Ziel los geht die Redensart: „D Zimmerleut und d Kirchaleut allei kennet sich mit Recht Leut heißa!“ Der Witz steckt hier in dem Wort Leut, das immer „tüchtige Leute“ bedeutet.

Besonders in den Zimmersprüchen tritt dieser Stolz auf, sehr oft mit breitem oder schlauem Lachen. Da heißts einmal:

Der stolze Palast und das Heiligtum
Verkünden des Zimmermannes Ruhm,
Der Turm, der in die Wolken steigt,
Das Hüttlein, das auf der Erde kreucht.

Oder etwas bescheidener, aber auch pfiffiger:

Ich hab manches mal so bei mir selbst gedacht,
Ein Zimmermann der sieht doch was er macht,
In Stadt und Dorf kann man uns nicht entbehren,
Wo kämen Häuser her, wenn keine Zimmrer wären?
Drum bild ich mir im Ernste was drauf ein,
Ein wackrer Zimmermann zu sein.

Oder wird gar vom eigenen Stand gesagt:

Er ist der erste Stand im Staate,
Nützt mehr als mancher in dem Rate.

Und sogar:

Wir messen und hauen Stück für Stück
Und fügen die Balken zum häuslichen Glück.

Zur Zeit der Schlagbäume sprach ein Spruch, der sich bis heute erhalten hat, voll Stolz:

Ein ehrlicher Zimmergesell bin ich genannt,
Ich reise Fürsten und Grafen wohl durch ihr Land.

Und ein Rammlied:

Der Pfahl muß hinein
Durch Felsen und Stein
Dem Kaiser durchs Reich . .

Mehr kann man von Standesbewußtsein wirklich nicht verlangen! Mit Fürsten und Grafen haben sie's überhaupt gerne zu tun. Da heißts mit beinahe Schubartschem Geist in einem alten Handwerkslied:

Wir haben schon Könige und Kaiser gesehn,
Sie tragen goldne Kronen und müssen vergehn.

Dem Standesbewußtsein der Zimmerleute trägt auch unser Abraham a. S. Cl. in seinem erwähnten Buch schon Rechnung mit den Worten: „Die Zimmerleute seynd derenthalben in großem Ansehen, weil ohne sie Gott selbst auf der Welt keinen Tempel oder Wohnung kann haben, und könnte man gantze Bücher anfüllen, wenn man alle von der Hand so herrliche aufgeführte Gebäude wolte beschreiben."

Damit spricht er bloß nach, was die Zimmerleute selbst in ihrem Zunftlied von sich sagen:

Wo kommen denn Kirchen her
Und Schlösser noch viel mehr . . .

Und mit erhöhtem Selbstbewußtsein:

Kein Kaiser, kein König oder Fürst,
Er sei wer er nur ist,
Der die Zimmerleut kann meiden . . .

Auch über das „Uralte" dieses Handwerks spricht nebenbei gesagt Megerle, bloß geht er natürlich nicht auf die deutschen Wälder zurück wie wir, sondern holt das von der Erbauung des Tempels in Jerusalem durch Salomo und phönizische Bauleute her, indem er sagt: „So ist auch gewiß, daß die Arche Noah keine Leineweber sondern Zimmerleute verfertigt haben;" was auch vom scharfsinnigsten Entdecker alter Geschichtsmärchen bis heute noch nicht angefochten worden ist!

Die Zimmerleute sehen übrigens Noah, den Erhalter des Menschengeschlechts, als den ersten Zimmermann an, und waren insbesondere früher, wo man noch mit der Bibel lebte, nicht wenig stolz darauf, ihren Stammbaum so weit zurück zu führen. Ein Zimmerspruch sagt darüber unbefangen:

Der Noah hat die Arch erbaut,
Weil mit dem Zimmern er vertraut,
Und diese Arche war gar schön
In großen Bibeln könnt ihr sehn,
Daß sie drei Stockwerk hoch gewesen . . .

Die Arbeit wird morgens begonnen, ohne daß man vorher gefrühstückt hat. Das Kaffeetrinken ist überhaupt verachtet, und ein „zünftiger" Zimmermann löscht, bevor er den Zimmerplatz betritt, seinen immer regen Durst höchstens mit einem oder zwei Glas Bier in einer Frühwirtschaft, schon um 5 oder 6 Uhr morgens.

Gearbeitet wird bei den Zimmerleuten immer zu zweien, und der engere Arbeitsgenosse heißt dann im Arbeitssinn Kamerad, oder „baurenzimmermannsmäßig" d. h. in mehr ländlicher Ausdrucksweise „mein Andrer". Einer von diesen beiden Schaffkameraden ist dann mit einem halb spaßhaft gemeinten Ausdruck der „Helle" und der andere der „Dumme". Der zünftige Ausdruck für den Hellen ist Stoßgesell, was davon herkommt, daß dieser beim gemeinsamen Schneiden den Stoß der Handsäge führt, während der andere zieht. Man gibt gewöhnlich einen Hellen und einen Dummen zusammen, weil zwei Helle leicht Händel bekommen. Es muß sich nämlich der eine dem andern unterordnen, z. B. die Zimmersäge reichen, beim Zimmerkarren in die Lanne stehen usw., d. h. Handlangerdienste tun und sich in der Arbeit führen lassen. Um nun allen Meinungsverschiedenheiten über die größere Tüchtigkeit aus dem Wege zu gehn, gehörte es früher und zum Teil heute noch zum Handwerksbrauch, daß immer der Ältere als Stoßgeselle auftrat. Aber in der Stadt macht jetzt manchmal der Jüngere auf diese Würde dann Anspruch, wenn er sich dem Älteren überlegen fühlt, wodurch dann oftmals Reibereien und Händel entstehen, so daß die beiden unverträglichen Brüder getrennt werden müssen. Es ist die Kunst des Paliers, immer die beiden richtigen zusammenzutun.

Auf dem „Platz" herrscht straffste Arbeitszucht, und auch nur eine Sekunde hier „in den Senkel" zu stehen, vielleicht um sich zu besinnen, wie man das oder jenes machen will, ist einfach undenkbar. Immer muß der Rücken krumm sein im Bücken, immer müssen die Füße und Hände nach Balken, Pfosten, Riegeln, Schwellen, Winkeleisen, Sägen und Bohrern laufen, und wenn man mal notwendig eine Kunstpause machen muß, weil man vielleicht einen Augenblick nicht weitermachen kann, oder einen Gedanken fassen will, geschieht das dadurch, daß man an den Schleifstein geht und die Axt schleift, daß die Funken herausfahren.

Wird aber doch einmal aus irgend einem Grund allem angeborenen und anerzogenen Fleiß zum Trotz gefaulenzt, dann ruft, wenn unvermutet der Meister erscheint, der, welcher ihn zuerst erblickt, kaltblütig den Kameraden zu: „40 Santimeter!", und alles bückt sich ruhig auf die Arbeit herab, als wäre keine Todsünde wider sie begangen worden. Der Polier

mißt dann vielleicht 20 cm, die Meisterin 10, und so ist hier alles, vom „Schennegeln" bis zum Bummeln aufs weiseste geordnet und geregelt.

Die wichtigste Rolle auf größeren Zimmerplätzen spielt der nun schon öfter erwähnte Polier, auf schwäbisch Ballier. Das Wort entstand sicher durch eine Verketzerung von parler, Parler, Parleur, Parlier[1] = Sprecher, und deshalb weiß der schwäbische Zimmermann heute noch nichts von Polier, sondern sagt Ballier = Palier, welche Schreibweise wir in diesen Ausführungen als die richtigere beibehalten wollen.

Der Parlier war ursprünglich der Sprecher d. h. Vermittler zwischen Meister und Gesellen. In älteren Schriften erscheint er auch als Altgesell, erster Gesell, Krongesell, Schieber, Sprecher. Er ist heute der stellvertretende Meister, der gewaltige und häufig gefürchtete Beherrscher des Zimmerplatzes, der über das Einstellen und Feierabendgeben des Zimmermanns entscheidet. Er war auf keiner Schule, sondern geht immer aus den tüchtigsten Zimmerleuten hervor, weshalb er nicht viel lehrhaftes, dafür aber um so mehr werkliches Wissen hat. Immer ist er ein fähiger Kopf und Menschenkenner, der unter zehn Mann, die um Arbeit anfragen, mit unfehlbarer Sicherheit die zwei besten, die er gerade braucht, herauszufischen weiß, und jedem schon beim ersten Sehen den Stundenlohn zuteilt, den er verdient.

Es erfordert nicht nur tüchtige Kenntnisse, sondern auch Tatkraft und rasches Auffassungsvermögen, den 40, 50 und 80 Mann, welche auf größeren Plätzen arbeiten, die oft jede halbe Stunde wechselnde Arbeit hinzurichten, die Balkenlagen auf den Werksätzen auszuteilen, d. h. den Grundriß des Baumeisters in natürlicher Größe aufzutragen, das Dachwerk auf dem Reißboden aufzuschnüren, zu „schiften", nebenbei zum „Aufschlagen" an den Neubau zu gehen, und das Gebälk dort ins Blei zu legen usw. Kommt da der Palier irgendwo nicht nach, dann können sofort die Leute nicht weiter machen und der Meisterverdienst geht bei den hohen Arbeitslöhnen verloren. Außerdem muß er die richtigen Leute an den richtigen Ort stellen, denn einer, der ganz brauchbar auf dem Werksatz ist, leistet im „Kundengeschäft", bei Gartenzäunen und Umbauarbeiten vielleicht ganz Ungenügendes. Er muß die Lohnlisten führen und im Herbst, wenn das „Geschäft zusammengeht", wissen, wen er entlassen und wen er behalten will, wobei die Rücksichten auf die Verheirateten in Ausgleich mit der Bevorzugung der Tüchtigsten zu bringen sind.

[1] Deshalb ist vielleicht der Name des Ulmer-Münsterbaumeistes Parler ursprünglich ein Berufsnahme.

Das alles macht der einfache Zimmerpalier ohne viel Aufhebens, und mancher Mann in ausgewählter Lebensstellung, und manches mit totem Wissen überladene Lehrschiff könnte leicht von Überschätzungen seiner wirklichen Geisteskraft geheilt werden, wenn es einige Zeit einen solchen Posten einnähme. Denn dann würde vielleicht diese Persönlichkeit — die nötigen Sachkenntnisse natürlich vorausgesetzt — auf einmal entdecken, daß seine geistigen Fähigkeiten dazu nicht ausreichen, und daß ihm, auch als Kopfarbeiter, sehr viele Zimmerleute überlegen sind.

Ein vielgehörter Ausdruck auf dem Zimmerplatz ist das Wort Kappo. Es kommt von italienisch Capo = Haupt und bezeichnet halb spaßhaft und des Fremdworts bewußt den Zimmermann, der bei gewissen Arbeiten außerhalb des Platzes, z. B. beim Aufschlagen eines Dachstocks, die Leitung übernimmt; also den Vorarbeiter, ein Ausdruck, eine Stellung, die man bei den Zimmerleuten nicht kennt. Es wird einer auch kaum ausdrücklich zu dieser Würde bestimmt, sondern er ergreift das Zepter der Herrschaft in Gestalt einer Wasserwage, die bei solchen Anlässen mitgeht, ganz von selbst, weil er der anerkannt Tüchtigste ist, dessen wirklicher Überlegenheit sich die andern stillschweigend fügen.

Großes Ansehen unter den Zimmerleuten genossen wegen ihrer Waghalsigkeit, ihres herausfordernden Wesens und flotten, großen Auftretens die „Grüstler", die wegen der bei ihnen sozusagen die Rittersporen vertretenden Steigeisen gerne Raßler genannt wurden. Es waren kühne Leute, die „schwer Geld" verdienten, und im allgemeinen nicht mehr zimmerten. Man sah sie in den neunziger Jahren und noch im Anfang dieses Jahrhunderts überall, wo ein Neubau angefangen wurde, hoch in der Luft an den Spitzen der Standenbäume, an welchen das Maschinengerüst befestigt wurde, kleben und schweben. Die Bauaufzüge verdrängten jetzt größtenteils die Maschinengerüste, aber „Ständer" werden immer noch aufgestellt und das edle Geschlecht der Grüstler wird daher nie ganz aussterben. Ihre „Stückchen" d. h. ihre Waghalsigkeiten werden gerne beim Vespern erzählt, und von dem und jenem berühmten Oberraßler dabei vermeldet, wie und wo er zu Tode abgestürzt, oder trotz des schweren Falls noch „davongekommen" sei.

Das „Herunterfallen" ist übrigens bei den Zimmerleuten eine alltägliche Erscheinung, jedem passierte diese sehr gefährliche Sache schon ein- oder mehreremal und das „Genickbrechen" ist dabei keine Seltenheit, wenn auch die meisten immer wieder dabei sagen können, daß sie „mehr Glück als Verstand" haben. Die Fremden Zimmerleute haben darüber ein wehleidiges Lied, in dem es heißt:

Wie so mancher junge, fremde Zimmermann
Drückt so früh die Augen zu.
Ist vom Gerüst herunterg'fallen
Und findet in der Erd seine Ruh.

Kommen alsdann die Maden und die Würmer,
Teilen seinen Leichnam sich.
Ja, man muß es bei Gott beschwören:
Ein Zimmermann der leidet fürchterlich.

Gerüsten können natürlich alle Zimmerleute, üben es mit gewöhnlichen und „Fluggerüsten" auch an jedem Neubau, und wenn es auch nicht eines jeden Sache ist, tagtäglich sein Leben als Sondergerüstler aufs Spiel zu setzen, so ist es doch selbstverständlich, daß alle schwindelfrei sind und bis hoch ins Alter hinein auf einer freiliegenden Firstpfette[1] gehen können.

Wenn nach Schiller „durch Gebirg und Klüfte frei der Schütze herrscht", dann herrscht der Zimmermann, im Reich der Lüfte hoch bis zu dem höchsten Fluggerüste! Und von diesem Herrschen im freien Raum, das so ganz ohne alle künstlichen Flügel, wie sie der Luftschiffer besitzt, eine ganz besondre Sache ist, rühren mit der freie Tritt und Schritt des Zimmermanns, seine Forschheit und sein Selbstbewußtsein her. Er hat etwas von der Kühnheit jenes Schützen im Tell, des Bewohners des Hochgebirgs, und noch mehr von der freien Sorglosigkeit des wantenkletternden Seemanns, mit dem er bei der Arbeit auch die entblößte Brust gemeinsam hat; es ist fesselnd hier zu beobachten, wie verwandte Tätigkeiten ein ähnliches sich Tragen und Gehaben herausbildeten. Denn auch bei den Zimmerleuten deutet nach der Arbeit die tiefausgeschnittene Weste mit dem weißen Hemd die offene Brust wenigstens noch an, während der Hals immer wirklich entblößt bleibt, wie bei den Seeleuten.

Aus den Zimmerleuten hervor gehen die Stegenmacher und Geländermacher, die als „etwas Besseres" angesehen, und von ihren früheren Kameraden ein wenig mißgünstig „veredelte Zimmerleute" benannt werden. Sie leben dann nicht mehr unter dem freien Himmel wie ihre zurückgebliebenen Arbeitsgenossen, sondern hausen in Werkstätten genannten Höhlen, die aber Winters heizbar sind, zählen sich schon mehr zu den Schreinern, weil sie vorwiegend den Hobel haben — natürlich aber nicht im Kopf! — und tragen gerne Stehkrägen und steife Hüte.

Wir könnten noch weitere Hantierungen und Berufe aufführen, die sich einst von den Zimmerleuten abzweigten, und ihnen immer nahe blieben, wie z. B. die jetzt bei uns ausgestorbenen Flößer und die Wald-

[1] Das höchste Langholz des Daches, auf dem die Sparren aufliegen.

hauer, welche eine Zunft, ein Handwerk für sich bildeten. Des Sommers flößten sie und im Winter fällten sie die Tannen und „riesten“ sie zu Tal. Das war ein sehr gefährlicher Beruf, und wir erinnern uns aus unsrer Jugendzeit an manchen schweren Unglücksfall, der beim Holzriesen durch herausspringende „Stammen“ entstand, und wir sehen noch jetzt die Kerngestalten der Flößer, gleich den Seeleuten mit hohen Wasserstiefeln angetan, auf ihren wild daherschießenden Flößen stehen, die Füße weit gespreizt, den Oberkörper wie im Angriff gegen den Feind vorgebeugt, der auch überall in Gestalt von Felsen, „Umrängen“ d. h. scharfen Flußkrümmungen, zu spät oder zu früh gezogenen Wehren usw. lauerte, um das Floß zu krümmen. Mit langen Flößerstangen und Äxten und Grempen standen diese wettergebräunten, in ständiger Todesgefahr stehenden Männer da, die sonst nichts aus ihrer Ruhe bringen konnte, und die bei ihrer Riesengröße die Gutmütigkeit selbst waren, aber die Schwäche hatten, sich durch die Rufe von kleinen und großen bösen Buben erzürnen zu lassen. Oben im engen Felsental der Kinzig, wo die Flöße zusammengebunden wurden, sangen wir: „Flautz, Flautz, krümm de um en halba Kreuzer!“ Denn das Krümmen war uns ein Hauptspaß, weil dann das Floß ein paar Tage liegen blieb und wir es begehen konnten, was übrigens auch während der Fahrt geschah, indem man vom Ufer hineinsprang. Weiter unten aber und auf dem Neckar, besonders in Tübingen, wo es Studenten gibt, hieß es überall, wo sie durchkamen: „Jockele spe...e..er! Jockele spe..e..e..e..er!“ Da wurden sie oft „fuchsteufelswild“ und drohten mit den Stangen. Aber es würde zu weit führen, uns hier näher mit diesen Gestalten zu beschäftigen. Wir haben gezeigt, wie überall bei diesen holzbearbeitenden Männern der gleiche rauhe, männliche Geist waltet, und das muß uns hier genügen.

Die nahe Verwandtschaft der Flößer und Waldhauer mit den Zimmerleuten, ihr ursprünglich gemeinsames Handwerk können wir übrigens durch einige Lied- und Spruchstellen belegen. Im Zunftlied der Zimmerleute heißt es:

> Des Sommers in den Wald,
> Wo Axt und Beil erschallt ...

Und ein Zimmerspruch sagt:

> Durch Sonn und Regen im grünen Wald
> Erhob sich manche Riesengestalt.
> Wir mäheten sie, die wir nicht gesät!
> Nun schaut, wie dies vereint hier steht.
> Der Sohn des Waldes hat sich geschmiegt,
> Und sich ganz in unseren Willen gefügt ...

Das höchste Ansehen unter der gesamten Zimmergesellenschaft genießen aber die Holzkünstler, welche auf dem Reißboden schaffen. Reißen ist ritzen, ist zeichnen durch einen Riß, was, solange es noch keine Zeichenstifte gab, durch ein scharfes Eisen geschah, wie heute noch bei den Steinhauern. Das Wort reißen ist viel älter als unser schreiben, das aus dem Lateinischen stammt, und wird noch allgemein in Reißbrett und Reißzeug gebraucht.

Der Reißboden ist sozusagen das Allerheiligste des Zimmerplatzes, auf dem auch die Bundeslade, um in diesem Bild zu bleiben, nicht fehlt, die durch die Geschirrkästen vertreten wird, welche sich hier in dem sonst offenen, aber überdachten Raum aufreihen.

Auf dem Reißboden wird geschiftet, d. h. mit farbetriefenden Schnüren, die man auf den Boden schlägt, und die die Reißschiene und das an ihm hingleitende Bleistift in Einem darstellen, die Arbeit vorgenommen, die der Rechenkünstler darstellende Geometrie nennt. Es sind diese Schiftungen an Sparren, Gräten usw., die da in ihrer wirklichen Länge herausgetragen werden, oft gar nicht einfach und es könnte dabei sicher manchem Professor der Mathematik vorkommen, daß er sich in den vielen Linien, die sich hier kreuzen, sehr langsam zurechtfände.

Das Schiften verstehen deshalb trotz des geistig hochstehenden Durchschnitts der Zimmerleute immer nur sehr wenige, und in ihm zeigt sich noch die alte gotische Geheimtuerei des Bauhandwerks. Wer schiften kann, hat immer ein bedeutendes Ansehensgewicht, hält daher diese Wissenschaft möglichst geheim, und gönnt sie nicht so leicht einem andern. Weil aber auch dieser ganz bevorzugte, schiftende Holzkünstler, der meist im Schatten arbeitet und auch bei Regen nie auszusetzen braucht, nicht ohne einen „Kameraden" arbeiten kann, gelingt es ihm trotz aller Verschlossenheit nie, es ganz zu vermeiden, daß ihm der junge, helle Kopf, der ihm vielleicht hilft, auf die Finger guckt und so allmählich hinter die Kniffe seiner Darstellungskunst kommt, so daß diese Geheimwissenschaft nie ausstirbt.

Aber auch der beste Wille genügt hier nicht, wenn er nicht die Unterlage eines guten Auffassungs- und Vorstellungsvermögens hat, weshalb z. B. einst auch der damalige Zimmerpalier Walz, der beste Vertreter des Zimmerpalierstandes, den man sich denken konnte, in Stuttgart das Angebot eines Landmeisters von 100 Mark, wenn er seinen Sohn das Schiften lehre, wie wir wissen mit den Worten ablehnte: „Und wenn Sie mir 1000 Mark geben, kann ichs ihn nicht lehren, wenn ers nicht von selber lernt!" Das ist zugleich ein Zug selten schöner

Unabhängigkeit eines Angestellten von der Macht des Geldes, denn 100 Mark waren um 1890 eine Summe, und es freut den Schreiber dieser Zeilen, das hier von seinem einstigen strengen, aber gerechten Lehr-palier, dem jetzigen Zimmermeister von bester, alter Art, erzählen zu können.

„Stegen machen" und schiften sind die körperlich leichteren Arbeiten des Zimmermanns, alle andern sind sehr anstrengend und schwerster Art. Kaum ist eine Balkenlage „drin" im Werksatz, ist sie auch schon wieder abgebunden und kommt heraus. Es findet also ein ewiges Balkenschleppen statt, und was das bedeutet, weiß nur der, welcher es schon mitgemacht hat. Es ist dies ähnlich wie mit dem einstigen aktiven Soldatsein! Wer das nicht mitmachte, wird es nie erfassen, was das bedeutete, was Rekrutenzeit war, und die während des Kriegs ausgebildeten Soldaten haben nur einen schwachen Vorschmack davon bekommen.

Wie schön hat es demgegenüber z. B. der Steinhauer, der gemütlich auf seinem Hüttenstuhl im Schatten sitzt! Der Zimmermann muß sich mit Langholz, Dielen, Brettern, Balkenholz- ab- und- aufladen und hin- und- hersetzen plagen, und muß sich am Neubau, beim Aufschlagen, wieder mit dem „Schleifen" d. h. Schleppen und Aufziehen von Balken- Wand- Sparrenholz schinden, muß in schwerer Arbeit beim Auflatten der Decken „über sich" nageln und muß beim Legen der Blind- und Bühnenböden auf den Knien rumrutschen wie auf einem Kreuzigungsweg. Er ist Sonne und Regen, Wind und Wetter schonungslos ausgesetzt, den ganzen Tag schießt ihm, wenns heiß ist, der Schweiß von der Stirne und selbst von der offenen Brust schleudert die Hand die hellen Tropfen. Aber wenn der Feierabend da ist, geht er auch mit einem Glücksbewußtsein zu seinem Schoppen oder nach Hause, wie es nur der Mensch kennt, der tüchtig und schwer gearbeitet hat.

Der Zimmermann schimpft wohl oft, daß es nichts „Liederlicheres" gäbe als „zimmern", trägt aber doch immer wieder seinen harten Beruf mit Geduld und, besonders in jüngeren Jahren, wo die Hochgefühle noch fliegen, selbst mit Freude. Er sagt: „Was brauch ich eine Werkstatt! Die Welt ist meine Werkstatt, und die Decke dran wird jeden Morgen schön mit Blau frisch geweißnet!" Und in einem Zimmerspruch heißt es:

> Dem Schneider wird das Sitzen manchmal schwer,
> Der Bäcker schwitzt am heißen Ofen sehr,
> Drum freu ich mich, ein Zimmermann zu sein,
> Weil ich die freie Luft kann atmen ein.

In einem alten Lied stehen die etwas wehleidigen Reimzeilen:

> Zimmerleut tun viel ausstehn,
> Müssen schier vor Hitz vergehn.
> Muß allzeit geduldig sein,
> Fällt oft Kält' und Regen ein . . .

Dagegen sagt der Uberrest, der Kehrreim eines anscheinend einst in Württemberg vielgesungenen Zimmermannsliedes, das uns vielleicht jemand ganz mitteilen kann, mit heller Lust:

> Mir send so lustige Zemmergsella!
> Mir hauet, mir lochet, mir leget Schwella!

Eine grüne Insel voll sprudelnder Quellen in dem gehetzten Tageslauf des Zimmermanns ist das Vesper, wie in Schwaben auch das Frühstück genannt wird. Mit welchem Behagen man sich zu ihm niedersetzt, um die schwere Last eine Weile fallen zu lassen und zu rasten und zu ruhen, und den brennenden Durst mit kühlem, schäumendem Bier zu löschen, und den lebhaften Hunger zu stillen, das kann nicht geschildert werden; der geistige Arbeiter wird das auch nie erfühlen können, selbst wenn er einmal 10 oder 12 Stunden gewandert ist, weil das doch wieder etwas anderes ist.

Das feinste Mahl der Götter in Walhall vom ewig gebratenen Wildeber und der milchigen Methziege ist dem Vesper des Zimmermanns gegenüber ein unfrohes Schauessen! Da schweigt oft alles feierlich, jedes Wort wäre zuviel, jede Unterhaltung schiene schal, und nur der erschöpfte Körper sucht seine heiligen Rechte.

Der Zimmermann nimmt, wie das Volk überhaupt, jede Nahrung in einer gewissen gehobenen Stimmung zu sich; er ist beim Essen niemals übermütig und schwatzhaft, sondern ernst wie bei der Arbeit. Es ist das die überkommene Achtung vor dem täglichen Brot, das Gott gibt, und wenn das auch nicht ausgesprochen wird und kaum mehr bewußt ist, liegt es doch so im Gefühl.

Wohl gibt es „Rißmacher", die auch beim Vesper ununterbrochen ihre „Sprüche und Risse klopfen", und es werden, besonders unter anregenden Umständen, oft auch alle möglichen Geschichten erzählt. Aber die Mehrzahl schweigt doch, und die Unterhaltung wird immer von denselben getragen. Gehänselt und gehändelt darf jedoch nie werden, da begehren dann auch die Stillsten empört auf, es herrscht unbedingter Burgfriede und selbst der vielgeplagte Lehrbube hat da seine Ruhe.

Manchmal kommt es vor, daß während alles emsig kauend auf dem Reißboden herumsitzt, auf welchem auf den meisten Plätzen gevespert

wird, jemand herzutritt, z. B. der „Holzbauer", der mit Langholz auf den Platz kam. Wenn der dann nach Art vieler Fuhrleute aufgeregt herumläuft und sein Fläschchen Bier im Stehen trinkt, kann es vorkommen, daß ihm plötzlich unversehens ein „Zapfenklötzle" zwischen die Füße fliegt. Das nächste Mal hat er dann begriffen und setzt sich.

Gevespert wurde vor dem Krieg Schwarzbrot, mehr noch Weißbrot, Wurst und Käse. Da kostete z. B. das $^{1}/_{2}$ Literfläschchen Bier 12, der Käse 6 und ein Stück Brot 3 Pfennig, so daß man für 21 Pfennige und wenn man zwei Brote aß, was gewöhnlich der Fall war, für 24 Pfennig ein nahrhaftes Frühstück hatte! Die rote oder Knackwurst, die weiße Leber- oder „Lebens"wurst, die schwarze Wurst oder Zigeunerspitze kosteten jede 12 Pfennig und wurden als das Nahrhaftere angesehen. Bloß Käse zu essen galt als knauserig, und man konnte die Ansicht hören: „Der kann nix sein! Der frißt ja bloß Käs!" — Diese Nahrungsmittel werden allmählich wieder zurückkehren, aber mit anderen Preisen, und auch die zweimalige grüne Vesperinsel des Tages an sich wird durch den 8 stündigen Arbeitstag von ihrer Frische einbüßen, oder zum Teil ganz verschwinden!

Das Mittagessen wird bei der kurzen Ruhezeit von 1 Stunde meist ebenfalls kalt eingenommen und dabei höchstens der sehr beliebte Kartoffelsalat „mit viel Soß", und einer warmen roten Wurst genehmigt, wozu man in die nächste „Beiz" d. h. Wirtschaft geht. Viele bleiben jedoch auf dem Platz, essen zu Mittag statt der roten eine „Lebenswurst" und feiern die Hauptmahlzeit bloß durch 1 oder 2 weitere Flaschen Bier. Am Abend essen dann die Verheirateten gewöhnlich noch „was Warmes" zu Haus, während die Ledigen meist auch da wieder der Ansicht sind, daß Bier die beste Suppe ist.

Der Tisch der Zimmerleute ist, wie man sieht, nicht sehr reich bestellt, und die Gesittung des Essens ist keine große, ist noch sehr urtümlich. Aber es reichte eben vor dem Kriege neben dem Bier nicht zu mehr, und sie sind gegen etwas Gutes durchaus nicht eingenommen, wie eines ihrer Lieder zeigt:

Sie führte mich an einen viereckigen Tisch.
Auf allen vier Ecken gebratene Fisch!
Und in der Mitte eine Kanne mit Wein.
Schenk ein! trink aus! wir sind ja allein.

Diese Kanne Wein machts aus, daß sich die Lebenshaltung des Zimmermanns und des Arbeiters im allgemeinen nicht im Verhältnis zu seinem Lohn gehoben hat. Dieser war allerdings nicht hoch, er bewegte

sich vor dem Krieg zwischen 63 und 65 Pfennig für die Stunde und erreichte also bei der damaligen 10stündigen Arbeitszeit die fabelhafte Höhe von 6,50 Mark im Tag. Das war in der Tat ein erbärmlicher Lohn für eine solche schwere und oft halsbrecherische Arbeit, die einen entsprechenden Aufwand an kräftiger Nahrung erforderte. Der Handarbeiter, der im Schweiß seines Angesichts sein Brot verdienen mußte, war im allgemeinen elend bezahlt, das muß gesagt werden.

Bei dem errechneten Tagverdienst von 6,30 bis 6,50 Mark muß übrigens noch bedacht werden, daß das Jahr allein 52 Sonn- und Festtage hat, die nicht bezahlt sind, daß sehr viele Regentage abgehen, was hauptsächlich beklagt wird, und daß ein großer Teil der Zimmerleute über die Wintermonate arbeitslos ist. Man kann sich daraus dann den wirklichen Tagesdurchschnitt berechnen! Aber trotzdem kann man sagen, brauchte der Zimmermann zu viel fürs Trinken und hatte deshalb für ein ordentliches Essen nichts mehr übrig. Das ist eine von ihm selbst anerkannte Tatsache.

Das geistige Getränk ist dem Zimmermann der Wirbel jeder Mahlzeit, er hat vom Bier die unerschütterliche Anschauung, daß es Kraft gibt, und genießt es daher in entsprechenden Mengen. Das Bier ist ihm flüssiges Brot in des Wortes vollster Bedeutung, und wer eine andre Ansicht äußert, hat es bei ihm gründlich verspielt. Enthaltsame Zimmerleute gab es bis vor wenigen Jahren nicht, sie hätten es vor dem Gespött der anderen auch gar nicht ausgehalten. Aber allmählich soll sich eine Wandlung in diesen Anschauungen angebahnt haben, das Trinken sei schon vor dem schlechten Kriegsbier zurückgegangen und es sei sogar vorgekommen, daß einer Milch getrunken habe!

Auf dem Zimmerplatz schwelt im Sommer, wenn die Sonne hoch im Scheitel steht, eine Hitze wie in einem Backofen, die Luft tanzt nur so auf dem Gebälk, es ist „wie in der Höll, wenn der alt Teufel sein groß Feuer anmacht“ und daher der kühle Reißboden mit dem Vesper und goldenen Bier einfach das Himmelreich.

Das Bier spielt in der Unterhaltung stets eine bedeutende Rolle und ist und bleibt das am meisten erörterte Hochziel des Zimmermanns. Er kennt keinen schöneren Gedanken, als einmal so viel Bier zum Trinken zu haben als er möchte, steht jedoch dabei immer über dem „Stoff“ und behandelt das in launiger Weise. Da stellt z. B einer sein geleertes Fläschchen hinter sich und sagt dazu grüblerisch: „Wenn d' Kirchtürm um 20 Santimeter kleiner wäre und d'Biergläser um so viel höher, dann tät des dene Türm net viel ausmache, aber de Zimmerleut!“

Oder fällt bei einer längeren Trockenzeit der erhebliche Wunsch: „Jetzt sollts amol wieder regne! Aber bayrisch Bier! 8 Tag lang! No könnt mer sich au amol satt saufe!“ Darauf sagt ein anderer trocken: „Des brauchts net! Mir täts lange wenn alles Wasser Wein wär!“ Das schließt ein dritter, der ein verkappter Weltweiser ist, mit den Worten ab: „Ja, no hättet mir aber kei Wasser mehr im Schleifstei ond könnte trocke schleife!“

Für den Wein sind manche ebenfalls sehr eingenommen, obgleich man mehr die Ansicht hören kann: „Wein mag ich nicht, Bier ist mir lieber!“ Ein angebotenes Glas Wein wird unter Umständen mit der Begründung, daß einem Most grad so lieb sei, oder daß man einen großen Durst habe und am liebsten Bier tränke, zurückgewiesen. Der alte Nachtmann, von dem noch mehr die Rede sein wird, sagte z. B. einmal bei einem „Kundengeschäft“, wo man ein Vesper bekam, verächtlich: „Was Wein! Das ist für Herrenleut! Bier ist mir lieber, da kann man auch saufen!“ Und als dann das Dienstmädchen einen Korb voll Bier für 4 Mann brachte, trank er ihn zum Entsetzen der Herrschaft, bei der damals ein neuer Plattformrost gemacht wurde, und die allen den merkwürdigen Zimmermannsarbeiten mit höchster Teilnahme folgte, allein leer, worauf er ruhig wieder an die Arbeit ging. Als dann die anderen kamen, erhielten sie aber trotzdem noch ihr Teil, denn in diesem Haus war es „nobel“, und es fehlte an nichts.

Aber Weinkenner gibt es wie gesagt auch. Ein solcher sagte, wenn er im Wirtshaus sein Viertelchen „roten“ vor sich stehen hatte, stets behaglich: „Wein ist das beste Bier!“ Einmal saß der „raupige Wilhelm“, der ein noch größerer Feinschmecker war, mit einem Schoppen Uhlbacher neben ihm und erwiderte darauf: „Das stimmt! Wenn man einen guten Most hat, soll man's Bier stehen lassen und Wein trinken!“

Wenn er auch das Bier vorzieht, trinkt der Zimmermann doch alles, was durch die Kehle fließt, wie das z. B. die Stelle in dem bekannten Schwabenlied, wo einer „auf die Alb naufgeht“, zeigt:

> Schenken Sie's nur ein:
> Bier und Branntewein.
> Und auch ein Glas Tirolerwein ...

Da erheben sich immer die Stimmen, und auch noch der „Specksalat für mich und meinen Schatz“, der gleich hintennach kommt, wird mit erhöhter Begeisterung genossen.

In vielen Sprüchen gebundener und ungebundener Art wird dieser bedeutende Durst feierlich und unfeierlich festgehalten. Bekannt ist die

Redensart: „D' Zimmerleut fang e erst an z' spare, wenn der erst Schnee fällt!" Dabei ist das Gegenteil von Sparen natürlich immer „'s Geld versaufen". Sogar die Lehrbub en tun da schon mit, sie tanzen am Abend auf dem Werksatz herum und si ngen:

Zum Zipfel, zum Zapfel,
Zum Kellerloch nei!
Alles, älles
Versoffa muß sei!

Vor dem Wassertrinken graust es dem Zimmermann, und er warnt jeden davor, indem er sagt: „Das gibt bloß blaue Därm!"

Am 19. März, dem Josefstag, erlaubte sich früher in Württemberg jeder Zimmergeselle einen Schoppen roten Wein, weil von da ab wieder der ganze Sommerlohn kam. Daraus könnte man schließen, daß das Trinken damals noch kein so groß es Bedürfnis war, wie vor dem Krieg, wo hiefür oft ein Drittel bis zur Hälfte des sauer verdienten Taglohns draufging und mancher in der kurzen halben Vesperstunde zwei und drei große Flaschen Bier trank. Ja, es gab ausgepichte Gurgeln, die es fertig brachten, fast nur vom Bier zu leben und bloß ein Anstandsstückchen Brot dazu genossen. Richtige Trinker sind jedoch trotzdem verhältnismäßig selten, und wer Räusche auf den Platz bringt, wird bald als minderwertig betrachtet und dementsprechend behandelt.

Ausgesprochen verachtet werden die „Schnapslumpen", und wenn viel Bier vertragen können Ehrensache ist, sieht man das Schnapsen als ein Laster an. Doch wird mit Stau nen und Andacht zugehört, wenn ein Gereister erzählt, was die Preußen an Schnaps ertragen, daß dort viele schon vor Beginn der Arbeit ein Liter dieses edlen Stoffs vertilgten, manche auf mehrere Liter im Tag kämen und dabei 90 Jahre alt würden und grundgescheit wären! Die reinsten Schauergeschichten werden hierüber berichtet und gewöhnlich an hervorragenden Persönlichkeiten, Staatsmännern und insbesondre preußischen Heerführern vom Jahr 70 erhärtet, denen man ohne viel Bedenken einen starken Schnapsgenuß zuschiebt.

Das Vesper wird auf größeren Plätzen vom „Beizer" oder der „Beizerin", meist Leuten, die ein kleines Flaschenbiergeschäft haben, hergebracht. Die Beizerin muß wegen der gepfefferten Späße, deren Zielscheibe sie häufig ist, ein dickes Fell haben und darf nicht aufs Maul gefallen sein, woran es auch selten fehlt. Wenn sie auf den Platz kommt, ists gerade, wie wenn die Sonne durch die Wolken bricht, und wenn sie häßlich wäre wie eine Hexe, denn:

Wenn das Glöcklein neun Uhr schlägt,
Wir zum Frühstück sein bewegt.
Ei da muß der Bube laufen
Bier und Branntwein einzukaufen.
Trinkt ein jeder nach seim' Maß:
Fünf, sechs, sieben und noch ein Glas.

Und der Spaßvogel des Platzes setzt sich auf einen Schnürtrog, läßt wonnig das Bier durch die Kehle rinnen und sagt mit schmunzelndem Behagen: „'s Vesper ist die schönst Arbeitszeit!"

Das Vesper ist die Zeit, bei der der Zimmermann alles, was ihn bewegt, zum Ausdruck bringt. Wenn die Arbeit nicht gerade zu anstrengend ist, beginnt manchmal schon nach den ersten Bissen eine anregende Unterhaltung, die, wie gesagt, immer von denselben getragen wird. Unter günstigen Umständen, bei Ausdehnung dieser schönsten Arbeitszeit wegen Regen oder sonst welchen Gründen, werden hier sogar ganze Erzählungen vorgetragen, und dann tut schließlich, angeregt durch den ununterbrochen fließenden Bierstoff, alles mit.

Die Vespergespräche der Zimmerleute sind berühmt, Welt und Wesen, Spaß und Ernst, Lust und Unlust, Tollheit und Besinnlichkeit wirbeln hier oft in buntem Reigen durcheinander.

Eine der bei dem nachdenklichen Gesprächstoff des Schnapses vorkommenden Lieblingsgestalten war z. B. der Generalfeldmarschall Häseler. Die Schwaben haben für die Preußen im allgemeinen bekanntlich nicht viel übrig. Aber ihren soldatischen Tugenden, ihren alten Generälen und besonders dem Grafen Häseler zollten die Zimmerleute immer alles Lob. Sie wußten z. B. ganz genau, daß er „von 70 her" eine silberne Rippe besitze, in Paris als Maurer an den Festungswerken geschafft habe, um sie kennen zu lernen, und zu Hause in einem großen Zimmer ganze Nächte hindurch mit Bleisoldaten die größten Schlachten schlage.

Jeder Zimmermann war eben in Friedenszeiten fast ohne Ausnahme Soldat, meist Pionier, mit welcher Truppe er sich den besten Parademarsch zumaß. Mit Recht! Die schwäbischen Pioniere zeigten im Weltkrieg, was sie konnten! Als 1914 das Pionierbataillon in Ulm ausmarschierte, da lagen die Blumen und Rosen fußhoch, und was der Hauptmann einer Kompagnie seinen Leuten zurief: „Das will ich euch sagen, daß mir da, wo ein Pionier hinhaut, kein Gras mehr wächst!" das haben sie erfüllt. Es waren weit überwiegend Zimmerleute mit vielen Bautechnikern dazwischen, und bessere und stolzere Soldaten gab es nicht.

Der Zimmermann hatte für alles Soldatenwesen immer sehr viel übrig und wie das Volk überhaupt, einen guten Fühler für die von den Ge-

hirnscharfen und „Exakten" stets verlachten und mißachteten, aber dann oft plötzlich zur Größe emporschnellenden „Schrullen" bedeutender Menschen, wie wir das bei Zeppelin und deutschen Generälen beobachteten.

Wenn das Gespräch einmal an den Generälen war, kam es leicht vollends auf die hohe Staatskunst, auf den Russen, der noch schlafe[1], den Franzosen, dem wir doch immer noch in Vielem nicht beikönnten, den Engländer, der alles schöne Land eingesackt und uns den Sand gelassen habe, und auf den Österreicher, unter dem es, wie die Alten gesagt hätten, immer noch besser gewesen sei, wie jetzt unter den Preußen.

Wenn sich diese Werturteile jetzt, nach dem Krieg, auch ein wenig verschieben, werden sie bei dem Schwaben doch immer in ihren Grundzügen gleich bleiben, weil sie ihm eben einfach im Blut liegen. Seine gewisse Vorliebe für die Franzosen, die allerdings jetzt sehr im Schwinden ist, ist dabei nicht umsonst! Da spricht das reichlich aufgenommene alte keltisch-römische Blut mit seinem unruhigen Jagen in den Adern mit, und daher rührt auch das Schimpfen aller Schwaben-Alemannen, das scharfe Beurteilen aller Dinge, das sich, wie bei den Elsässern, bis zur Zersetzung steigern kann.

Neben einigen verstockten, vorgefaßten Meinungen, wie z. B. der des österreichischen Gedankens, muß man sich dabei wundern, wit welcher Klarheit sich das Weltbild in den Köpfen dieser ungelehrten und unbelesenen Menschen spiegelt. Man glaube überhaupt nicht, der gemeine Mann sei nicht imstande, in die Köpfe der Geistigen hineinzublicken und sich ein Urteil zu bilden über den Scharfsinn oder die Beschränktheit die Fähigkeiten und Unfähigkeiten der Gebildeten und „Studierten", der Leiter und Führer überhaupt um ihn herum und weiterhin im hohen Rat. Und nicht nur das, er erfaßt auch die gei stigen Ströme seiner Zeit, er erfühlt den Materialismus, Monismus, Spiritismus und selbst Im- und Expressionismus und noch andres, das sich must, er erkennt ganz ohne Bücher und Bildung, nur mit dem einfachen Zeitungsstoff, der ihm in die Hände kommt, die Vertreter und Ausleger dieser Lehren, die Künstler und Wissenschaftler, und hat sein festes Urteil über sie; er übersieht das alles meist viel rascher, schärfer und klarer als jene, die sich täglich und von Berufswegen damit abgeben. — Es gibt ja viele Handarbeiter und auch Zimmerleute, die mit Vorliebe künstlerische und wissenschaftliche Aufsätze in den gutgeleiteten sozialdemokratischen Zeitungen, und selbst wissenschaftliche Bücher lesen. Diese sind aber hier nicht eigentlich gemeint, obgleich sie bei Klärung des Urteils natürlich mit-

[1] Vor dem Krieg geschrieben.

wirken; es möchte also nicht gesagt werden, daß der Zimmermann die erwähnten Gebiete durchdränge. Aber es liegen ihm die einfältigen, wahren Erkenntnisse über sie in der Luft, er erfühlt in einem Wort mehr als ein überlastetes Gehirn unter Umständen aus einem ganzen Werk herausringt, und er ist sich so immer selbst sein zuverlässigster Ausleger und Beurteiler. Er prüft mit dem Herzen, dem natürlichen Gefühl! Weil er nicht in diesen Dingen steckt und nicht in ihnen erstickt, weil er sie nicht mit dem oft irreführenden, überklugen Gehirn, sondern mit der geistigen Sprungkraft des unbeschwerten, natürlichen Menschenverstandes, das heißt mit der Seele, dem unverdorbenen, hellsichtigen Ahnungsvermögen eines jeden einfachen d. h. ganzen Menschen ansieht, deshalb erfaßt er sie auch ganz und nicht bloß in Teilstücken und verstandesmäßigen einseitigen Erhellungen. Ohne diese Tatsache, ohne diese natürlichen Triebe in der Menge unsres Volkes, die alles, was bloß aus dem Gehirn, was nicht aus dem Blut und der Seele springt, lächelnd ablehnen, wäre das Deutschtum vor den hundert und aberhundert mus, die unsre Afterbildung, unsre geistige Führung seit dem Humanismus immer neu auffüllt, schon lange in seiner besten Art gestorben und verdorben. —

Die Unbeschwertheit des Zimmermanns von stärkendem, aber auch schwächendem Wissen, seine Urwüchsigkeit, seine der Natur und dem Triebmäßigen noch nahe stehende Menschlichkeit hat natürlich auch ihre Schattenseiten. Er kennt im allgemeinen keine Mittelgefühle und ähnelt damit in mancher Hinsicht den Naturvölkern, den Wilden. Er ist ein Barbar, würde unsre Bildung sagen, die glaubt, das sei etwas höher Wildes als das gewöhnliche deutsche Wilde! Die milde Lehre des Christentums insbesondre hat sehr wenig auf den Zimmermann abgefärbt, vom Lieben seiner Feinde ist er genau so weit entfernt wie seine stiergehörnten Ahnen vor 2000 Jahren, und wo er nicht liebt, da haßt er dann zumeist gleich lebhaft. Und zwar mit einem Haß, der leicht zur Tat neigt! Seine Stimmung kann ganz plötzlich wechseln, und ein Wort, das seine Grundgefühle verletzte, kann aus dem sonnigsten Himmel, der eben noch blaute, ein schwarzes Wetter mit Blitz und Donner hervorschießen lassen.

Der jache Zorn ist ein Hauptwesenszug des Zimmermanns! Es hat dieser Zorn etwas von der Unberechenbarkeit und Gewalt einer Naturkraft; einer Kraft, die nicht durch hundert Dämme und Dämmchen der Bedenklichkeit und Weisheit gebändigt wird, wie bei dem über alle Übungshindernisse jahrtausendealter Feinheits- und Schlauheitsgedanken gekletterten Geist unsrer schulgedrillten Bildung, und sich unter Umständen austobt bis zur Selbstvernichtung, oder, kann man auch sagen, sich selbst,

sein Leben, als Einsatz für das augenblickliche Ziel, für das mit aller Herzens- und Sinnesgewalt als notwendig und richtig Erkannte nimmt.

Der Zimmermannszorn ist wild, grimmig, roh und rauh wie ein erbarmungsloser Schlossenhagel, wie eine stürzende Wasserflut, und wir werden im Verlauf dieser Schilderungen noch manches von ihm erfahren. Er kann sich schon bei den kleinen Nadelstichen des Zimmerplatzes mit widerspenstigem Holz, tückischen Ästen, krummgehenden Nägeln, schlechtgehenden Sägen, sich umlegenden und ausbrechenden Stemmeisen und dergleichen zeigen, und mancher alte verwitterte Geselle läuft überhaupt fast immer im Zorn herum, der sich gewöhnlich in lästerlichen Flüchen äußert.

Aber es bleibt nicht immer beim Fluchen und „Töbern", es wird auch gehandelt: gehauen, geworfen, gestoßen, und besonders der Lehrling würde da oftmals in wirklicher Lebensgefahr schweben, wenn er nicht wüßte, daß der Geselle in solchen Stimmungen niemals spaßt.

Wenn der Zimmermann z. B. wegen irgend eines Versehens des Lehrlings in plötzlichem Zorn die Axt, den Hobel, den Pfosten oder was er sonst gerade in den Händen hat, nach dem Buben wirft, schreit er dabei wohl manchmal wütend: „Geh weg, sonst bist hin!" oder: „Ich schmeiß dich zu Tod!", aber nicht immer! Es wäre bei dieser Unheilsankündung auch schon zu spät zum Wegspringen. Aber der erfahrene „Stift" sieht schon an der Bewegung, was erfolgt, und macht einen Satz nach rechts oder links, oder gibt, je nachdem, Fersengeld so weit er sieht.

Der junge Baubeflissene jedoch, der erst eintrat, und es nicht für möglich hielte, daß man mit solch einem gefährlichen Stück Holz oder Eisen nach einem würfe, oder es einfach unter seiner Würde hält wegzuspringen, kann unter Umständen übel zugerichtet werden.

Wir können da ein Beispiel aufführen, wie beim Aufziehen des Holzes an einem Neubau ein älterer, sehr jähzorniger Geselle solch einem jungen „Baustudenten" zurief, er solle einen Latz an den Balken, der hochgezogen werden sollte, machen. Der junge Mann brachte nun aber noch keinen Zimmermannslatz fertig, schämte sich jedoch das zu sagen, und fühlte so mit dem Fuchs, dem die Trauben zu sauer sind, indem er trotzig hinaufrief: „Das hält auch so! ich mach keinen!" Da nahm der Zimmermann einen Backstein von dem Haufen weg, der neben ihm auf dem Gerüst lag, und schleuderte ihn in wortlosem Zorn auf den widerspenstigen Burschen hinab, dessen guter Geist den Stein hart neben dem Kopf vorbei zur Erde leitete. Da, als er das Ohr streifte, sprang er nachträglich noch erschrocken zur Seite!

Beispiele erhellen alles am besten, und wir können sagen, daß so ähnlich mancher Blitz aus heiterm Himmel bricht, oft ohne Donnerschlag, wie in diesem Fall, und daß auf diese Weise mancher „Unglücksfall" entsteht. Nachher, wenn die Sache untersucht worden wäre, dann würde eben der Backstein heruntergefallen sein, was ja, insbesondre auch mit Äxten, Hämmern und dergleichen, stündlich geschieht, und wodurch immer wieder schwere Bauunfälle entstehen. Der Unglücksstifter hätte dabei unter Umständen nicht einmal besondere Gewissensbisse gespürt, weil dieser „nasse Stift" sich in mehrfacher Hinsicht vergangen hatte und daher nach seiner Ansicht an seinem Schicksal selbst schuld war. Er hätte sich als Lehrling vor allem keinen Widerspruch gegen einen Gesellen erlauben, und dann durch das Anbringen einer einfachen Schlinge statt des Latzes nicht gegen Handwerksbrauch und Gewohnheit verstoßen dürfen. Der werkliche d. h. nützliche Fehler lag darin, daß er mit der Verweigerung des Latzes sein eigenes Leben und das der andern unten Vorbeigehenden gefährdete, weil der Balken aus einem gewöhnlichen Knoten leicht herausrutscht. Aber der Gedanke daran war es nicht eigentlich, der den Zorn des Gesellen aufflammen ließ, sondern die beiden erstgenannten zünftigen Verstöße rein förmlich betrachtet, welchen eigentümlichen Zug wir später noch des Weiteren beleuchten werden. Daß der „sterch' Blitz" nicht beizeiten zur Seite sprang, war ebenfalls ein Hauptfehler von ihm, und wenn ihn der Stein getroffen hätte, wäre bloß seine „Dummheit" daran schuld gewesen!

Wir sehen aus diesem Beispiel, daß in mancher Hinsicht das Fühlen des Zimmermanns wieder durchaus nicht einfach ist, daß insbesondre seine Anstands-, Förmlichkeits- und Ehrbegriffe sogar sehr vielfältig, verwickelt und reich abgestuft sind, und seine Entschlüsse und Handlungen von so vielen Nebenkräften beeinflußt und geschaffen werden, wie bei den sogenannten Gebildeten, bloß daß hier meist uneigentliche, abgezogene, oft fremde, aufgepfropfte Feinkräfte (Faktoren) mitspielen während bei dem Zimmermann alles aus dem uralten eigenen deutschen und Zimmermannsblut springt.

Die Zimmerleute sind unverfälscht wie der Boden, aus dem sie kommen, wie der Wetterhimmel, der sich über ihnen wölbt. Und sie sind wie das Holz, das sie verarbeiten. Sie sind rauh und roh, widerhaarig und spreißig, astig und wahnkantig, windrissig und eisklüftig. Sie sind scharf und reizbar, grätig und sägig, polternd und kollernd wie die Balken, die sie bewegen, wie ihre Arbeit, ihr Beruf. Aber sie sind auch echt und wahr wie die Tannen und Eichen, die sie durchschneiden, sind gesund wie diese

bis in den Kern hinein, und wie sich um den Kern die Jahresringe herumlegen und sofort jedem das Alter des Baumes anzeigen, so legt der Zimmermann offen in seinen Zügen sein Wesen bloß und verbirgt nichts.

Er hat auch nichts zu verbergen, denn er steht trotz seiner Rauheit an echter, aufopferungsfähiger Menschlichkeit, die dem in Geld- oder Todesnot geratenen Bruder bis aufs Äußerste beisteht, höher, als die meisten, die ob seiner Roheit über ihn wegsehen zu können glauben. Das merkt auch der Lehrling bälder als er glaubt, der, wenn er auch im Handwerklichen von den Gesellen oft schwer geplagt wird, bei andern Gelegenheiten doch plötzlich sieht, daß er einen Schutz und eine Hilfe an ihnen hat.

Im Zusammenhang mit dem Zornmut der Zimmerleute steht ihre oben erwähnte Schimpflust. Sie entlädt sich bei jeder Gelegenheit, und wir können sie in allen Abstufungen, vom einfachen Spottwort bis zum grimmigen Fluch beobachten.

Es braucht da z. B. bloß einer auf den Zimmerplatz zu kommen und nichts zu zahlen, wo er doch von rechtswegen und nach allgemeinem Gebrauch zahlen sollte! Das gibt dann beim Vesper reichlich Gelegenheit, sich wieder einmal tüchtig auszuschimpfen. Man erzählt dann wohl vom freigebigen Bezahlen und Nichtbezahlen von Bier und von den Halunken im allgemeinen, und gibt zum Besten, wie man bei dieser und jener Gelegenheit diesen Speckjäger, jenen alten Sägbock oder Sparrafantel abgerieben habe, daß man den Stoff kaum hätte beischleppen können. Jeder habe da saufen können, soviel er vertragen hätte, und ein paar seien vor Rausch auf den Spänen liegen geblieben. Da habe es noch Geldschucker gegeben, aber heute kämen lauter Zündhölzlesspalter, Entenklemmer, Hungerleider, Hornabsäger und ander Klufenmichel auf den Platz!

Und der Zimmermann tut seine unerschöpfliche Schatzkammer voll Schimpfwörtern auf und schimpft auf den Missetäter, schimpft sich nachträglich noch recht in den Zorn hinein, schimpft lästerlich und unflätig, schimpft meisterhaft und schöpferisch, schimpft mit göttlicher Grobheit und gröblicher Göttlichkeit, schimpft wie ein Gott, der zum Schimpfen geboren ist. Er schimpft so mit Inbrunst, daß selbst die Spatzen auf den Dächern davon starr und stumm werden.

Der Zimmermann übt das Schimpfen einfach als Kunst, und wer es darin mit ihm aufnehmen will, der muß schon zu ihm selbst in die Lehre gegangen sein. Wer sich von der überbreiten Schönseligkeit und allgemeinen Menschheitssüße unsrer Tage etwas erholen will, findet in späteren Abschnitten einiges aus dieser Schatzkammer, das sich so im

Vorbeigehen auflesen läßt. Die edelsten Kleinodien entdecken sich da aber erst bei längerem Verweilen und leuchten in ihrem vollen Glanz bloß im Zusammenhang ihres Gebrauchs auf.

Damit hätten wir unser unentdecktes Volk von innen und außen beschrieben, und ohne Schönfärberei mit allen Vorzügen und Mängeln so dargestellt wie es ist.

Aber eines fehlt noch, ohne das der Zimmermann nicht denkbar ist. Etwas, mit dem er verwachsen ist, das zu ihm gehört wie der rote Kamm zum Hahn, wie der krumme Schnabel zum Habicht, wie die scharfen Pranken zum Bären: seine Axt! Ein Zimmermann ohne Axt ist wie ein Soldat ohne Gewehr, wie ein König ohne Heer, wie ein Reiter ohne Pferd, wie ein Siegfried ohne Schwert! Was bei den Griechen der wallende rote Helmbusch war, die kriegerische, mutige, kampfwallende Zier, das ist bei dem deutschen Zimmermann die geschulterte Axt, die neben dem schwarzdrohenden Hut hervorblitzt. Denn der Zimmermann ist kein gewöhnlicher, friedlicher Arbeiter, er ist ein reisiger Mann, und die Axt ist kein gewöhnliches Stück Handwerkzeug, sondern neben ihrer werklichen Art sozusagen sein Ritterschwert, sein Schirm und Schild, seines kühnen Herzens Ebenbild; aus ihrer Schneide, ihrem Schlag blitzt und tönt seine Seele.

Die Axt darf nicht mit dem keilförmigen, plumpen Beil verwechselt werden. Sie ist aus einem gleichbreiten, gleichdicken, starken Stück Stahl gewonnen, und hat mit ihrer eigentümlichen Schmäle und Länge, bei einem schönen Schwung an der Schneide, einer vornehmen Linie am Hals und dem mächtigen keulenartigen „Haus", in dem das „Helm" steckt, eine ganz einprägsame, edle Form. Die einstige furchtbare Germanenwaffe, aus der sie sich herausbildete, und das bis zum heutigen Tag unentbehrliche Kriegswerkzeug sieht man ihr noch in jeder Linie an. Sie ist nichts andres als ein sozusagen auf der einen Seite zu gewaltiger Durchschlagskraft verkürztes Schwertstück, und auf der andern Seite des stählernen Hauses ein Hammer, ein Streitkolben von gewaltigster Art. Deshalb wurde diese Waffe, als die kriegerischen Urhorden zum friedlichen Hausbau kamen, ein Trenn-, Spalt- und Schlagmittel ersten Rangs und blieb das Haupthandwerkzeug des Zimmermanns bis zum heutigen Tag. Und zwar weniger wegen der Schneide, als wegen dem Haus!

Mit der Axt und der Zimmersäge macht der Zimmermann alles, er könnte damit ein Haus bauen wie jene Urbaumeister, von denen wir in der Einleitung sprachen, und alles andre Handwerkzeug ist, so unentbehrlich es auch heute ist, nur mehr oder weniger Hilfsgeschirr.

Die Axt begleitet ihn überall, er trifft haarscharf mit ihr, sowohl mit der Schneide als mit dem Haus, uud wo er damit hinhaut, da wächst wirklich kein Gras mehr. Deshalb heißt es in einem seiner Lieder stolz:

> Axt und Beil sind unsre Waffen,
> Damit kann kein Schuster nicht schaffen,
> Und auch kein Schneider!
> Drum vivat! Zimmermannsblut.

Das ist aber nicht nur so gesungen, sondern es hat seine wirklichen Unterlagen, da im Mittelalter die Äxte der Zimmerzünfte und Zimmerleute in manchem Streit dreinwetterten, manches Tor einhieben. — In einem andern Lied ist dieses Kriegerische noch deutlicher ausgesprochen: „Auf Kamerad! Zimmermann ist auch Soldat!“ das zeigte er besonders im Weltkrieg, und herrlich und prächtig wars, als in der Schlacht bei Mühlhausen der Zimmergeselle, Musketier Großhans von Oberhaugstett im Oberamt Calw sich mit einer Beilpicke auf einen Keller stürzte, aus dem geschossen wurde, die Türe mit ihr einschmetterte, die entgegengestreckten Gewehrspieße wie Zündhölzer beiseite schlug, und mit der handwerklichen Waffe die ganze Besatzung von fünf Mann zusammenhieb. Das waren noch die echten Schwabenstreiche, die aber von allen deutschen Stämmen geliefert wurden, und die das griechische Heldengeprahle von Thermopilä, und mit was sonst noch unsere höheren Schulen die deutsche Jugend erziehen, weit in den den Schatten stellen.

Auch bei Bränden schmetterte noch bis um die Mitte des letzten Jahrhunderts die Axt der Zimmerleute drein, und die Zimmerzunft mußte da sozusagen als der verlorene Haufen zunächst in die brennenden Häuser hinein um „einzuhauen“[1]. Im Mittelalter vertrat die Axt sogar die Stelle des Degens, denn manche Zunftordnungen verlangten beim Gang zur Arbeit oder zum Zunfthaus von den Gesellen deren ständiges Mit-sich-Führen, während das Abzeichen des Meisters der würdevoll in der Hand getragene Zollstab war.

Trotzdem die Axt heute zum Holzhauen und Holzbeschlagen, was einst ihre Hauptaufgabe war, nur wenig mehr benutzt wird, hat sie in ihrem Ansehen und in ihrer Unentbehrlichkeit nicht im mindesten gelitten. Man braucht sie immer und überall, sie ist vor allem sehr geschickt zum Rucken, „Drucken“ und Antreiben, zum „Gewichten“, man braucht sie zum Draufhauen, zum Eintreiben der Hölzer, und sie ist unentbehrlich zum Nageln der Sparren. Sie wird also weniger mehr zum „Hauen“ denn als Ruckwerkzeug und Hammer gebraucht, und die echtesten Erben des

[1] Siehe Anmerkung 8.

Hammerkarls (Karl Martell haben sie uns in der Schule gelehrt!) und noch weiter zurück Donars und Wotans des Breithuts, die ja oft ineinander verschmelzen, sind neben den Schmieden ohne Zweifel die Zimmerleute. Wir finden neben dem schwarzen, breitbekrempten Wotansbild, das sie nachahmen, viele Züge Thors bei ihnen; sie sind derb und rauh wie dieses Urbild des germanischen Bauern, sie sind stark, oft gewitterschwanger, unbändig und ungestüm mit Blitz und Donner in ihrem alles niederwerfenden Jähzorn, wie wir hörten. Sie sind Thorsöhne vom ältesten Schrot und Korn, nur schlauer wie der alte nordische und Asadonar, und wenn ein Künstler Thor darstellen wollte, brauchte er bloß den später geschilderten Zimmermann Nachtmann, wenn er eine „Wut“ kriegt, sehen, dann würde ihm kein zahmer klassischer Herkules mehr unter dem griechisch gebannten Auge hervorwachsen.

Beim Aufschlagen eines Hauses kommt jedoch immer auch wieder die Schneide der Axt zur Geltung, weil hier „in der Luft geschiftet“ und gezimmert wird, was dadurch geschieht, daß man dort, wo etwas nicht paßt, wo es um das bekannte Zimmermannshaar fehlt, einfach alles weghaut, so daß die Späne fliegen.

Man muß die Zimmerleute einmal beim Aufschlagen beobachten, wie sie da eine Wand, einen Balken, der „nicht will“ eintreiben, einen knarrenden Bund zusammenwettern, eine Balkenlage aufkämmen. Hoch auf dem Bau in schwindelnder Höhe, auf freiem Kehlgebälk stehen sie da so sicher wie auf ebenem Boden, schwingen im Gleichschwang ihre blitzenden Äxte und lassen sie unter dem gemeinsamen, singenden Ruf: hoh! — ruck! so lange auf den wiederspenstigen Balken, die sich spreizende Zange usw. niedersausen, „bis der sterch' Blitz nachgibt oder verreckt“, eins von beiden! Das kracht und schmettert dann, als führe der Blitz hinein, und damit auch der Regen, der dem Donner folgt, nicht fehlt, spuckt nach bestandenem Kampf einer und der andre befriedigt eine Ladung „Schick“ hoch im Bogen in die blaue Luft hinaus. Da ist der Zimmermann sehr unbekümmert und geradezu von herrenmenschlichen Gefühlen besessen, denn als das jetzt ausgerechnet einen Maurer, der unten schafft, auf den Kopf trifft, und der deshalb furchtbar auf die „Zimmerochsen“ schimpft, spricht der Zimmergeselle von walhallischer Höhe herab das gelassene Wort: „Halts Maul! oder ich schmeiß dir meine Axt an' Kopf!“, womit er uns das Bild des hammerwerfenden Gottes vervollständigt. Und der Maurer schweigt, denn man kennt Fälle, wo dem Wort die Tat folgte!

Man sieht, unser Vergleich der Thorsöhne hält nach verschiedenen Richtungen stand, und wenn es von dem Donneralten auch nicht be-

kannt ist, ob er schon schnupfte — vielleicht Birkenlaub — so wissen wir doch, daß er, genau wie die Zimmerleute, im Genießen im allgemeinen, im Essen und besonders Trinken Ungeheures leistete.

Auch außer der Axt hat der Zimmermann, wenn man sie recht betrachtet, merkwürdige Stücke Handwerkzeug, welches übrigens zusammengenommen in Schwaben Geschirr genannt wird. Wenn es zum „Aufschlagen" geht, oder ins Kundengeschäft d. h. bei kleineren Flickarbeiten in bewohnten Häusern, an Gartenzäunen usw., wird das ganze „Geschirr" nach gewissen Regeln in geschickter Weise zusammengesteckt auf die Achsel genommen, und bei dieser Gelegenheit kann es jedermann, der Lust und Liebe dazu hat, täglich bewundern. Da fällt ihm dann vor allem unsre Axt, die an dem Helm genannten Stil getragen wird, und in der das Stemmeisen steckt, in die Augen. Daneben die Stoßaxt im Winkeleisen, die Handsäge darüber und das Klopfholz in der Hand. Das sind lauter wichtige, schöne und bemerkenswerte Geschirrstücke, die alle eine ganze alte und neue Geschichte haben und uns persönlich liebenswerter und merkwürdiger erscheinen als vielleicht einem andern eine Sammlung römischer Waffen.

Einer von dem reisigen Haufen, der da auf der Straße daher kommt, trägt die mitgehende Zimmersäge in der Hand und der „Kappo", der Anführer, hat wie gesagt gewichtig die Wasserwage unter dem Arm. Mit Vorliebe läßt dieses Haupt des Ganzen auch als weiteres Zeichen seiner Führerschaft den Doppelmeter aus der Rocktasche blicken, was von dem Vorgang des jungen Bauführers beeinflußt ist, der nie ohne diesen bekannten Bauführersdegen zu sehen ist, welcher in inniger Verbindung mit einem großen Merkbuch mit steifem Deckel ein malerisches Stilleben in seiner Tasche führt.

Noch erwähnt möchten als schöne und vergnügte Werkzeugstücke werden die Queraxt, auch Seltentreffer genannt, die aber größtenteils jetzt ins alte Eisen wanderte, der Retschhobel, der einem die Späne ins Gesicht spritzt und deshalb Schweinigel heißt, das Zwiemäntle, an dem man zu zweien zieht, der Balkennuthobel oder Gesellenfuchser, weil an ihm vier Mann ziehen und noch „schwer geschlaucht" sind, und das Winkeleisen, welches neben seinem Hauptzweck des rechteckigen Abwinkelns, weil es biegsam wie eine Rute ist, gerne eine Nebenrolle auf dem Rücken des Lehrlings spielt. Teilnehmer an dieser ausgesprochenen Trauerrolle ist nebenbei auch das „Lattenstück ohne Ast[1]", und dieses ist dadurch besonders berühmt bei unserm unentdeckten Volk[2].

---

[1] Damit es nicht so leicht abbricht! — [2] Siehe Anm. 9 weitere Zimmermannswörter.

Nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit

Die Zunft ist die Verdichtung von Handwerksgebrauch und Gewohnheit, ist das was sich geziemt, und gehört zu diesem Zeitwort wie Vernunft zu vernehmen, wie Herkunft zu herkommen. Die Zunft ist wie wir sahen längst ausgelöscht, aber das Wort zünftig blieb und erscheint fast in jeder Unterredung auf dem Zimmerplatz. Es ist das „dritte Wort" des Zimmermanns!

Indem man heute z. B. auch von einem zünftigen d. h. schönen oder „strammen" Mädchen spricht, hat dieses Wort zwar eine breitere Bedeutung wie ehedem, aber seine Anwendung im ursprünglichen Sinn des sich Geziemenden überwiegt doch weit.

Was nun zünftig ist, wird heute auf dem Zimmerplatz selten betont, desto mehr aber was unzünftig ist. Unzünftig ist vor allem das Beginnen der Arbeit vor dem Schlag der Uhr; keine Minute zu früh und keine zu spät wird angefangen. Auf dem Reißboden oder sonst an einer Stelle versammelt man sich, sieht öfter auf die Uhr, bis die Zeit da ist, und geht dann in lebhaftem, strammem Schritt an die Arbeitstelle, auf den Werksatz usw. Diesen Arbeitsreigen eröffnet dann gewöhnlich ein „Kappo" oder sonst ein „Alter", und es wird strenge darauf gesehen, daß diese Regel eingehalten wird. Wer es sich, um vielleicht dem anwesenden Polier zu gefallen, einfallen läßt, eine halbe Minute vor den Andern anzufangen, wird, wenn man auch zuerst nichts sagt, wohl aufs Korn genommen, und wenn das öfter vorkommt als ein „Ins-Aug-Schaffer", „A...lecker" usw. verachtet, und gelegentlich derart mit seiner Tüchtigkeit aufgezogen, daß er künftig gerne den „Alten" den Vortritt läßt. Dieses Aufziehen kann dann unter Umständen sehr körperlich geschehen, und geschah einmal in einem uns bekannten Fall sozusagen mehr durch ein Abziehen, indem solch ein „ganz naseweises Büble" von seiner Tüchtigkeit dadurch gründlich geheilt wurde, daß man eine Kette im Kehlgebälk aufhing und ihn dran ziehen hieß. Sie war aber nicht festgemacht, schlug herab und dem dummen Teufel gerade auf den Kopf, so daß er umfiel und die anderen Angst bekamen, er sei tot. Das hatten sie doch nicht gewollt! Er kam dann wieder zu sich, mußte aber

ins Spital und blieb dort längere Zeit liegen. Das als kleines Beispiel des unerbittlichen Artkampfes unseres zünftigen Lebens! Es war das sehr roh und eine richtige Doktor-Eisenbartkur, aber es muß in seinen Ursachen verstanden werden.

Es wird nämlich nicht nur zur Zeit angefangen, sondern auch ebenso aufgehört. Mit dem Schlag 12 Uhr läßt der Zimmermann, genau wie der hier berühmtere Maurer, der das aber ebenfalls aus altem Zunftüberkommen tut, das Geschirr fallen, und nur ein angefangener Sägenschnitt muß vollendet, ein Loch ausgebohrt werden, weil das Werkzeug niemals im Holze stecken bleiben darf, was ebenfalls wieder zünftig ist und sozusagen als das stärkere Brauchtum hier die andere Regel zudeckt. Das ist aber nun alles nicht Faulheit, wie das immer mißverständlich vom Unberufenen angesehen wird, sondern Zunftbrauch, uralter Handwerksbrauch und Gewohnheit, die sich im Lauf von Jahrhunderten aus nützlichen Unterlagen herausgebildet haben und sich nun auch nach dem Erlöschen der Zünfte teils wegen dem lebendigen Kern, der dieser Sache heute noch innewohnt, teils aus dem Gesetz der Trägheit heraus nicht so rasch ablösen können.

Man muß bedenken, daß die Zimmerleute einst morgens um 4 und 5 Uhr anfingen und abends um 7 und 8 Uhr aufhörten. Das waren zwölf und mehr Arbeitsstunden schwersten Werkens. Wenn da die Mittagszeit von einer Stunde und die Vesperzeiten von einer halben Stunde (die nicht zur Arbeitszeit zählten) nicht aufs pünktlichste eingehalten wurden, dann schrumpften diese kargen Erholungszeiten unter ein Maß hinab, bei dem noch zu bestehen war. Deshalb nahm sich dessen die zünftige Gesellenschaft an, und daher rührt heute noch, den Zimmerleuten unbewußt woher, die grimmige, unbarmherzige Wut gegen jene, die gegen diese Regel verstoßen. Es ging das mit anderen Worten in Fleisch und Blut über, es wirkt hier der naturgesetzliche Trieb der Selbsterhaltung fort.

Aber auch ein angreifendes Recht nahm sich dieser Selbsterhaltungstrieb der Zimmergesellen in Auflehnung gegen die übermenschliche Kraftleistung von 12 und 14 Arbeitsstunden, welche dem Handwerker einst auferlegt wurden; das Recht des blauen Montags!

Das „Blauenmachen" wird heute mißverständlich durchaus als Liederlichkeit beurteilt; es war aber bis zur Auflösung der Zünfte ein in langen Fehden errungenes, verbrieftes und versiegeltes Menschenrecht der Gesellen, um ihnen Zeit und Gelegenheit zum Baden usw. zu geben. Der ganze oder halbe blaue Montag war in der Zunftrolle, d. h. gesetzlich

festgelegt. Es artete aber diese Freiheit durch unmäßiges Trinken und Unfug, wie wir hiervon an andrem Ort in einem zimmermännischen Wundermärchen ein Beispiel aufstellen, bald aus, und wurde zeitweise wieder aufgehoben. Jedoch bis heute wirken die Erinnerungen an diesen Tag von ganz besonderem Schlag nach, er liegt den Handwerksgesellen immer noch in allen Knochen, der blaue Montag ist ein Meer seligsten Lebensgenusses, herrlichster Freiheit, in dessen Bierströmen zu ertrinken, in dessen Wonnen zu zerfließen, man Seele und Leben opfern möchte.

Auf den zünftigen Steinhauerplätzen wurde der blaue Montag vor dem Krieg auch ohne Zunft noch meist gefeiert, und auch die Zimmerleute, besonders die Fremden, saufen und rauchen, singen und tanzen wie ihre Vorfahren vor zwei- und dreihundert Jahren den Montag gerne durch. Es ist das oft wie ein Fieber, die nüchternsten, sonst sparsamsten und fleißigsten Leute werden davon ergriffen, und manche kommen erst am Mittwoch oder gar Donnerstag, wenn der ganze, am Samstag ausgezahlte Wochenlohn „versoffen" ist, wieder auf den Platz. „Jetzt muß voll alles hin sein!" heißt da das wildwütige Losungswort, und: „Jetzt wird getanzt, wie der Lump am Stecken!" Sehr oft kommen sie dabei am Montag wie gewöhnlich auf den Platz und werden erst am Frühstück von dem blauen Fieber ergriffen, so daß sie dabei sitzenbleiben und durchtrinken.

Von dem einstigen zünftigen Zuspruch hat sich wenig mehr erhalten. Die allgemeine brauchliche Wendung der „Vogtländer" beim Arbeitsuchen ist: „Ein fremder Zimmermann spricht um Arbeit zu!" Hier bedeutet fremd nicht fremdgeschrieben, sondern arbeitslos, ist aber in seiner ursächlichen Grundbedeutung gleichstehend mit den „fremden" Zimmerleuten.

Für das Einstellen der Arbeit besteht der alte, schöne Ausdruck: „Feierabend machen", oder „Feierabend bekommen". Nüchterner ist: „Ich geb's Geschirr ab!" Statt dessen raunen sich wohl auch zwei Kameraden, nach einem Krach mit dem Meister, zu: „Heut abend hauen wir in Sack!" Das hängt wahrscheinlich mit der Sackgasse zusammen.

Wenn das Geschirr abgegeben ist, „putzen" manche sehr rasch „die Platte", um den Beizer „naufzulassen", d. h. die Zeche zu prellen, was, wie wir hörten, von den Fremden geahndet wird, und doch ebenfalls im weiteren Sinn „zünftig" ist. Denn auch das Forsche, Schneidige und allgemein Übliche, das nicht unmittelbar mit dem Handwerk zusammenhängt, wird jetzt zünftig genannt, und das „Nauflassen" des Speckjägers von Beizer ist nach verbreiteter Ansicht im Grunde genommen keine Sünde, sondern nur gewiegt, forsch; das bringen nur

Kerle fertig, die Haare auf den Zähnen haben! Kennzeichnend für die Auffassung dieser Sache ist die verschmitzte Frage eines Neueingestellten an den mitgekommenen Kameraden: „Hast schon den Hobel angelegt?“ Das bedeutet: hast du schon auf Borg gevespert? Wo aber der Hobel angelegt wird, da fallen Späne!

Ebenfalls zu dem ungeschriebenen, aber um so lebendigeren Gesetz des Brauchtums gehört das erwähnte Verbot des Händelns und des aufgeregten sich Benehmens bei den Ruhezeiten. Das Zünftige steht aber hier nicht im Vordergrund und wird nicht erwähnt, sondern es wirken da wie gesagt mehr uralte Ehrfurchtsgefühle mit, die wir näher zu erklären nicht in der Lage sind. —

Wenn wir nun zu dem kommen wollen, was ausdrücklich und mit aller Schärfe heute noch als zünftig und nichtzünftig gekennzeichnet wird, müssen wir einmal vor allem zu einer eingehenden Besichtigung der kleinsten, aber vielberufensten Persönlichkeit des Zimmerplatzes übergehen, ohne die das Handwerk einfach unvollkommen wäre, und ohne welche die heilige Dreiheit der einstigen Zimmerzunft nie hätte bestehen können; müssen wir den vielgejagten und doch unentbehrlichen, den verachteten und doch immer wichtigen, niemals tüchtigen, in keine Arbeit verrannten, oftmals durchgebrannten, in Schwaben Bua oder Stift genannten Lehrling kennen lernen.

Der Zimmerstift ist, wie jeder andere Lehrling mehr oder weniger auch, das geplagteste Geschöpf der Welt, das man sich denken kann. An ihm läßt jeder seine Launen aus, an ihm geht alles hinaus, ihn zu zwiebeln ist eingefleichtes Brauchtum, und je weniger ein Gesell versteht, desto mehr will er zeigen, daß er wenigstens das erfaßt hat, was der Brauch ist, und quält den Buben bis zur Verzweiflung.

Der Ausdruck Stift ist vielleicht nicht sehr alt und selbst nicht zünftig. Aber der Lehrling heißt hier so mit mindestens demselben Recht, wie der Stift der Kaufleute, und der Zimmermann denkt bei diesem Wort teils an seinen vielbenutzten billigen „Zimmerstift“ d. h. Bleistift, teils an die sehr gering geschätzten, immer in allen Taschen herumfahrenden Drahtstifte. Erst wenn der Bub mit Schleifsteintreiben, Zimmerkarrenschieben und andrem Anschauungsunterricht „gehunzt“ ist, daß er bald nicht mehr kann und das Weinen verbeißen muß, kommt den und jenen Gesellen ein menschliches Rühren an und er läßt einen der weltweisheitlichen Sprüche des Zimmerplatzes hören: „Der Teufel hat alles sein wollen bloß kein Lehrbub!“, auf welche abwiegeln wollende Nachdenklichkeit hin man den Buben gewöhnlich einige Zeit in Ruhe läßt.

Von dieser allgemeinen minderwertigen Stiftsbehandlung wird bei dem nun schon mehrfach erwähnten „Praktikanten“, bei dem jungen Baubeflissenen, der in die höhere Bauschule oder auf die technische Hochschule gehen und also, wie immer ein wenig bissig betont wird „was Besseres“ werden will, im allgemeinen keine Ausnahme gemacht.

Wenn einer natürlich schon älter ist, schon studiert und womöglich einen akademischen Grad hat, wird das schon von oben her berücksichtigt. Man läßt ihn abgesondert für sich essen, redet ihn mit Sie an, verhält sich aber auch völlig ablehnend gegen ihn, und der eigentliche Zweck der werklichen Lehre des jungen Mannes, der nicht bloß und nicht etwa darin besteht, ein Zapfenloch stemmen und mit der Zimmersäge schneiden zu lernen, sondern viel mehr im Kennenlernen des Handwerks, im Erfühlen des Geistes, aus dem es entsprang und in dem es geführt wird, im sich Einfühlen in die Gedankenwelt des Bauarbeiters, ist völlig verfehlt.

Der angehende höhere Bauschüler wird im Gegenteil meist noch kräftiger „hoch genommen“ wie der gewöhnliche Stift, insbesondere dann, wenn er es die Zimmerleute merken läßt, daß er sich als „etwas Besseres“ dünkt; oder wenn er sie durch eine ganz andere, gehobene, feinblütige Bildungsart und Bildungswelt, die er nicht verbergen kann, durch ein tatsächlich Etwas-Besseres-sein, herausfordert. Wenn er sich dann dazu noch ungeschickt oder tappig anläßt, was bei den Städtern z. B. bei den „Stuegerter Früchtle“, den Stuttgartern und Großstädtern, die „nichts als eine freche Gosch“ haben, zumeist der Fall ist, dann hat er keinen leichten Stand. Denn alles verzeiht der Zimmermann noch, bloß keine Tappigkeit! Da gibts kein Erbarmen, das Bürschlein, das vielleicht kurz vorher noch die Bänke eines Gymnasiums drückte und schon Herr angeredet wurde, muß nun springen und laufen „wie ein Wiesele“, und sich drehen „wie ein Tanzbär“, muß den Schleifstein tagelang für 40 Mann treiben „wie ein Scherenschleifer“, muß den Gesellen zwischen den Vesperzeiten bei großer Hitze hehlings Bier herschleppen „wie ein Räuber“, muß gelegentlich in dem nächsten Lädchen Wurst, Käse und „Schick“ holen „wie ein Kunde“, muß in den Zimmerkarren hineinstehen „wie ein junger Gott“ und wenn auch nicht nackt wie ein solcher, so doch zu seinem Entsetzen hemdärmelig in der Stadt seiner Schülerliebe herumfahren; er muß nach Zeichnungen, Drahtstiften usw, aufs Büro laufen „wie ein Windhund“, muß in die Schnürfarbe hineinlangen, daß der Dreck rausspritzt „wie bei einem Dohlenputzer“, muß sägen und hobeln, „daß er meint das Kreuz sei ausgehenkt“, muß

Balken schleppen „wie ein Alter", muß Bretter fügen und falzen, „daß ihm die Schwarten krachen", und muß noch vieles andere mehr, das ihm zuerst höchst entwürdigend vorkommt. Er sieht kurzum überall ein unausweichbares, hartes, eisernes Muß. Es nützt alles innere Sträuben nichts, er muß, und je mehr er sich dagegen auflehnt und je mehr er merken läßt, daß ihm das nicht gefällt, desto mehr muß er, desto übler wird ihm mitgespielt. Dann, wenn der junge Mann schweratmend dasteht, oder sein krummgewordenes „Kreuz" gerade zu recken versucht, und ihm dabei vielleicht ein Schmerzenslaut entfährt, sagt wohl mitleidslos sein „Kamerad", oder ein andrer Geselle, der ihn „auf dem Strich" hat, die freundlichen und berühmten Worte, die noch keine Feder beschrieben hat und deren Sinn nicht jedermann gleich erfaßt, zu ihm: „Gelt, des ist anders als de Mäus pfiffe!" oder auch: „Gelt, des ist anders als Bauer komm raus!", wozu man sich die Ergänzung denken muß: „und leih mir dein Weib", was aber der Jüngling natürlich nicht wissen kann und also dunklen Worten gegenübersteht, die um so böser auf ihn wirken, je fremder und unverständlicher sie ihm sind.

Weniger geflügelt, aber nicht weniger höhnisch ist die Frage: „Merkst jetzt, was zimmere heißt?" oder noch bissiger: „Gelt, Papier versudle des geht leichter?"

Bei allen diesen liebevollen Ansprachen darf er nicht mit der Wimper zucken, so wenig wie der Rekrut dem alten Mann nachmaulen darf, und das Verhältnis zwischen Geselle und Lehrling, der Abstand zwischen den beiden, ist so groß wie dort. Ist er aber willig und lernt etwas, und zeigt, daß er doch kein so „taubes Tier" ist als man glaubt, läßt man ihn bald laufen und verzeiht ihm, daß er „was Besseres" wird, daß er am Ende gar noch einmal über den gewaltigen Polier und Bauführer hinauskommt und als Stadt-Orts- und gewöhnlicher Baumeister, als Baukünstler und Bauingenieur die Welt in ihrem Gleichgewicht hält. Denn gerecht sind die Zimmerleute bei allen Vorurteilen, welche die Standesunterschiede bedingen, und es ist selten, daß ein klassenhassender Finsterling unter allen Umständen sein Mütchen an dem wehrlosen jungen Mann kühlen will.

Die Hauptbeschäftigung des Lehrlings besteht neben den schon angedeuteten, unentbehrlichen Betätigungen für das persönliche Wohl der Zimmergesellenschaft im Anfang im „Dollenmachen" und im „Farbanmachen." Bei diesen dolligen und farbigen Beschäftigungen, die äußerst wichtig sind, weil ohne sie der Betrieb des Zimmerplatzes einfach stillstehen müßte, geht ihm nun zum erstenmal ein Begriff von der Größe

des kleinen Wortes zünftig, das die Zimmermannswelt beherrscht, auf. Denn alles, was er tut und läßt, fordert den Tadel heraus: „Das ist nicht zünftig!"

Da darf er vor allem die Dollen genannten Holznägel, die mit dem Breitbeil gemacht werden, nicht, wie es das Gegebene wäre, wie beim gewöhnlichen Holzspalten mit den Fingern, sondern muß sie in ihm unbegreiflicher, ungeschickter Weise mit dem Handballen halten. Das hat seinen Ursprung darin, daß bei dieser Arbeit viel daneben gehauen wird, und sich dadurch einst mancher Lehrling gleich zum Berufsanfang die Finger abhieb. Da wurden dann eben mit der Zeit die Finger zum Dollenmachen unzünftig, der Handballen wurde vorgezogen, denn wenn man sich da hinein haut, „das macht nichts! das heilt bald wieder zu!" Jeder Zimmermann zeigt noch in späten Jahren an diesem Weichteil der Hand die Narben aus seiner Lehrlingszeit.

Wenn nun der Stift trotz der gegebenen Anweisungen, weil er es im Anfang eben einfach nicht fertig bringt, den Dollen mit den Fingern hält und es siehts der Geselle, wird der „fuchsteufelswild." Ein „Zapfenklötzle" an den Kopf, daß ers kaum „verspringen kann" im vollsten Sinn des Worts, ist das Mindeste, was ihm widerfährt. Dabei rührt aber der Zorn des Gesellen nicht etwa von der Besorgnis her, daß sich der Stift die Finger weghauen könne, sondern einzig und allein von seinem unzünftigen Verhalten, von dem vermeintlichen frechen Abweichen vom Handwerksbrauch. Über die Grundursache des eigentümlichen Haltens mit dem Handballen wird selten nachgedacht, und wenn sie je einer kennt, so ist ihm das Nebensache. Die Hauptsache ist, daß man es so gelernt hat, daß es eben so zünftig ist und deshalb so gemacht wird!

Noch schwieriger als das Dollenmachen ist für den Anfänger das Farbanmachen und das „Schnüren". Diese beiden Verrichtungen zählen schon mehr zu den Künsten, und müssen nicht nur aus dem Grunde gelernt, sondern auch gefühlt und sozusagen geliebt werden, um sie zu können, wie alle Künste. Das fällt hier insbesondre deshalb schwer, weil das, was mit Schnur und Schnürfarbe zusammenhängt, nun eigentlich mit dem besten Willen nicht zu den schönen, sondern zu den allerdings weniger bekannten, aber ebenso notwendigen schwarzen oder dreckigen Künsten zählt, aus dem sehr einfachen Grund, weil die Schnürfarbe nichts andres ist als ein dünner schwarzer Dreck. Und doch wird das Farbanmachen von vielen Stiften mit Kunst gekonnt und das Schnüren mit Stolz geübt, wobei die Farbe mehr Ausdauer als Kunst und das Schnüren mehr Kunst als Ausdauer erfordert.

Mit dieser Schnürfarbe hat es folgende Bewandnis: Früher wurde auf den Zimmerplätzen das beschlagene Bauholz auf seine ganze Länge durch einen, zwei oder drei schwarze Striche als Balken, Kehlbalken, Pfette usw. gekennzeichnet. Dieser schwarze Strich, der jetzt noch insbesondere zum Nachhauen von Holz und Balkenbeschlagen seine Anwendung findet, wird durch einen sogenannten Schnurschlag mittels einer, durch nasse Farbe gezogenen Schnur aufgebracht. Die Farbe wird nun nicht etwa gekauft, was gewiß billiger käme, sondern auf den zünftigen Zimmerplätzen heute noch in einfachster Weise aus Kohle hergestellt. Da wird in den Schnürtrog von Holz die aus Zapfenklötzchen gebrannte Kohle gebracht, das Tröglein zwischen die Fußknöchel geklemmt und die Kohle mit dem Axthelm zu Pulver zerstampft. Dann wird allmählich Wasser zugegossen und so lange weitergestampft, bis das Axthelm in dem zähen Brei, den das gibt, stecken bleibt; erst wenn man den Trog an ihm „lupfen" kann, ist die Farbe etwas, wie den Buben jeder, der gerade vorbeikommt, vom Junggesellen, der erst ausgelernt hat, bis zum ältesten Schickbruder, mit einer Gewichtigkeit belehrt, als habe er in früheren Jahren schon hunderttausend Schnürtröge in dieser Weise gehoben und dadurch die reinsten Heldentaten vollbracht.

Er kostet allerdings bei stundenlangem unermüdlichen Stampfen und ganz vorsichtigem Wasserzugeben, damit es nicht zuviel wird, in der Tat Kunst und Geduld, bis man so weit ist. Aber eine solche Farbe ist dann auch zünftig, rühmt der Geselle, und fügt dann regelmäßig bei: „Ihr Kerle bringt aber nichts mehr fertig!" Er habe „seiner Zeit" den Trog frei am Helm hinausgehalten, so, — dabei stößt er dem staunenden Buben mit dem schmutzigen Axtstiel eins auf die Brust, daß er fast umfällt, — und man hätte noch was drauflegen können, ohne daß er heruntergefallen wäre, so zähe sei die Farbe gewesen; zähe wie Lette! Und er hätte sich geschämt, solch einen Dreck anzumachen, wie das hier einer sei! — In der Weise wird der Stift gebildet, gehobelt und zum Menschen erzogen, und sobald er Geselle ist, gibt er es wieder weiter.

Durch diese also mit Schweiß, Kunst und Lebensgefahr hergestellte Farbe wird dann in zünftiger Weise, von einem Haspel herab, durch das „Laßeisen" hindurch, welches durch die Farbe „läßt", die Schnur ausgezogen, heute noch genau wie vor Jahrhunderten, und wie es in dem alten Zunftlied der Zimmerleute mit Stolz hervorgehoben wird: „die Schnur, die ziehn wir aus, nach Regel und Handwerksbrauch."

Ja, Regel und Handwerksbrauch! Wie einfach klingt das und wie schwer, ja schwerfällig, einfältig und verrückt erscheint das alles, und besonders das Schnüren, dem Lehrling im Anfang. Durch seine geheimen Tücken, durch die Schimpfreden und selbst Schläge, die er beim Schnurschlag erdulden muß, wird ihm diese Arbeit geradezu zur Qual, und wenn er sie einmal beherrscht, ist er stolz, als hätte er den Stein der Weisen gefunden.

Der Lehrling darf beim Schnüren vor allem den Schnürtrog nicht mit dem Leib[1], dem Bauch gegen das Kopfende des Balkens stemmen, wie es ihm am geschicktesten wäre, sondern muß diese schmutzige Kiste in sonderbarster und unbequemster Weise zwischen die Beine klemmen, so daß er beim Ausziehen, da die Hand, die das Laßeisen hält, im Trog steckt, und die andre den Haspel führt, einen ganz unsichern Stand hat und immer am Umfallen ist. Nimmt er, um das zu umgehen, nun einmal kurz entschlossen den Schnürtrog ans Hirnholz hoch, fordert er damit alsobald ein furchtbares Donnerwetter heraus. Denn das ist einfach unzünftig und daher eine handwerkliche Todsünde, und er unterläßt dieses Vorgehen gern ein zweites Mal.

Warum das so gemacht werden muß und nicht anders, kann der Zimmermann im allgemeinen nicht begründen. Wahrscheinlich rührt es daher, daß mit dem auf Balkenhöhe erhobenen Trog das Holz mit Farbe bespritzt wurde. Das kann aber der Zimmermann so wenig leiden als der Schreiber Tintenflecke auf dem Papier, als der Zeichner verwischte Tusche auf seinem Plan, „alles muß eine Art haben", auch wenn diese Art keinen nützlichen Wert hat; das ist eine der Hauptforderungen des Zimmerplatzes und Handwerks überhaupt. Das Holz muß sauber aus der Bearbeitung des Zimmermanns hervorgehen, auch wenn es gleich nachher beim Abladen am Bau im Dreck geradezu umgewendet wird.

Wenn der Lehrbub die Klippen des Ausziehens glücklich umschifft hat, gerät er ganz sicher noch dadurch auf Grund, daß er die Schnur nicht zünftig festhält. Sie muß nämlich von den zwei Kameraden — auch der Lehrling ist in diesem Sinn Kamerad — an beiden Enden zwischen zwei Fingern festgezogen und festgehalten werden. Dann wird ein Dritter gerufen, der sie in der Mitte aufhebt und „nachgschaut" sagt. Dieses Nachschauen, das der Deutsche von heute visieren nennen würde, besorgt der führende Geselle am Schnurende dadurch, daß er so lange „gegen den Leib", „vom Leib" sagt, bis die Schnur in der Flucht, d. h. der Senkelebene (Vertikalebene sagen sie natürlich) zum

[1] Der schwäbische Zimmermann kennt das geschwollene Lehnwort Körper nicht.

Holz liegt. Dann sagt er: Los! und der Dritte läßt die Schnur, nachdem sie von den beiden ersten genügend angezogen ist, bedächtig fallen, womit der große und bedeutsame Vorgang des Schnurschlags vollendet ist.

Um aber diese Gerade zwischen zwei oft ziemlich weit entfernten Punkten „schön flüchtig", d. h. ohne „Ausschläge" nach rechts oder links, ohne Abweichungen von der lotrechten Ebene fertig zu bringen, muß auf allen drei Seiten die richtige Fühlung vorhanden sein. Denn wenn die Schnur mehrmals geschlagen werden muß, so daß also mehrere Schläge auf dem Balken liegen, weiß man oft nicht mehr, nach welchem Schnurschlag man hauen soll, und es kommt vor, daß man in den zu beschlagenden Balken zu weit hineinhaut, daß man „über die Schnur haut", womit nun nebenbei auch der Ursprung der bekannten Redensart erklärt ist! Diese notwendige Fühlung hat natürlich der Anfänger nicht, er verrückt die Schnur, zieht nicht genügend an usw., weshalb es nun weitere Auftritte gibt, wie in einem richtig gehenden Bühnenspiel. Den ersten mit dem plötzlich einsetzenden Donnerwetter haben wir bereits hinter uns. Bei den andern tritt die Wut nicht so unvermittelt auf, weil es mehr Ungeschicklichkeit und weniger eigentliche Zunftverstöße sind. Es kommt erst nach und nach zu der nötigen trauerspieligen Steigerung und fängt vielleicht an mit: „Wart, i setz der a Brill auf, wenn da nix gsiehst!" — oder: „Gelt, du hast so feine Fingerla, und dia Farb ist so schwarz! aber lang no nei, ich putz ders nochher!"

Dann aber spannt sichs allmählich: „Ziag a! i sag ders jetzt zuam letztamol, sonst ziag i a', aber net an dera Schnuar!"

Der Schnurschlag mißglückt jedoch nochmals und des ungleichen Kameraden Geduld ist nun zu Ende. Er flucht zornig: „Wenn di no a siadichs Donnerwetter!" oder: „Jetzt schlag i de aber o'gspitzt en Boda nei!" oder noch böser: „Gang weg Kerle oder i vertritt de!", oder noch mehr aufs innerlichste Beleidigen erpicht: „I spuck de z'tot!" — „Kerle, du ghörst mit Sch... verschossa!", oder etwas langmütiger: „Jetzt hau i der ei's an Backa na', daß da meinst, Pfengsta ond Martene wär an eim Tag!"

Manchmal erfolgt diese große Entladung auch völlig stumm in einem eindrucksvollen und ausdrucksreichen Hand- und Mienenspiel dadurch, daß der Erzürnte die mit Farbe beschwerte Schnur „zurückfahren" läßt, wodurch der Lehrling über und über mit Farbe bespritzt wird, und im Gesicht wie gesprenkelt aussieht. Um dann jede Empörung, jedes Krümmen des getretenen Wurmes schon im Keim zu ersticken,

heißt es nun wohl, noch sehr lebhaft ausklingend, aber doch ein klein wenig versöhnlicher, mit leisem spaßigem Beigeschmack: „Wenn da aber jetzt net aufpaßt no schlag i de en d'Anka nei!" „... onders Grüst nonter!", „no bist he!", „no hau e de bis da Bomôl s...!", „no muaßt en Schatta liega!"; (wegen der erhaltenen Schläge), oder aber ganz wirklich: „Siehst des Wenkeleise?" welch letztere, nicht der Anschaulichkeit entbehrende Anrede, dann gewöhnlich kein leeres Wort bleibt.

Man sieht auch wieder aus diesen mit ihrer ganzen nackten Wirklichkeit gegebenen redensartlichen Ansprachen, daß der Ton, auf den sich der Zimmerplatz stimmt, gerade nicht für junge Mädchen ist, daß der Stift, so wenig wie einst der Rekrut beim „deutschen Kommiß", mit Sammethandschuhen angefaßt wird. Der junge Mann muß unter ein eisernes Joch, lernt aber dafür schon frühe: „Landgraf, werde hart!", verlernt jede Weichmütigkeit, wird brauchbarer für das Leben und seine Stöße und bringt sich einmal nicht wegen jedem Lebens- und Liebesschiffbruch um.

Wie alles im Leben, so dürfen übrigens auch die Worte der Zimmerleute nicht entfernt so hart genommen werden als sie herauskommen. Sie meinen das lang nicht so schlimm und wären oft erstaunt, wenn sie die Wirkung ihrer Behandlungsweise etwa auf einen in ganz anderen Umgangs- und Wesensformen aufgewachsenen Jüngling beobachten könnten. Sie sind wohl jähzornig und roh, wie das so scheint, und unerbittlich und hart im Verfolgen des alten Brauchtums, aber wenn's der Stift im Anfang auch nicht glaubt, Menschen sind sie doch, das merkt er bälder, als er denkt.

Wenn der Lehrling zur Genüge in die Geheimnisse und Künste der Schnürfarbe, der Dollen, des Schleifsteins und des unsichtbaren Bierholens zwischen den Vespern eingeweiht ist, dann bekommt er allmählich, wie wir zuletzt sahen, einen Kameraden, mit dem er stolz den Werksatz, das ist die auf dem Zimmerplatz „zum Abbinden" angelegte Balkenlage für ein neues Haus, betritt.

Der Werksatz mit seinen Balken, Stichbalken, Balkenstichen, Schwellen, Pfetten, Wechseln, Versatzungen, Kämmen, Dollen, Weihenschwänzen, französischen und gewöhnlichen Blättern Überblattungen usw. ist aber ein ganz gefährliches Neuland, in dem die Abenteuer geradezu auf ihn lauern.

An einem heißen Sommertag, an dem der Schweiß in den Stiefeln zusammenläuft, fällt es dem Buben z. B. ein, die bereits aufgekrempelten

Hemdärmel, damit er ja recht frei und leicht sei, bis hoch unter die Achsel hinaufzustülpen. Da tritt allsobald mit allen Zeichen einer verhaltenen Wut der nächste Geselle, der das sieht, auf den Ahnungslosen zu und sagt mit starker Betonung: „Willst du deine Hemmedärmel runter machen!“ Kein Wort warum, aber die drohende Haltung des Sprechers genügt, um rasch den enblößten Arm zu bedecken. Das ist nun aber wieder nicht recht, denn jetzt kommt der einen Augenblick weggegangene Kamerad zurück und sagt gereizt: „Kerle, du laufst ja rum wie ein Eisbär! Weißt net, daß man bei so einer Hitz d' Ärmel nauf macht?“ — Ratlos steht nun der Bube da, denn fragen darf er in solchen Fällen nicht, weil das nur den Zorn des geselligen, aber nicht gesellschaftlichen Lehrmeisters verstärkte, und doch zu keiner richtigen Antwort führte.

Es ist nun möglich, daß ein gutmütigerer Geselle als die beiden ersten, der alles mit angesehen hat, sich seiner erbarmt, und ihm erklärt, daß der Zimmermann die Hemdärmel nur bis an die Ellbogen hinauf schlage, weiter hinauf sei es nicht zünftig. „So machens die Metzger!“ endet er die Erläuterung und blickt verächtlich auf die von dem Lehrling in der Verzweiflung nun wieder hoch an den Oberarm hinaufgeschobenen Ärmel. Es ist aber auch möglich, daß dieser Gutmütige nicht in der Nähe ist und dem Kameraden in gerechtem Zorn über den entblößten, unzünftigen Oberarm, den er wohl noch als absichtlichen Hohn nimmt, „die Hand ausrutscht“, d. h., daß der Lehrbub Hiebe kriegt und nicht weiß warum, wie manchmal. Erklärt wird eben vom Zimmermann nur in außerordentlichen Fällen, und auch dann nur ungern und wortkarg, denn man soll auf jede Sache von selbst kommen. Wer keinen „Merks“ hat, wer schwer von Begriff ist, hat es, sei er nun Lehrling, Baubeflissener oder Mitgeselle, bei dem führenden Kameraden nicht leicht; er läßt ihn aufsitzen, wo er nur kann, die Hände verklemmen, die Diele auf den Fuß fallen, hetzt ihn dahin und dorthin, und geht mitleidlos über ihm weg, ob er gleich am Zusammenbrechen wäre. Alle Willigkeit nützt ihm nichts, wenn er „dumm“, d. h. untüchtig und unfähig ist.

Eine Unterhaltung während der Arbeit gibt es nicht. Nur in knappsten Andeutungen wird die notwendige Verbindung hergestellt, ein Satz wird häufig in einem Wort zusammengedrängt, das dann der Lehrling, besonders wenn es bloß ein unverständlich knurrender Laut ist, eben häufig nicht versteht, dadurch zu einem Fehler kommt, und damit wieder zu einem Zornausbruch Veranlassung gibt.

Wenn dabei irgend ein unbefangener Jüngling glaubt, seinen bärbeißigen Kameraden durch schöne Reden, durch Schmeicheleien, also durch Ein-

druck-machen mit irgend etwas andrem als mit der Arbeit selbst, die er in Händen hat, gewinnen zu können, wird er bald merken, daß er auf dem Zimmerplatz, und somit auf einem Holzweg mit diesen Gedanken ist. Der grobe Kamerad läßt sich auch durch das angepaßteste Benehmen nicht gefangen nehmen, wohlgesetzte Reden verschlimmern nur und führen schließlich zu einem groben: „Halts Maul!“ Einzig und allein einige Flaschen Bier können seine Rauheit glätten, und auch diese nur auf kurze Zeit, denn wenn der junge Baubeflissene gegen etwas Zünftiges verstößt, wird er sehen, daß der Zimmermann überhaupt unbestechlich ist.

Der junge Herr kann z. B. der Platzmannschaft am Abend ein ganzes Faß Bier bezahlt und im schönsten Einvernehmen mit den Herrschern des Zimmerplatzes gesungen haben, am andern Morgen aber bloß den Hut bei der Arbeit abnehmen, dann wird er sehen, daß gleich wieder die ganze Liebe aus ist. Das ist nämlich nicht zünftig, nicht geziemlich.

Es machen manchmal ältere und sonstige gewichtige Gesellen, die sich etwas herausnehmen dürfen, eine Ausnahme von diesem Brauchtum und legen, wenn sie die Hitze zu sehr drückt, den Hut einige Minuten feierlich und der Freiheit, die sie sich herausnehmen, bewußt, auf den nächsten Zimmerbock. Da sagt dann natürlich niemand etwas, denn wie bei den Höfen einst der einzig Bedeckte der König war, so ist hier umgekehrt das einzige ohne Hut leuchtende Haupt der ungekrönte Fürst des Platzes, zu dem dann alles mit einer gewissen Achtung hinüberschaut.

Eben deshalb ist es um so unmöglicher, daß ein jüngerer Gesell oder gar ein Lehrbub oder Baujüngling den Hut abnimmt; es erschiene das außerdem auch als Anmaßung des Rechts der Alten, als Überhebung, und ein Stift schafft sicher nicht lange ohne Hut. Wenn man ihn grob auffordert sich zu bedecken, etwa mit den Worten: „Willst du auf der Stell dein' Hut aufsetzen, du halblebigs Luder!“ kann er noch zufrieden sein. Aber wir kennen einen Fall, wo ein schon älterer junger Herr nicht einsah, daß er den Hut aufbehalten solle, wenn er so schwitze, und ihn auf dem Balken, wo er ihn hingelegt hatte, trotz nachdrücklicher Aufforderung liegen ließ. Da hörte er plötzlich ein auffallendes Geräusch neben sich, und als er aufblickte, lag sein Hut zu Brei zerquetscht und zerhauen neben ihm. Als er fassungslos die traurigen Überreste des schönen braunen Kopfbedeckungsmittels in die Hand nahm, sagte der Zimmermann, welcher mit der Axt daneben stand, mit grinsendem Spott: „Kotzdonnder! jetzt hab i glaubt, des sei eine munkeles-

braune Katz, und hab sie runterjagen wollen!" Und ein verständnisvolles Lachen fliegt um den ganzen Werksatz herum. Denn sie hatten den Hut schon allein wegen seiner hellbraunen unzünftigen Farbe „auf der Latte"!

Eine Hilfe bekommt der Gemaßregelte in solchen Fällen nie. Der Palier, der die Aufsicht führt, fühlt da ganz als Zimmermann und sieht es als der Gesellen gutes Recht an, den Lehrling mit Handwerksbrauch und Gewohnheit bekannt zu machen; an ihn sich zu wenden wäre völlig zwecklos. Er hätte bei dem erzählten Hutfall höchstens mit ernster Mißbilligung gesagt: „Wissen Sie nicht, daß man ohne Hut den Sonnenstich kriegt!", denn er vertritt dann immer den ursprünglichen und werklichen Sinn, nicht die zünftige Seite der Sache; auf den vernichteten Hut aber hätte er sich überhaupt nicht eingelassen; das hat er nicht gesehen!

Auch beim Balkenlochen fällt jeder Stift einmal herein. Da schlägts 12 Uhr und mit dem letzten Schlag — diese Regel hat er bald heraus — treibt er sein Stemmeisen in das halbfertige Loch. Das sieht ein Geselle und schlägt es zornig mit der nächsten Axt heraus, wobei er dann nicht dafür kann, daß er den Lehrbuben, der auf dem Balken steht und diesem Beginnen erstaunt zu sieht, zugleich so an die Füße trifft, daß er Hals über Kopf in das nächste Balkenfach hinabstürzt! Denn ein also steckengebliebenes Stemmeisen wirkt auf den Zimmermann wie ein rotes Tuch auf einen Stier. Es wirkt auf ihn viel stärker als etwa auf den vollendeten Gesellschaftsmenschen der in der Tasse stehen gelassene Teelöffel, oder das Messer am Mund des noch nicht die Sonnenhöhe der Bildung ganz emporgeklommenen Audeuropäers, denn der zwecklos stehende Teelöffel und das steckende Stemmeisen ist in seiner ursächlichen Wirkung genau dasselbe; sie wirken beide auf das Schönheits- und Anstandsgefühl derer, die das sehen, nur mit dem Unterschied, daß es der eine: guter Anstand, und der andre: zünftig nennt, was aber, weil es das ist, was sich geziemt, wieder dasselbe ist!

Das Zünftige ist der gute Anstand, die Bildung des Zimmerplatzes, und das Handwerk und das Volk überhaupt hat in seiner Art mindestens ebensoviele, sehr wahrscheinlich aber viel mehr äußere Anstandsregeln und sogar Fragen des inneren Feingefühls als die verfeinert Gebildeten. Diese guten Sitten und Anstandsregeln sind hier nur wieder anders wie dort, sind weniger in erstarrte, hohle Formen und Formeln gepreßt, sind ursprünglicher, sinniger und frei von sinnlosen und wesenlosen Beeinflussungen des Auslands.

Jene, die tief auf einen Mann aus dem Volk herabsehen, weil er gerade die Formen, in denen ihre Gesellschaftsklasse sich bewegt, nicht kennt, müssen wissen, daß sie bei ihren Berührungen mit dem Volk ganz bestimmt sich viel öfter Verstöße gegen dessen Anstandsauffassungen und Feingefühle zu Schulden kommen lassen, als umgekehrt, und trotz ihrer Welt- und Wissensbildung oft vom Volk als ungehobelt, ungebildet, ja als gewöhnlich und gemein angesehen werden. Das Volk, insbesondre der heute von unserm höheren Schuldrill in so weitem geistigen Abstand von ihm empfundene Handwerkerstand, und auch der Bauernstand, sind trotz ihrer rauheren Außenseite sehr feinfühlig, und stehen tatsächlich nicht nur an wirklich guten Sitten, die einen Sinn haben, sondern auch an Herzensbildung häufig über denen, die über sie wegsehen.

Wenn der Stift, der das Stemmeisen stecken ließ, ein Baubeflissener ist, schlägt es der Zimmergeselle — so er nicht gerade ganz schlecht aufgelegt ist —, nicht heraus, sondern hängt stumm aber mit Affenschnelle seinen gewichtigen schwarzen Hut darüber. Damit trifft er zwei Mücken auf einen Schlag: Einmal sieht er nun das Ärgernis nicht mehr, und das andremal — und das ist die Hauptsache — bedeutet der aufgehängte Hut, daß das einen Liter Bier kostet! Das ist ein alter zünftiger Brauch, dem von dem Betroffenen, der auch einmal ein schlapper Gesell, oder einer vom Land, kurz gesagt ein Remp[1], ein Ungezogener sein kann, auch meist ohne Bedenken nachgegeben wird. Wenn aber mal das Geld einen, der es lieber selber vertrinken würde, „fuchst“, und er sich hinauszureden versucht, vielleicht damit, daß er sagt, er habe nur eine Prise nehmen wollen, spricht sein Gegner bloß so laut, daß alle aufmerksam werden: „da hängt der Hut!“ und der schlechte Zimmermann greift nun, um weiteres Aufsehen zu vermeiden, in die Tasche, und läßt den Buben eine Liesel holen, die er dann antrinken darf.

Die, welche trotzdem hartnäckig bleiben und den „Geldbeutel zuklemmen“, kommen schlecht weg. Auch wenn sie das Stemmeisen nicht stecken lassen, wird es ihnen gelegentlich so tief in den Balken hineingetrieben, daß sie es herausstemmen und dem Balken dabei das „Kreuz brechen“ müssen, was natürlich zu einer lebhaften Auseinandersetzung mit dem Palier führt, der sich ja nicht etwa an die eigentlichen Urheber des Schadens hält, sondern ganz und gar an den übertiefen Stemmer. Das Verfahren der andern sieht er für berechtigt und selbstverständlich an, es ist so zünftig!

[1] Bedeutet Rüpel, ungehobelter, unzünftiger Mensch.

Auch die Zimmersäge darf nicht im Sägenschnitt stehen bleiben und muß herausgenommen werden, wenn man ihn nicht beendet. Ihr Stehenlassen ist nicht nur unzünftig, sondern auch ausgesprochen faul, und das wird der ursprüngliche Sinn dieses Brauchtums sein!

Wer sich dagegen vergeht, dem wird die Säge durch das Blatt hindurch festgenagelt, oder auch versteckt vor den zu vollendenden Schnitt ein Nagel geschlagen, so daß der Remp nachher zu seinem Erstaunen in frischbeschlagenem Holz auf einmal in Eisen sägt und das zuerst durchaus nicht begreifen kann, aber hernach nicht wenig über die „Lumpen" flucht, die das getan haben. Denn er muß jetzt die Säge frisch feilen. Der Täter aber lacht sich vergnügt ins Fäustchen, und niemand weiß, wer es war.

Insbesondre auch das „Balkenlochen" gibt immer und überall Gelegenheit, den Stift zu ziehen. Keinem ist das gestemmte Loch sauber genug, und jeder sieht hier die günstigste Gelegenheit, seinen Witz leuchten zu lassen, oder, wo dieser fehlt, die immer sich gleichbleibenden, stehenden Redensarten anzuwenden. Wo noch eine Zwerart, ein Seltentreffer vorhanden ist, zeigt dabei ein Alter immer sehr gerne seine Kunst in ihrer Anwendung und schimpft, wenn er daneben haut, über das Helm, das nicht mehr in die Hand laufe, weil seit 14 Tag keine Spucke dran gekommen sei; er selbst ist da niemals schuldig und hat früher das kleinste Loch mit der Zwerart gemacht, und auch nie nur einen Millimeter daneben gehauen!

Der Stift sieht also mit Wohlgefallen sein frisch gestemmtes Loch an. Da tritt einer herzu und sagt: „Das sieht ja grad aus als hätten's die Mäus' rausg'fressen!"; und weil es etwas groß geriet, meint ein zweiter: „da braucht man keinen Zapfen mehr, da kann man den ganzen Pfosten neinstellen!" Jetzt wird aber auch der Kamerad aufmerksam, kommt langsam mit unheimlicher Freundlichkeit: heran, und sagt „Gelt, das hat ein Elefant neintreten! Wo ist denn der herkommen?" Dabei zieht er aber den Stift mit großer Fertigkeit an den Ohren hin und her, damit er buchstäblich gezogen sei. Es ist nämlich ein altes zünftiges Verlangen, daß ein Zapfen „stramm" im Loch sitzen, d. h. es völlig ausfüllen soll, und es gibt heute noch Zimmermeister, die Leute, welche das nicht einhalten, entlassen.

Ein fester Brauch ist es auch, den Stift in den April zu schicken. Man gibt ihm da irgend einen Unsinn auf dem Büro auszurichten auf, wie z. B.: die Pferde hätten in der Nacht die Mauke auf der Zunge bekommen, man solle schnell den Tierarzt bestellen, sonst verrecken sie!

oder: ob die Dielen hochkantig aufgehölzelt werden sollen, oder den breiten Weg! oder: man solle ihm neue Gräte für die Gratsparren mitgeben, die alten habe der Regen runtergeschwemmt; aber womöglich gußeiserne! usw.

Mit solchen wichtigen Aufträgen werden mit Vorliebe auch ganz neu eingetretene Baubeflissene, die natürlich keine Ahnung von Pferden und Sparrengräten haben, bedacht. Der junge Mann, der zu seinem Vorteil vielleicht bloß ein unbefangenes Gemüt hat und oft gescheiter ist als der geriebene Jüngling, der sich solche Bären nicht aufbinden läßt, der kurzum einfach noch Schlichtgläubige, der eben in seinem natürlichen Anstandsgefühl den ernsten Zimmerleuten eine solche Dummheit überhaupt nicht zutraut und über seinen Auftrag nicht nachdenkt, wird dann natürlich auf der Schreibstube sehr mitleidig aufgenommen und zieht nachher schwer bedrückt durch seine Einfalt ab.

An Lehrbuben vom Land wird an der Fastnacht das befehlende Wort gerichtet: „Geh einmal zum Buchhalter nüber aufs Büro und hol den Syruphobel, aber gleich!“ Der Lehrling, der noch nie etwas von Syrup hörte, folgt natürlich der Anweisung und erhält von dem verständnisinnigen Verwalter des Handwerkzeugs irgend ein altes Gerümpel, einen ausgedienten Kessel oder auch einen Stein, schön zugebunden in einem Sack. Mit Lachen wird der Bub dann auf dem Platz empfangen und sein Auftraggeber droht: „Machst’ daß zum Teufel kommst!“ Oder aber nimmt er ihm listig den Sack ab, öffnet ihn, und stülpt ihm den ganzen Inhalt über den Kopf, „daß es da ein bißchen anbockelt und die fünf Sinne lebig werden!“

Man wird bei diesen Beispielen immer mehr bemerken, wie der Lehrbub richtig und mit Kunst geplagt und geschuhriegelt wird, wie die Gesellen hoch erhaben, fast in Allmächtigkeit vor ihm dastehen. Und in der Tat, kein kleiner Beamter kann das Wort Exzellenz mit größerer Hochachtung aussprechen als der Lehrling sein Geselle, unendlich groß ist der Abstand von ihnen, und mit geradezu geziemender Ehrfurcht bewegt sich der Stift gegen diese Gipfel der Zimmermannswelt. Kein Student schweigt mehr in Ehrfurcht vor seinem erhabenen Lehrer, kein wohlerzogener Sohn benimmt sich achtungsvoller gegen seinen Vater als der Lehrjunge gegen die Gesellen. Allerdings nicht etwa aus purer Liebe, sondern auch aus einem starken Muß heraus.

Er muß für die Gesellen stets zu jedem Dienst bereit sein, wie wir bereits hörten, muß der erste und letzte auf dem Platze sein und die Zimmersägen, Schnürtröge usw. morgens herrichten und abends wieder auf-

bewahren. Er muß, wenn er den Arbeitsanfang erwartend auf dem Reißboden steht, den Ankommenden zuerst den Gruß bieten und sogar im Arbeiten überall den Abstand bezeichnen, den er vom Gesellen einnimmt. Wenn z. B. der Gesell bei einem langen, schrägen Schifterschnitt bloß mit einer Hand sägt, darf er das ja nicht nachmachen und wenn er den Krampf kriegte. Stets muß er beide Hände am Sägengriff haben und voll ausziehen! Tut er das nicht, dann zeigt ihm der Gesell die Säge und sagt unbefangen: „Die hintern Zähne da schneiden auch!“ Dann ist es höchste Zeit zu zeigen, daß er begriffen hat, daß auch diese Zähne nicht umsonst gefeilt sind!

Läßt einmal ein bequemer Geselle einem Lehrling eine Unehrerbietigkeit hinaus, dann mischen sich die andern drein. Beispiele kennzeichnen das am besten: Ein Stift putzte einmal mit der Stoßaxt ein Zapfenloch aus, das ein Geselle gestemmt hatte, der geschwind weggerufen wurde. Er kehrte aber gleich wieder zurück und sagte barsch: „Was machst da?“ „Mauslöcher auskratzen!“ war die nach dem oft gehörten, geflügelten Wort folgerichtig gegebene Antwort, die nicht böse gemeint, aber sehr böse aufgenommen wurde. Die ganze Gesellenschaft fühlte sich angegriffen, und trotzdem der unbedacht Gefoppte nur ein Junggeselle und der Spaßmacher ein Baubeflissener war, wäre der „nasse Stift“ vielleicht weniger von dem fast gleichaltrigen Beleidigten, als von den andern Gesellen ein wenig „abgestäubt“ worden, wenn nicht eben der Palier in der Nähe gewesen wäre. Nachher konnte er sich mit einem Doppelliter Bier von dem Vergehen loskaufen, was dann als vollständige Sühne angesehen wird. Das ist genau wie zu unsrer Urväter Zeiten; wie Tacitus in seiner Germania berichtet, konnte sogar bei Totschlag eine Geldbuße die Schuld ablösen, welcher nüchterne aber vernünftige Zug die Ausartungen der romanischen Blutrache bei uns verhinderte. Niemals wird auf dem Zimmerplatz etwas nachgetragen, das mit Bier ausgelöscht wurde.

Aber es geht nicht immer so glimpflich ab, und von dem handwerklichen Lehrling wird natürlich überhaupt keine Ablösung verlangt. Es gibt Fälle, wo der Stift selbst wegen unbeabsichtigter Versehen schwer mißhandelt wird. Bei unsauber Veranlagten artet eben der zünftige Trieb des Lehrlingerziehens leicht in Roheit und Quälerei aus. Aber eben da zeigt es sich dann, daß der Zimmermann im allgemeinen gerecht ist und ein Herz auch für den Lehrling hat. Wir möchten hier noch ein ausführliches Beispiel anführen, aus dem zugleich deutlich zu ersehen ist, daß auch bei den „Vogtländern“, den nichtfremden Zimmerleuten,

die alten Überlieferungen der Gerichtsbarkeit der Fremdenbrüderschaften noch nicht ganz ausgestorben sind.

Ein Lehrling mußte mit einem Gesellen das Dach auflatten. Der Geselle war ein wüster, roher Mensch, der auch bei seinen Arbeitsgenossen in schlechtem Ansehen stand, weil er abstoßend, eigenmächtig und „verstohlen" war. Damit die Latten, wenn sie zersprungen sind, beim Draufstehen des Dachdeckers und Zimmermanns nicht durchbrechen, was zu einem Absturz führen kann, müssen sie näher der unteren Kante genagelt werden, so daß oben noch „Holz stehen bleibt". Der Stift brachte das aber mit seiner kleinen Hand, die Latte und Nagel zugleich halten sollte, einfach nicht fertig. Da schlug ihn der Rohling mit den Worten: „Ist das im unteren Drittel genagelt?" in voller Wut schwer mit der Faust ins Genick. Der Stift stürzte sofort kopfüber zwischen den Sparren hinab und fiel durch aufgelattete Stockgebälke, die er durchschlug, acht Meter hoch hinab. Er trug einen Netzbruch davon, konnte aber weiterarbeiten. Zu Hause sagte er nichts, weil er seinen Vater fürchtete, der ihm dazu noch Hiebe gegeben hätte, weil er nur ungern und mit völliger Ablehnung jeder Verantwortung seine Zustimmung zu der Zimmermannslehre gegeben hatte. Aber auf dem Zimmerplatz sickerte die Sache durch.

Einige Zeit nachher half derselbe, im ersten Jahr stehende Lehrling demselben Gesellen beim Anfertigen einer schweren Kellertüre. Der Stift mußte die Türe halten, daß sie nicht rutschte, aber der tückische Teufel legte sich absichtlich so mit seinem ganzen Gewicht darauf, daß sie dem noch schwächlichen Buben schwer auf die Füße fiel. Er konnte nicht mehr gehen und mußte mit dem Zimmerkarren auf den Platz gefahren werden.

Nun war aber das Maß des „Lehrbubenschinders" voll. Es war gerade ein Samstag und Zahltag. Da sind die Zimmerleute immer aufgeräumt und alten Zaubers von „Handwerksbrauch und Gewohnheit" voll. Verschollene Klänge des Blutes stehen wieder auf.

Der Stift wurde auf dem Reißboden, wo die ganze etwa 40 Köpfe starke Mannschaft versammelt war, ausgefragt, und dann kurz zum Gericht geschritten. Wortlos, in eiskaltem Grimm ging der 2 Meter lange Mauch, genannt Mostmauch, auf den Angeklagten los, packte ihn „bei Kopf und Wassersack", und schmiß ihn auf die Hobelbank, auf der er ihm den Kopf so lange aufstieß, „bis er das Maul hielt!" Dann traten zwei andere „Starke" heran, und ließen ihn „plotzen", d. h. hoben ihn hoch und prellten ihn wieder herab. Erst als das Blut aus Mund und

Nase kam, und der Gemaßregelte bloß noch leise wimmerte, ließen sie von ihm ab.

Das sieht sehr roh aus, wurde von den Zimmerleuten aber nur als gerecht empfunden. Sie richten und „verhauen" eben selten, aber wenn es einmal so weit ist, dann ists auch kein Spaß, sondern blutiger Ernst, buchstäblich! weil es eben, wie wir sahen, ohne Blut selten dabei abgeht!

Bemerkenswert an diesem Vorfall ist, daß dieser Stift ein junger Mann war, der auf eine Bauschule wollte und nur eine vollständige 3 jährige Lehre mitmachen mußte, weil der betreffende Bau- und Lehrmeister das für das Baufach für notwendig hielt, und nur unter dieser Bedingung nicht etwa „Praktikanten", sondern bloß volle Lehrlinge annahm. Es wurde also dieser angehende Baubeflissene in völlig unseitiger, gerecht denkender Weise von den Zimmerleuten geschützt, so gut wie ein zimmermännischer Lehrling.

Dabei fallen uns sofort die die Strafe vollziehenden 3 Mann in die Augen, genau wie einst in den Gesellenverbänden, und wohl ohne daß diese Regeln hier bekannt gewesen wären. Es liegt eben das bei den Zimmerleuten noch alles im Blut.

Der betreffende Mann wurde dann schwarz gemacht, d. h. er mußte sofort das Geschirr abgeben und durfte in Feuerbach bei Stuttgart, wo sich das zutrug, nirgends mehr einstehen, was dadurch erreicht wurde, daß man die Paliere benachrichtigte. Er bekam, um dieses zimmermännische Lebensbild zu vollenden, auch sonst keine Arbeit mehr und ging dann als Soldat nach Deutschsüdwestafrika, wo er im Hererokriege fiel.

Wir ersehen hieraus, daß das einstige Schwarzmachen auch heute noch immer wieder vorkommt. Und es geschieht das dann nicht im gewerkschaftlichen, sondern in durchaus zünftigem Sinn!

Nach überstandener Lehrzeit wird der Lehrling Junggeselle und behielt im alten Staat diese Bezeichnung bis zu seiner Rekrutenzeit, also etwa bis zu seinem 20. Jahr. Erst wenn er vom „deutschen Kommiß" kam, wurde er als voller Geselle angesehen. Das wird so ähnlich auch ohne Soldatenzeit weiterbestehen.

Die Junggesellen sind nun im Überschwang ihrer neuen Würde sehr oft die, welche den Lehrbuben am meisten quälen und hudeln. Das mißbilligen dann häufig die Alten und stärken dem älteren Jungen das Rückgrat, indem sie, ihn an der Ehre anfaßend, sagen: „Ein Bub im dritten Jahr darf sich nimmer alles gefallen lassen!" Im Stillen fügen sie hinzu: besonders nicht von solchen Kerlen, die selber noch halbe Buben

sind. Aber über die Lippen kommt es ihnen nicht, das wäre gegen die allgemeine Gesellenwürde.

Es ist nämlich ein großer Unterschied, ob einer ein „nasser" Stift ist, oder ob er schon ein wenig „trocken hinter den Ohren" ist! Der Bub im dritten Jahr ist schon ziemlich trocken, er zählt in der Arbeit schon ganz zu den Junggesellen, und während die Alten und die jüngeren Lehrbuben beim Aufschlagen unten beim Holzeinpacken und Aufziehen sind, heißt's bei dem dreijährigen: „hoch in die Lüfte steigt der Adler!" Er muß auf die Fluggerüste, die Kehlgebälkspfosten und Firstpfetten hinauf: „da lernt er das Klemmzüge-machen umsonst, braucht in keinen Turnverein mehr eintreten, und kann höchstens das Genick brechen", wie ihm wohlwollend versichert wird.

So streng der Stift im allgemeinen behandelt wird, hat er doch auch seine Rechte. Er darf z. B. den Maien „kaufen", der auf ein neues Haus gesetzt wird, und bekam hierzu vor dem Krieg 5 Mark. Diese steckt er dann ein, kauft sich dafür einen Stempel mit seinem Namen und Beruf — Fritz Barth, Zimmermann — was ein Lehrbub im dritten Jahr für seine angehende Gesellenhaftigkeit für notwendig erachtet, und haut dann im freien Wald eine schöne junge Birke. Niemand hat jemals einen Zweifel, daß er den Maien mit dem „Handballen links" kaufte!

Wenn einer seinen Einstand bezahlt, muß der Stift das Bier holen, gewöhnlich jedem eine Flasche, und hernach wieder die Flaschen sammeln und zurückbringen. Er selbst bekommt nur ein Halbliterfläschchen, es muß ein Abstand von den Gesellen da sein, erhält jedoch für das Bier-holen nochmals ein Fläschchen, also zusammen zwei, so daß er sich besser stellt, als die Gesellen! Alles ist hier weislich und sachlich geordnet und verteilt.

Der schönste Tag des Soldaten im alten Reich war der Entlassungstag, und der schönste Tag im Leben des Lehrlings ist der Tag, an dem er sein Gesellenstück gemacht hat. Da strahlt der Himmel noch einmal so blau als sonst, alle Vögel singen, sogar die Spatzen, alle Menschen lachen und die Wolken reisen am Himmel hin so lustig, fröhlich und frei, als wollten sie es zeigen, wie schön das Wandern ist, das nun bald beginnt. Denn jeder richtige Junggeselle „tippelt" nun mindestens in eine andre große Stadt. Frei, frei ist er! frei von allem Zwang, er ist nun Geselle! Geselle, welches Wort! und kann gehen, wohin er will, und die Welt steht ihm offen mit all ihrer leuchtenden Pracht; und er wird sich noch irgendwo und irgendwann ein Königreich erobern, da hat er gar keinen Zweifel.

Am andern Tag kommt er mit einem seltenen Wohlgefühl auf den Platz. Geselle! Und wie man sich zum Vesper niedersetzt, bleibt der Sprecher des Platzes stehen und hält eine kleine, aber gediegene Ansprache etwa des Inhalts, daß, wie allgemein bekannt sei, der Fritzle, der gestern sein Gesellenstück gemacht, einen Schädel gehabt habe, auf dem man eine Diele hätte auseinander hauen können. Aber für Dummheit sei ein Kraut gewachsen, das heiße Hiebe. An denen hätte man nicht gespart, und nun sei aus diesem kleinen Krautsch..., der da vor drei Jahren auf den Platz gekommen sei, auf einmal so ein Kerle geworden. Man habe ihn letzten Sonntag schon mit einem „Mensch" gesehen! Aber er solle jetzt ja nicht den Größenwahn kriegen und Kinder machen und übermorgen heiraten — hier lacht alles laut hinaus — sonst schlage er ihm das Kreuz ab. Zuerst werde gereist, aber nicht bloß bis Böblingen! Er solle ja vor zwei Jahren nicht wieder nach Stuttgart kommen. — Aber was er noch hätte sagen wollen: heute sei sein Ehrentag — dabei lupft er den Hut — heute schaffe er zum ersten Mal als Geselle, und er werde wissen, was das heiße. Das heiße ein Kerle sein, der keinen Teufel nicht fürchtet. Das heiße sofort sich in den Verband einschreiben lassen. Und jetzt dürfe er keinem mehr ein Bier holen, dürfe dagegen schnupfen, schicken und rauchen, und könne selber einen Stift fortschicken. Von jetzt an sei er ein Zimmergesell und bleibe er ein Zimmergesell. „Fritz Barth, ich taufe dich!" Mit diesen Worten erhebt er seine Flasche Bier und — zerschellt sie nicht etwa irgendwo, wie man das bei den Schiffstaufen so macht, sondern trinkt sie aus, denn er sieht nicht ein, daß das herrliche Naß nicht ebensogut in seiner Kehle hinunterlaufen könne, als etwa an einer Wand hinab.

Der neue Junggeselle fühlt sich nun hoch geehrt, zieht den Beutel und läßt mit höchstem Stolz den Lehrbuben eine Lage Bier holen, sofern das, welches die Beizerin mitbrachte, nicht reicht.

Damit haben wir nun des Lehrlings Freuden und Leiden erschöpft und wollen wieder zu unsren Gesellen zurückkehren.

Der Ein- und Ausstand, d. h. das Bezahlen von Bier beim Einstehen und Abgehen, war ein zünftiger Brauch. Der Einstand wird, wie wir vorhin sahen, auch jetzt noch sehr häufig, auf manchen Plätzen regelmäßig verlangt, und gewöhnlich am Zahltag, wo alles da ist, gezahlt.

Der Ausstand jedoch wird nicht mehr, oder höchstens noch in engstem Kameradenkreise, z. B. von den Fremden unter sich, gehalten. Wenn aber vor dem Krieg der Junggeselle als Rekrut eingezogen wurde, dann zahlte der angehende „stolze" Pionier gewöhnlich der ganzen Platz-

mannschaft, entweder beim Vesper in Flaschen, oder abends mit einem Faß Bier, seinen Ausstand. Dafür wurden ihm dann die Abzeichen seiner Ehrenzeit, die Rekrutenbändel gekauft.

Ehrentage werden überhaupt gern gefeiert. Z. B. der Geburtstag! Und diese Feier ist dann viel großartiger und feierlicher als bei irgendwelchen Stützen der Gesellschaft. Wenn da irgend ein großer Mann Geburtstag hat, dann versammelt sich wohl eine Tafelrunde um ihn und läßt ihn leben. Sie stoßen mit den Gläsern an und rufen hoch, aber daß der Gefeierte dadurch jemals höher geworden wäre, hat noch nie jemand bemerkt. Solche leeren Reden und Rufe können die Zimmerleute nicht leiden, und sie schreien daher nicht lange hoch, sondern ziehen hoch, lassen das Geburtstagskind dadurch im vollen Wortsinn hoch und höher leben, daß sie es 15 Meter hoch in die Luft erheben! Wenn es sich nämlich beim Aufschlagen eines Dachstockes herausstellt, daß einer Geburtstag hat, wird er trotz allen lachenden Sichsträubens im Siegeszug an den Aufzug geführt, dort auf einen Pack Holz gestellt und mit Hallo hochgezogen, so daß er also nachher ganz ohne Zweifel vier oder fünf Stockwerke höher schwebt und lebt als vorher. Man läßt ihn dann eine Weile hoch unter der Rolle oben hängen und zappeln, und zieht ihn dann nach einigen feuchten Verhandlungen lachend herein, worauf es am Abend ein Faß Bier zu trinken gibt. Kein Fürst wird an seinem Ehrentag mehr so erhoben, und das ist nichts andres als ein Nachklang des alten germanischen Brauches, die Heerkönige auf den Schild zu erheben und so ihre Erhabenheit sinnbildlich darzustellen.

Ein ganz besonderer Tag ist auch der Zahltag des Zimmermanns. Da versammelt sich alles auf dem Reißboden, im Hof, oder wo sonst das Geld ausgegeben wird; es werden Späße gemacht, helles Lachen schlägt dann und wann auf, wenn sich ein Gefoppter eine Blöße gibt, und auf allen Gesichtern liegt ein Lächeln der Zufriedenheit. Die Sonne geht heute ganz anders hinab als sonst, viel schöner, viel goldener; es ist Samstag und der Woche Last und Hitze liegt dahinter. Dagegen wirft der Sonntag schon einen rosigen Vorschein herein, der Sonntag, der köstliche, strahlende Sonntag, an dem man einmal im Bett liegen bleiben darf, frische Wäsche und saubere Kleider anzieht, und trinken, trinken kann, soviel man will. Denn am Sonntag wird da nicht zurückgehalten!

Aber es gibt doch auch Zimmerleute, die selbst am Samstag nur eine gewisse Galgenlaune aufbringen. Das sind jene, die die Woche über so viel Vorschuß genommen haben, daß sie's für am besten halten, das, was jetzt noch ausgezahlt wird, an demselben Abend zu „versaufen".

Sie kommen dann am Montag schon wieder um „Schuß“ und so setzt sich dieses Flut- und Ebbespiel ewig fort. Sie kommen nie zu einem richtigen Geldempfang, sie sind der Sklave ihres Durstes und würden Kittel und Hut vertrinken, wenn sie ihnen jemand abnähme. Wir kannten einen, der warf schließlich, wenn er alles „versoffen“ hatte, den leeren Geldbeutel und die leere Schnupftabaksdose in den Bach und hätte dem noch Rock und Weste und Hut nachgesandt, wenn man ihn nicht abgehalten hätte. Auch wieder alte germanische Erbübel aus des Tacitus Germania, wo sie im Würfelspiel zuletzt ihre eigene Freiheit hingaben.

Wenn die Axt der Wirbel der Zimmerei, des ganzen Zimmerhandwerks ist, so sind die Balken das Rückgrat des Zimmerwerks. Man findet in baulichen Erzählungen und Beschreibungen von Unberufenen fast regelmäßig, daß von allem Holzwerk, das da auftritt, als Balken oder Bälkchen gesprochen wird. Das ist aber falsch, ebenso falsch, als würde man für eine Wand, die ja frisch geweißt genau aussieht wie eine Decke, Plafond sagen. Ein Pfosten ist ein Pfosten, ist ein senkrechtes Holz, ein Wandholz, und ein Balken ist ein Balken, ist stets ein wagrechtes, deckenbildendes Holz. Man kann ruhig von allem Holzwerk im Haus, das man nicht kennt, einfach als Holz sprechen — aber niemals ist ein Pfosten, eine Pfette, ein Riegel usw. ein Bälkchen! Ein Balken ist hingegen eine solch gewichtige Persönlichkeit, daß er nie allgemein als Holz bezeichnet, sondern stets mit seinem Ehrennamen Balken angeredet wird.

Die Balken sind ganz schwere, gewichtige Herren, die sich nicht von jedem drehen und wenden lassen. Sie wollen behandelt sein, wie alle großen Herren, und es hat sich deshalb im jahrhundertlangen Umgang mit ihnen ein Brauchtum herausgebildet, das nach wie vor in vollem Leben steht, und solange es Balken gibt, auch nie erlöschen wird.

Wegen ihrer meist bedeutenden Schwere können die Balken nur bewegt werden, wenn man sie zu gleicher Zeit mit gesammelten Kräften anfaßt, und es haben sich daher in der Bezwingung dieser gefährlichen und schweren Arbeiten Rufe — zu deutsch Kommandos — herausgebildet, die sich aber die Zimmerleute selbst geben. Da braucht es keinen Kommandeur, keinen Palier, in allen Abtönungen, je nach der Wichtigkeit und Schwere der Arbeit erklingen von jedem einzelnen in singendem Einklang mit den andern diese Befehlsrufe. Sie sind unentbehrlich, da sie die gegenseitige Fühlung aufrecht erhalten müssen, und wo diese Fühlung fehlt, können schwere Unglücksfälle entstehen. Es wird auch

trotz alledem immer wieder einmal einem der Fuß zermalmt, oder der Kopf abgeworfen.

Der Balken wird vor allem immer zuerst hinten aufgenommen. Wenn ein Stift, der zufällig vorne steht, zuerst aufnehmen will, belehrt ihn sein Kamerad über Handwerksbrauch und Gewohnheit mit den Worten: „Hinten steht der Ochs zuerst auf!" Bei größeren Balken tragen an jedem Ende 2—4 Mann. Sie werden also zuerst am einen Ende aufgenommen, wozu der langgedehnte Ruf erklingt: „Hoch — — auf!" oder kürzer auch bloß: „Auf!" — Ist man nun mit dem schön behauenen oder gesägten Waldriesen an Ort und Stelle angelangt, z. B. am Werksatz, heißts: „Raus, was rechts ist!" Das schreit dann der Älteste allein. Hierauf wieder gemeinsam: „Hoh — — hopp!" und der Balken fliegt krachend herab. Das erste Wort dieser Rufe ist dabei immer das Ankündigungszeichen, das Zweite zeigt die Ausführung an.

Nun muß der Balken noch an seinen Platz geschoben werden, was mit dem bereits gehörten, oftmaligen Ruf: „Hoh — — ruck!" geschieht. Bei kürzeren Stücken, an denen bloß zweie stehen, schreit der eine: „Holz her!" und der andre: „Holz hin!", oder auch gemeinsam: „Ruck ab!" Wenn's beim erstmaligen Rücken und Ziehen nicht geht, heißts manchmal spaßhaft: „Holz, komm von selber!"

Umgekantet wird der Balken mit dem gemeinsamen, hier wieder abgehackten Ruf: „Kant — — um!" Folgt er dieser bestimmten Aufforderung nicht, wird man höflicher und es ruft dann wohl einer mit einiger Galgenlaune, denn „der Blitz macht schon schwer warm", auf hochdeutsch: „Kant dich, liebes Hölzlein!"

Wir finden in einem späteren Abschnitt noch weitere derartige witzige Rufe, und besonders bei Standenbäumen, die noch größere Herren als die Balken und richtige Riesen sind, ertönen Späßlein wie: „Wenn's eine Zigarr wär, täten wir sie ins Maul stecken und rauchen!"

Diese Rufe beim Balkentragen sind nur handwerkliche Gewohnheiten. Ein richtiger zünftiger Brauch ist dagegen wieder das „Schnüren", worunter aber nicht das Balkenschnüren, sondern das Schnüren von „Herren" zu verstehen ist. Es ist heute wohl selten geworden, kommt aber unter gewissen Bedingungen, bei gutem Wetter, allgemein guter Laune und Zufriedenheit, immer wieder vor.

Das Schnüren hat seinen Ursprung in der einstigen Geheimtuerei des Handwerks, in der Abgeschlossenheit des Zimmerplatzes, den kein Unberufener betreten durfte, damit seine Künste nicht verraten würden. Es hat sich hauptsächlich durch den Durst der Zimmerleute erhalten.

Vor den ahnungslos hereingetretenen und vielleicht neugierig zuschauenden Fremden treten plötzlich zwei Zimmergesellen mit der Schnür- oder Senkelschnur — je nachdem, ob man auf dem Zimmerplatz oder am Bau ist — und sagen, ihm so den Ausweg versperrend: „Ich schnür den Herrn mit dem Lot!" Öffnet der Herr nun nach so höflich als ein Schwabe das vermag, gegebener Erklärung, was das zu bedeuten hat, nicht den Beutel, tritt selbsttätig, und womöglich vom spaßigen Pfiff der Art begleitet, der Reim dazu:

Wenn er nichts zahlt, dann schlagen wir ihn tot!

Oder das etwas mehr erläuternde, und doch nicht viel höflichere Wort:

Die Schnur ist gerissen,
Der Herr ist beschissen
Und wird zum Platz hinausgeschmissen!

Jetzt ist's aber höchste Zeit, doch noch in die Tasche zu langen und den Zimmergesellen wenigstens ein Doppelliter Bier kommen zu lassen. Geschieht das nicht, muß der Platz wohl oder übel unter dem Gelächter der Zimmerleute verlassen werden. — Dieser Spruch ist hauptsächlich bei den fremden Zimmergesellen im Schwung. Es gibt aber noch mehrere.

Wenn auch handwerkliche Geheimnisse nicht mehr gewahrt zu werden brauchen, so können die Zimmerleute doch durchaus nicht das Zuschauen bei der Arbeit leiden. Sie empfinden das als naseweis, und haben das Gefühl, man wolle sie beobachten, man wolle ihren Fleiß und ihre Fertigkeit prüfen, ihnen etwas abstehlen. Die altzünftige Abgeschlossenheit wirkt da immerhin noch deutlich nach.

Besonders der Bauherr glaubt manchmal das ganz besondere Recht zu haben, ausdauernd zusehen zu dürfen, und damit vielleicht auch den Bau ein bißchen zu beschleunigen. Aber er täuscht sich, er verringert die Arbeit höchstens, denn die Zimmerleute lassen sich nicht antreiben. Sie werfen nur dann und wann einen schiefen Blick auf den unberufenen Aufseher und tun hie und da einen derben lauten Ausruf, der ihm gilt und ihn verscheuchen soll, aber meist nicht verstanden wird, da es geldschwere Persönlichkeiten gewöhnlich überhaupt nicht für möglich halten, daß Zimmerleute zu ihnen anders aufblicken als mit geziemender Hochachtung.

Immer noch bleibt der Herr stehen und guckt zu. Da fällt einem gerissenen Zünftler das alte Platzrecht wieder ein, und er besinnt sich eine Weile auf den Spruch, den er noch von seinem Vater her hat, der auch Zimmermann war. Er hat ihn schon lange nicht mehr getan und muß

ihn erst im Stillen proben. Aber er geht! Und er streicht vergnügt den Schnurrbart: solch ein günstiger Fall, wo der Bauherr auf den Platz kommt, ist selten, das muß unbedingt ausgenützt werden! Denn sein Spruch wird nur bei ganz gewichtigen Persönlichkeiten angewandt, wo sich diese Feierlichkeit auch lohnt. Aber das trifft hier zu, der Bauherr kann zahlen und nachher verschwinden! Zwei Mücken auf einen Schlag! Und nachdem diese Erwägungen blitzschnell sein Hirn gekreuzt haben, sagt er mit großer Ruhe und Bedächtigkeit zu seinem Kameraden: „Christian, hol auch einmal den Schnürtrog! Wir brauchen kein Licht zum Schaffen!"

Der Christian hat sofort begriffen, holt eilends den Schnürtrog, die Schnur wird ausgezogen, in feierlichen Kreisen der Verblüffte rasch damit umwunden, und dann mit rauhen Kehllauten der alte schwäbische Schnürspruch getan:

> Mit Gunst und Erlaubnis! Sie sind geschnürt,
> Weil Sie uns bei der Arbeit haben vexiert!
> Wir schnüren Fürsten und Grafen,
> Und trinken stets, wenn wir nicht schlafen!
> Drum wollen wir Sie bitten um ein Bier oder Branntewein,
> Dann wollen wir zufrieden sein,
> Und Sie können wieder gehen zum Schätzelein,
> Oder zu Ihrer Hausfrau heim!

Die ganze Platzmannschaft hat die Köpfe erhoben und dem uralten zünftigen Recht zugesehen. Mancher hat das überhaupt noch nie erlebt in dieser Spruchform, und es ist ein feierlicher Augenblick, der alle Zimmermannsherzen erhebt. Auch der Bauherr fühlt die Bedeutung dieser Stunde und greift halb verlegen, halb geschmeichelt in die Tasche. „Na!" denkt er, „zum Schätzlein! Das ist nicht schlecht! Wenn das meine Frau wüßte!" Aber das Wort hat ihn wie junger Märzenwind ergriffen, und wenn er sonst auch nicht besonders vom Geben eingenommen ist, so wird er nun doch das erste Mal in seinem Leben groß, stemmt den Daumen in seine goldene Uhrkette und sagt mit geradezu vernichtender Würde: „Laßt los, Zimmerleute! Ich zahl ein Faß Bier, so groß ihrs haben wollt!" Ein lebhafter Laut des Beifalls geht durch die Reihen, und der Spruchsprecher nimmt sofort das Geld in Empfang. Hierauf zieht der Bauherr ab, und so sehr ihn die Sache im Augenblick erhob, nie mehr läßt er sich auf dem Zimmerplatze sehen, denn große Augenblicke sind auch im Leben größerer Männer als er einer ist, selten!

Das Geld, das auf ein solches Schnüren gereicht wird, sieht der Zimmermann nicht etwa als ein Geschenk an, was ja bedingte, daß er das Schnüren als Bettel fühlte, sondern nur als selbstverständliche, und bloß von einem „Geldbeutelklemmer" und „Klufenmichel" verweigerte Gegenleistung für den aufgetanen Handwerksbrauch, für die Kunst des Spruchs, oder selbst auch nur des nachher beschriebenen, einfachen Spaßes; das schließt aber nicht aus, daß der, welcher das Geld entgegennimmt, sich witzig und gewandt, und doch nicht ganz zur Zufriedenheit des Bauherrn, im Namen der ganzen Platzmannschaft bedankt, die heute schon „geschennegelt" habe, daß das Blaue vom Himmel runtergefallen sei, nun aber nach diesem schönen Geschenk das Himmelsblau eine Weile auf dem Boden der Bierflaschen suchen wolle, die man jetzt gleich, als Vorschmack für heute abend, auf die Gesundheit des Bauherrn leeren wolle.

Wir haben da einen vorbildlichen Fall gegeben, der sich so ähnlich ereignete, und am besten in diese Sache einführen kann.

Einen derartigen Spruch zu tun ist aber nicht jedem gegeben, und es wird solches gebundenes Brauchtum auch immer nur von einzelnen geübt, die dann wegen dieser Kunst im besonderem Ansehen stehen, und denen man deshalb auch manche Nachlässigkeit, welche sich leicht bei solchen Tausendkünstlern findet, hinausläßt. Es sind das die Dichter des Zimmerplatzes, und ein Dichter ist eben nie ein haargenauer Arbeitsmensch, und ein haarscharfer Arbeiter nie ein Dichter. — —

Öfter als diese schon mit gewissen Umständlichkeiten verknüpften, gebundenen Sprüche kommt heute das einfache „In-den-Senkel-Stellen" vor. Da tritt kurzerhand einer vor den Auserkorenen hin, senkelt ihn zünftig mit einem zugeblinzten Auge ab und sagt dann ganz eindeutig: „Das kostet bei den Zimmerleuten ein Trinkgeld!"

Auch bei den Stegenmachern wird gerne dieser Wegzoll erhoben, und zwar von dem, der zum ersten Mal über die neuaufgeschlagene Treppe geht. Dieser erste ist dann natürlich immer der Bauherr, oder sonst einer nicht vom Bau, der anständig, d. h. in diesem Fall zahlfähig aussieht, auch wenn vorher schon ein ganzes Dutzend „Kohldampfschieber", „Maurerskotlettfresser", und Renntiere mit dem nn[1], oder wie sonst noch der Witz des Zimmermanns seine Leidensgenossen im kleinen Bürsten und großen Dürsten nennen mag, über die Treppe gegangen sind.

Die Platzreinheit muß aber auch vom Zimmermann selbst gewahrt werden, und das nötige Geld zum Trinken holt man auch unter sich heraus.

[1] Das sind rennende Arbeitstiere, aber keine Rentner! (Rentier.)

Früher gab es keine Aborte auf den Zimmerplätzen, und da wurde es nun als ungeziemend festgestellt, gewisse leichte Geschäftchen in nächster Nähe der Arbeitstelle zu verrichten. Kein Zimmermann kann es heute noch leiden, wenn man da in den Werksatz hineinsteht, oder gar das Holz in Mitleidenschaft zieht, trotzdem es diesem eigentlich gar nichts ansmachte, da es oft nicht nur naß, sondern auch schmutzig ist. Der Stift kriegt da Hiebe und erfährt, daß er eine „Drecksau" ist. Die fremden Zimmerleute aber schreiten gewichtig dreißig Schritte ab, und wenn diese allgemein menschliche Handlung unter diese Entfernung fällt, muß der Attentäter eine Liesel bezahlen. Insbesondre auf vorübergehenden Arbeitsstellen an Bauplätzen, oder bei Kundengeschäften, an Gartenzäunen usw. wird auf diese Weise manches Liter Bier gefunden, weil da keiner so leicht an diese Regel denkt, die hier auch ihren eigentlichen Sinn verliert. Aber trotzdem, was näher als dreißig Schritte von der Stelle liegt, wo man gerade schafft, kostet einen Liter!

Das Herauslocken im allgemeinen, eines Geldstücks für Bier nennen die Zimmerleute abreiben, und wenn sie heute die schöne und eintragreiche Kunst des Abreibens auch nicht mehr immer und überall mit Zunft und Brauchtum einkleiden, so wird sie dafür um so eifriger mit List und Witz aus dem Stegreif geübt.

Dazu gibt es besonders beim „Gebälklegen" und „Aufschlagen" Zeit und Gelegenheit. Es erscheint da z. B. beim Bau der neuen Kirche oder des Schulhauses unternehmend der Herr Pfarrer auf dem Gerüst, wischt sich den Schweiß von der Stirn und sagt leutselig: „Aber heute machts warm, Zimmerleut! nicht wahr!" Schnell packt nun einer zu und dichtet den zartesten Wink von oben in nüchternster Alltagssprache: „Jawohl, Herr Pfarrer, da haben Sie recht! Bei so einer Hitz trocknet einem noch 's Gebälk ein, net bloß der Verstand! Wenn's nur auch ein klein bisle angenetzt werden tät, dann tät's gleich besser rutschen!" Da alle Zimmerleute lächeln, als habe ihr Kamerad den angenehmsten Witz gemacht, wird nach einigem Stutzen der Herr Pfarrer begreifen, und hoffentlich wenigstens das Geld zu einem Doppelliter auf den nächsten Balken legen. Ja nicht in die Hand, die will hier nicht geschmiert sein!

Bei irgend welchen Verpflichteten oder Bekannten, z. B. dem Holzhändler, dem einstigen Beizer, dem früheren Kameraden gegenüber, lauten diese blumigen Ansprachen noch kürzer und deutlicher. Zum Beispiel: „'s Zimmern wär schon recht, wenn man nur keinen solchen Durst kriegen tät!" oder: „Lassen Sie auch ebbes fahren!" oder ganz unausweichbar: „Da leg einen Fufzger hin!"

Wenn es gar zu heiß ist, der Beutel ganz erschöpft, und ein etwas Dummer dabei ist, wird das Abreiben auch im Kameradenkreise selbst versucht. Da fragt den Rempen einer ganz harmlos: „Hast keine zweiefufzig Pfennig zu einem Kragenknöpfle?" Der antwortet dann vielleicht voll Schläue: „Das kostet kein Kragenknöpfle!" Aber darauf hat der andre nur gewartet und spricht siegstrahlend: „Aber ein Doppelliter[1]!"

Er hat nämlich jetzt die Lacher auf seiner Seite, der andre ist reingefallen und muß bezahlen. Er tut das auch meist anstandslos, denn er steht unter dem Bann eines ungeschriebenen Ehrengesetzes, das in jedem einzelnen Fall von innen heraus sein Urteil fällt, und dessen Hauptsatz lautet: die Dummheit muß blechen.

Das bei diesen Gelegenheiten erhaltene Geld wird sofort in Bier umgesetzt, welches aus einem gerauteten Liter- oder Doppelliterglas getrunken wird. Es macht die Runde, und niemals wird dabei einer — auch der Verachtetste und der Stift nicht — übergangen. Aber erzogen wird der Lehrling auch hier, denn als er den Schaum nicht wegbläst, der ihm um den Mund steht, sagt ein Alter belehrend: „In den Schaum hinein trinkt man nicht!"

Auch für die Rempen hat dieser Rundtrunk einen kleinen Haken, denn man muß dabei wissen, daß einmal die Liesel, bevor sie leer ist, nicht abgestellt werden darf, und das andremal, daß sie am Fuß in der Weise gefaßt werden muß, daß sie auf der flachen Hand liegt. Wer nun kleine Hände hat, ist, auch wenn er das weiß, kaum imstande, das schwere Glas so zu halten, und so gebiert sich oft das köstliche Naß immer wieder aus sich selbst; und so ist hier nochmals alles weislich und nützlich eingerichtet.

Ausgesprochenes zünftiges Brauchtum finden wir wieder beim Rammen, das wir schon in der Einleitung erwähnten, und das sich so ähnlich wie wir es heute noch finden, zweifellos in jahrtausendelanger Übung herausgebildet hat.

Die Ursache des Einrammens von forchenen, früher auch eichenen Pfählen, die im Wasser noch erhärten, liegt, wie bekannt sein dürfte, in schlechtem Baugrund, der durch diese Pfähle und den Pfahlrost, den sie tragen, tragfähig gemacht und zur Aufnahme der Grundmauern eines Hauses befähigt werden muß.

In der Stadt und überhaupt an größeren Bauwerken werden heute stets Eisenbetonpfähle verwendet, die mit der Dampframme eingebracht werden. Dabei ist natürlich nicht viel zu beobachten, denn wo die Maschine

[1] Vor dem Krieg!

und der Dampf herrschen, da entflieht die Seele. Aber bei kleinen Baugegenständen, wo sich das Aufstellen einer Dampframme nicht lohnt, kommt das uralte Rammen durch ein Schlagwerk oder in völligem Handbetrieb immer wieder vor, und wer da jemals zugesehen hat, wird nicht ohne das Gefühl weggehen, hier einer ganz alten und festen Überlieferung gegenüberzustehen.

Schlagwerk ist die Benennung der ganzen Rammvorrichtung, die also eine Maschine ist, welche das deutsche Volk schon vor diesem angeblich unübersetzbaren Fremdwort kannte und zu benennen wußte. Sie besteht in der Hauptsache aus einem hohen Gestell auf Füßen, das einen an einer Rolle aufziehbaren Rammklotz, Katze oder Bär genannt, trägt. Rings im Kreis herum hängen Stricke mit Handgriffen herab, an denen die Katze hochgezogen und auf den Pfahl herabfallen gelassen wird. Je nach der nötigen Kraft wird die „kleine Katze" mit 6 Zentnern und 12 Mann Bedienung, oder die „große Katze" mit 8 Zentnern und 24 Mann verwendet. Dazu treten außerdem an der „Lade", der Führung für die Katze, zwei Mann und ein Mann als Zähler oder „Schwanzführer".

Weil Taglöhner billiger sind als Zimmerleute, besteht heute die Rammmannschaft vorwiegend aus ungelernten Arbeitern. Nur die zwei Mann an der Lade, welche die Führung und darüber zu wachen haben, daß der Pfahl immer gut auf den Kopf gehauen wird und senkrecht in den Boden kommt, sind stets Zimmerleute.

Neben dem Schlagwerk kommt auch noch die Handramme mit vier Klingeln, das sind Handhaben, vor, die von vier Leuten bedient wird. Ein fünfter, ein mit einem Sticher versehener Zimmermann, gibt dem Pfahl die Richtung und singt oder zählt zugleich.

Eine größere oder kleinere Zahl von Schlägen, meist 20, wird eine Hitze genannt. Wer da einmal mitgezogen hat und den Schweiß über die Stirne stürzen fühlte, weiß, woher das Wort kommt!

Die Länge der Hitze wird von dem Zähler, meist einem zünftigen, alten, witzigen Zimmergesellen oder Bauaufseher durch ein lautes, gesungenes Zählen bestimmt. In ihm, dem Schwanzführer, verdichtet sich die Kunst des „Pfählschlagens" zur Dichtung, zum Lied, denn er zählt nicht nur mit Zahlen, sondern auch, und zwar noch mehr, durch Worte, durch einen längeren oder kürzeren, spaßigen oder ernsten Gesang, der über die Schwere der Arbeit hinwegheben, und vielleicht auch manchmal mit neu eingeschobenen Liedzeilen über die Länge einer Hitze wegtäuschen soll! Das ist deutsches Gemüt in der Arbeit, und in diesen Rammliedern klopft noch

unverfälscht der Puls der deutschen Volksdichtung, keck und abenteuerlich, grob und sinnlich, sinnenfroh, so wie das Volk ist. In einem späteren Abschnitt führen wir die aus Schwaben uns bekannt gewordenen Rammlieder an. Auch bei dieser Gelegenheit können, wie wir bemerken werden, die Zimmerleute das Zuschauen nicht leiden, und wissen die, welche „Maulaffen feil halten", durch eindringliche Sprüchlein nach rückwärts zu bewegen. Auch abgerieben wird dabei, und ein schwungvoller Zähler weiß durch wohleingehende Schmeichelworte nicht nur von dem Bauherrn, sondern selbst gelegentlich von dem gestrengen Bauführer ein Trinkgeld herauszuschlagen. Auch hier wieder buchstäblich durch das Schlagwerk!

Neben den Rammliedern entwickelt der Zimmermann am meisten dichterischen Schwung im Zimmerspruch beim Aufrichten eines neuen Hauses. Das Aufschlagen des Dachstocks, das bei Steingebäuden den Rohbau abschließt, ist das wichtigste Ereignis im handwerklichen Leben des Zimmermanns, und in ihm, sowie in dem anschließenden Richtschmaus, finden wir bis heute das schönste alte Brauchtum.

Trotzdem heute die Zimmerleute zu einem Haus oft nur noch die Sparren und Kehlbalken liefern, haben sie ihr altes, zünftiges Recht, den „Maien" aufzustecken erhalten. Wenn es nämlich bei einem Neubau einen Richtschmaus gibt, und das gibt es bei jedem rechten Haus, dann nagelt der Zimmermann, sobald der letzte Sparren droben ist, an die Firstpfette oder einen Kaminwechsel nahe derselben, als Zeichen der Freigebigkeit und Großherzigkeit des Bauherrn, und als lebendigen grünen Festeswimpel, an dem die roten Nebenwimpel von Taschentüchern flattern, den altgermanischen Fruchtbarkeits- und Segenszauber einer jungen Birke oder Tanne. Auch ein Kranz oder Strauß wurde in Schwaben früher in manchen Gegenden aufgenagelt:

Alle Maurer sollen leben!
Zimmerleute auch daneben,
Die da bauen Kirch und Haus.
Steckt der Kranz erst auf der Spitze,
Schwenken wir den Hut, die Mütze,
Halten einen frohen Schmaus.

Das ist aber heute zu Gunsten des Maien vollständig abgegangen, während es sich anscheinend im Norden erhalten hat.

Wenn der Bauherr kein Geld zu einem Richtschmaus hat, taucht immer wieder die berüchtigte Übung auf, einen Besen, ein Lattenkreuz oder einen Lumpenmann an einem Galgen, sichtbar allem Volk, zum Dach herauszustecken. Das ist die Rache des beleidigten zünftigen Handwerks,

und tut allgemein die Schundigkeit des Bauherrn kund. Der Besen ist gefürchtet, er bringt einen ins Gerede und macht einen zum Gespött. Sein Anbringen ist als Beleidigung strafbar. Das hindert die Zimmerleute aber nicht, ihn hehlings in einem waghalsigen Aufstieg in einer dunklen Nacht durch den vielleicht noch treppenlosen Bau anzubringen, und mancher alte Geselle rühmt sich dessen von seinen jungen Jahren her, und mancher Junggeselle wartet mit Tatendrang darauf, das nachzumachen. Darum, verehrte Bauherren und Behörden, gönnt dem Zimmermann sein zünftiges Recht, laßt nicht einen der letzten schönen Handwerksbräuche verschwinden, und unternehmt nie einen Bau, an dem die Schlußsumme für den Richtschmaus fehlt! — Auch auf dem Land wird schon von den kleinen Zimmermeistern darüber geklagt, daß die jungen Baumeister den Schmaus abstellen; angeblich weil er nicht mehr neuzeitlich sei, in Wirklichkeit aber nur, um sich bei der Bauherrschaft mit Ersparnissen einen guten Namen auf Kosten der Zimmerleute zu machen! Deshalb würden diese auch bloß noch verdrießlich zum Aufrichten gehen, und wenn sie da sonst geschafft hätten „wie ein Feind", so gehe es jetzt nur noch lahm und man brauche die doppelte Zeit. — Das ausgeworfene Schmausgeld käme also demnach in der Arbeitsleistung wieder herein!

Bei ländlichen Gebäuden besteht das ganze tragende Gerippe meist aus Holz, und der Zimmermann ist hier immer noch der eigentliche Baumeister; der Maurer mauert nachher nur die Wände aus. Da findet dann oft früh am Morgen, vor dem Aufrichten, ein feierlicher Kirchgang statt, bei welchem die Zimmerleute von der Kanzel herab zu ihrer halsbrecherischen Arbeit gesegnet werden, „damit kein Unglück geschieht". Auch bei Kirchen und öffentlichen Gebäuden, Schul- und Rathäusern, auf dem Land finden wir diese schöne Sitte, manchmal noch mit der Erweiterung, daß es von der Kirche in feierlichem Zug zu dem fertig aufgerichteten Gebäude geht, wo dann die weltliche Weihe des Hauses durch den Zimmermann stattfindet.

Das Haus wird nämlich auch heute noch überall gerne durch die Taufrede eines Zimmergesellen oder Paliers, welche Zimmerspruch genannt wird, eingeweiht.

Die Zimmersprüche sind durch Uhlands schönes Gedicht allgemein bekannt. Wir geben in späteren Abschnitten zimmermännischer Dichtung volkstümliche Beispiele von dieser sehr reich entwickelten und alten Spruchkunst, die leider eben mit durch Uhlands Kunstgedicht zum Teil verdrängt wurde.

Im späteren Mittelalter, und Hand in Hand mit dem Verfall der Zünfte arteten die Zimmersprüche aus, so daß die Pfarrer von den Kanzeln herab gegen „diese Seuche" wetterten und die Behörden gegen „eine so gefährlichen Handwerken nötige Übung[1]" Verbote erließen. Anscheinend nicht ganz mit Unrecht, und wir finden auch unter den heutigen Zimmersprüchen noch stark anstößige Stellen. Aber das Volk liebt eben scharf gewürzte Speisen, diese Stellen sind der Pfeffer und das Salz des ganzen Spruchs, und wer sie wegließe, nähme ihm einen wesentlichen Teil seiner Art, weshalb wir da nichts unterdrückten.

Der Zimmerspruch wird gewöhnlich von einem gewandten Sprecher aus den Zimmerleuten selbst, der von der ganzen Gesellenschaft umgeben ist, vom First herab gesprochen. Er klingt zuletzt in ein Hoch auf die Meisterschaft, die Bauherrschaft, die Bauleitung, den Palier, die Zimmergesellen, die Maurer, oft bis zum Lehrling herab aus. Der Spruchsprecher hat dabei einen Krug Wein und ein Glas in der Hand, das er nach jedem Hoch, in welches die übrigen Gesellen einstimmen, leert. Nach dem letzten Hoch stürzt er das leergetrunkene Glas in die Tiefe, das dann „schmettern" d. h. zerbrechen muß! Bleibt es durch irgend einen Zufall erhalten, so ist das von übler Vorbedeutung für das neue Haus.

An manchen Orten wird jedoch zum guten Glück des Hauses verlangt, daß das Glas ganz bleibt, weshalb es dann auf einen vorher hergerichteten Sandhaufen geworfen wird. Der, welcher diesen Brauch zuerst aufbrachte, war aber sicher ein geistesdürrer Mensch, und die, welche das nachmachen, sind nicht weniger gedankenarm, denn Scherben bedeuten von alten Zeiten her immer und überall Glück! Wenn man ein Glas von einem Haus herabwirft, geschieht es dazu, daß es zerbricht, und seine Erhaltung zu verlangen, ist unnatürlich und geklügelt. Im Gegenteil, es müssen bei weichem Boden steinerne Platten gelegt werden, auf denen das Glas allen offenbar feierlich zerschellen kann und muß.

Zum Zimmerspruch wird heute mit Vorliebe Uhlands Dichtung verwendet, die ganz unzweifelhaft Teile von volksmäßigen Zimmersprüchen aufgegriffen hat, und ganz aus ihrem, ganz aus dem Geist des Volkes heraus geschrieben ist, wie wir es bei unsrem edelsten und deutschesten Dichter neben Eichendorff auch nicht anders erwarten können.

Aber es wäre doch zu begrüßen, wenn wieder mehr auf das rein zimmermännische Spruchgut zurückgegriffen würde, und Behörden, Pfarrherren und Lehrer sollten da nicht kleinlich sein und das begünstigen.

[1] Siehe Anmerkung 10.

Immer noch liegen die alten Sprüche in den Köpfen und Laden in oft fast unleserlichen Abschriften, und immer noch läßt sich der und jener selbstbewußte Meister und Geselle glücklicherweise nicht beirren und trägt seinen vom Vater und Großvater überkommenen zünftigen Spruch vor. Und das ist gut so, denn die Stubenluft schöner Reimgeschmeide wirkt aus der rauhen Zimmermannskehle zwischen Himmel und Erde unecht.

Statt des Richtschmauses wurde schon vor dem Kriege in der Großstadt öfter das „Schmausgeld", bestehend in einem Geldgeschenk von 1—5 Mark, gegeben, das nach dem Aufschlagen an Gesellen wie Lehrlinge verteilt wird. Auch die Baubeflissenen bekommen da ihren richtigen Anteil, und der Palier erhielt nicht etwa eine „Gratifikation", sondern seine „Anerkennung" von 10—20 Mark.

Aber beliebter ist immer und überall der Richtschmaus, der auch heute noch oft ein richtiges Fest ist, an dem sich Bauherr, Meister und Gesellen, Zimmerleute und Maurer, und, wenn die erwähnte Endsumme dazu reicht, überhaupt sämtliche bis zur Erstellung des Rohbaues beschäftigten Arbeiter und Handwerker z. B. auch die Schmiede und Taglöhner im fröhlichen Verein zusammenfinden.

Gewöhnlich wurde vor dem Kriege in der Stadt der Schmaus auf einen Samstag Abend verlegt. Da putzte sich dann der Maurer vorher so sauber es ging, wusch sich das Gesicht in der großen Wassergelte, klopfte sich seinen Hut aus und zog einen Taschenspiegel heraus, um sich zu kämmen. Darauf ging er unmittelbar von der Arbeitsstelle weg zum Schmaus, während der Zimmermann womöglich vorher heim ging und einen bessern Anzug anlegte.

Es gibt „große" Richtschmäuse mit „unbeschränktem" Trinken und sogar Essen, wobei es im Trinken manche bis auf 25 Schoppen (½ Liter) Bier und noch mehr bringen. Bei beschränkten Mitteln werden von drei Glas ab gereicht und nur ein tüchtiges Vesper dazugegeben. Das nennen die Zimmerleute dann einen Knackwurstschmaus. Weil sie nun doch einmal beisammen sitzen, „versaufen" sie aber dabei mehr von ihrem Gelde, als „der ganze Schmaus ausmacht!"

Aber wenn sie auch von derartigen Schmäusen sehr von oben herab sprechen, erscheinen sie doch meist fast ohne Ausnahme dazu. Sogar die Auswärtigen bleiben oft da, und das ist der beste Beweis, daß es dem Zimmermann bei diesen Gelegenheiten nicht bloß ums „Saufen" zu tun ist, sondern viel mehr um das Zusammensein mit den Baugenossen bei Gesang und Gläserklang; um das wohlige Einatmen der alten ewig

jungen Zunftluft, die über diesem ganzen Fest liegt. Denn „zünftig" gehts bei einem Schmaus immer zu!

Das Aufgetischte bestand früher auf dem Land regelmäßig aus dem schwäbischen Stammesgericht: Sauerkraut mit Rauchfleisch und Spätzle. Bei großen Schmäusen gab es Nudelsuppe mit Rindfleisch, zweierlei Braten, einen Schoppen Wein und Bier „soviel man will".

In der Stadt wird meist Kalbsbraten mit Salat gereicht, und dazu werden 8 bis 12 Biermarken ausgegeben. Wer aus allgemeinen menschlichen und besonderen Enthaltsamkeitsgründen den Zimmerleuten weniger Bier spendet, als er seinem Geldbeutel nach könnte, wird seinen Zweck verfehlen, denn entweder trinken dann die Zimmerleute für ihr Geld weiter, oder nehmen sie erzürnt das „Vesper" so rasch sie können ein, und laufen dann auseinander. Ein Richtschmaus ist das dann aber nicht, und es wird ohne eine gewisse Menge Bier auch nie einen zünftigen geben.

Die Baugesellen reinigen sich also nach Feierabend möglichst sauber und gehen dann in ihrer Arbeitskleidung, die Zimmerleute möglichst wenigstens mit einem frischen Kragen bedächtig dem Saalbau irgend einer Brauerei zu, wo der große Richtschmaus, den wir hier im Sinn haben, stattfindet. Langsam füllt sich der große Saal mit der ehrbaren und wehrbaren Zimmergesellenschaft und dem gesamten löblichen Handwerk. Auch die Spitzen der Bauwelt, der Meister, die Bauherrschaft, die Bauführer, der Palier, der Baubuchhalter usw. finden sich ein und nehmen an einem besonderen Tisch Platz.

Zuerst herrscht ein nüchternes Schweigen, man fremdet gegenseitig noch ein wenig, und der Alltag, in dem sich eng im Raum die Dinge stoßen, und der Bauplatz, in dem sich noch viel enger die Balken stoßen, muß erst weggelegt werden. Erst wenn das Essen vorbei ist, bei dem, wie das der Anstand erfordert, nicht viel gesprochen wird und im allgemeinen nur das Geräusch der Messer und Gabeln zu hören ist, wird man allmählich freier und gemütlicher. Der Palier geht mit einem Zigarrenkistchen herum und teilt jedem seine Anzahl Zigarren zu. Bald ringelt überall der blaue Rauch zur Decke, und schon fliegt da und dort ein Spaßwort hinüber und herüber. Der gestrenge und gefürchtete Palier ist jetzt wie ein umgedrehter Handschuh. Er ist kaum wieder zu erkennen vor Freundlichkeit und Wohlwollen, erkundigt sich leutselig und besorgt, ob das Essen recht gewesen sei, ob er die oberen Flügel aufmachen solle, daß es ein wenig kühle, und ob das Bier auch gut frisch sei, wogegen die Gesellen selbstbewußt und stolz auf ihren Ehrentag dasitzen und sich bedienen lassen wie große Herren. Auch der ältere Stift

erhält heute eine Zigarre aus der Hand des Paliers, jedoch mit der Warnung: „Bind dir aber nur vorher die Hosen zu!“ —

Der Stift steckt die Ziehgare, deren Name daher rührt, daß man so lange an ihr zieht, bis sie gar ist, mit einer Weltmannsmiene Gesicht, als habe er sein Leben lang nichts anders getan als Zigarren geraucht. Er hält sie dabei mit drei Fingern wie einen Bleistift, bläst große Wolken hinaus, und guckt dann verstohlen zum Meistertisch hinüber, ob man wohl auch sieht, was er für ein Hauptkerle ist.

Nun wird an irgend einem Tisch das erste Lied angestimmt, feierlich und ernst, der Würde der Stunde und des guten Brauches so gut bewußt als irgend eine Festversammlung: „Brüder, reicht die Hand zum Bunde.“ Die ganze Gesellenschaft fällt erst tastend, dann allmählich kräftiger und fester ein, und damit ist nun der Alltag endgültig abgestreift; die Herzen sind befreit.

Die hohe Bauleitung an ihrem Sondertisch trinkt gewöhnlich ganz undemokratisch Wein und raucht eine bessere Zigarre. Jetzt erhebt sich hier der Meister und geht durch die Reihen der Tische. Er spricht den und jenen älteren Gesellen an, macht da und dort einen Witz, und öffnet wohl auch einmal bei einem oder dem andern der besten Arbeiter seine eigene Zigarrentasche: „aber mit Verstand rauchen!“ sagt er gewichtig, und der Zimmermann raucht nun die mittlere Zigarre des sparsamen Meisters wie eine Millionärszigarre das Stück um fünf Mark!

Auch das Bier tut nun allmählich seine Wirkung, und damit beginnt der nichtöffentliche, aber eigentlich zünftige Teil des Richtschmauses. Ein Lied ums andre ertönt jetzt, voran das alte schöne Zunftlied: „Mein Handwerk fällt mir schwer, drum lieb ichs noch viel mehr.“ Dann die Volkslieder: „Frisch auf zum Jagen auf,“ „Meine Freud ist die, wenn ich seh die Sonn aufgehn“, „Von dir muß ich scheiden, prächtiges Berlin“, „Köln am Rhein, du schönes Städtchen“, „Nicht weit von Württemberg und Baden“, „Drunten im Unterland“, „An der Saale kühlem Strande“, und wie sie alle heißen.

Aber das beste und zünftigste Lied fehlt immer noch, das berühmte Lied von dem Meister zu Frankfurt an dem Maine. Der Meister spielt in diesem Hochgesang eine etwas klägliche Rolle, und deshalb scheuen sich die Zimmerleute manchmal das Lied zu singen.

Der hier sitzende Meister ist aber nicht enge, er weiß, was seinen Leuten fehlt, erhebt plötzlich die Hand wie einen Degen zum Angriff und ruft laut: „Auf, Zimmerleut! Es lebte ein Meister!“ Und nun stimmt ein Alter nach gewichtigem Räuspern an:

Es lebte ein Meister zu Frankfurt an dem Maine,
Der hatte Gesellen, zu zweien und zu dreien.
Und der erste der sprach: Mir ist es gar nicht wohl!
Der zweite war besoffen, der dritte der war voll.

Wir bringen das Lied weiter hinten vollständig. Jubelnd und brausend steigt der Gesang bei der Stelle in die Höhe: „Da kam der Meister gsprungen und deckt sein Schurzfell drauf!"

Den Abschluß dieser Germanengesänge, die sicher weder an Rauheit noch Stärke hinter dem Schild- und Trinkgesang unsrer metfesten Ahnen zurückstehen, bildet dann gewöhnlich der in Bier und Wehmut bis zum Herzbrechen aufgelöste, „still ruhende See, an dem die Vöglein schlafen".

Den ganzen Abend hindurch glänzen alle Gesichter, des Lebens Schwere ist vergessen und die Sonne der Zufriedenheit steht strahlend am Himmel. Meister und Gesellen finden sich, und auch die Baugesellen unter sich, die Zimmerleute, Maurer, Steinhauer, die sich nicht immer gut vertragen, sitzen heute in Eintracht, wenn auch an getrennten Tischen beisammen. Ja, es kommt vor, daß mitten unter den Hölzernen — Zimmerleuten —, ein Eiserner — Schlosser — oder Schmied sitzt, von denen doch auch manchmal einer oder der andre zum Richtschmaus kommt, und daß ein zünftiger Bollenspitzer — Steinhauer — gelassen sich neben einen Dohne — Maurer — niederläßt. In schönem Verein, als wäre es nie anders gewesen, singen sie: „Ja, wir alle seins Brüder, ja wir alle seins gleich!" singen das so lange, bis im Verlauf der begeisternden Bierflut, die da hereinbricht, doch noch eine Ungleichheit an der allgemeinen und baulichen Menschheit entdeckt wird, und es — Händel gibt.

Die Händel gehören zu einem Richtschmaus wie das Brüllen zum Löwen! Sie bilden den Abschluß des Festes, und schon ein bekanntes Beigesätz des alten Zimmermannsliedes singt:

Können wir uns nicht vertragen,
Müssen wir uns tapfer schlagen,
Das Winkeleisen frei!
Und fließt auch Blut dabei.

„Das Winkeleisen frei!" ist der Schlachtruf der Zimmerleute, der eine ähnliche Wirkung und Bedeutung hat, wie einst das „Bursch raus!" und „Zieh vom Leder!" der Studenten und Soldaten. Es fließt dabei in der Tat nicht gerade selten Blut, besonders wenn Maurer dabei sind, und es werden noch durch schärfere Gegenstände, als es Winkeleisen sind, Wunden verursacht.

Wenn es an Maurern fehlt, die eben wegen der Händel und aus sonstigen Gründen gerne für sich bewirtet werden, dann finden die

Zimmerleute auch unter sich Gelegenheit, die alte germanische Kampflust zu üben und den roten Lebensquell springen zu lassen. Es bringt das nun einmal das edle Naß und der streitklare Naturhang dieser ständig im Kampf mit dem spröden Stoff und der Gefahr stehenden Baugesellen mit sich, und ist lange nicht das Schlimmste, wenn auch leider dann und wann ein edles junges Menschenblut liegen bleibt.

Das kommt aber trotz oft erbittertsten Kampfes und vieler Verwundungen verhältnismäßig doch ganz selten vor. Gestochen und angezapft wird aber bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten fast jeder Zimmergeselle einmal, und diese Wunde, die niemals sich dem Auge des Gesetzes eröffnet und eben getragen wird, wird dann als eine ehrliche angesehen und ist es auch meist.

Immer spielen bei den Richtschmäusen die Zimmerleute die Hauptrolle, auch dann, wenn die Maurer sie an Zahl weit überwiegen. Sie sinds, die den Ton angeben, die die Reden halten und den Bauherrn hochleben lassen. Sie halten zünftige Vorträge und singen Einzellieder wie das bekannte „Klatschen", das nur von Zimmerleuten, und insbesondre von den Fremden geübt wird.

Da setzen sich auf den freien Platz oder die Bretterbühne vor den Tischen geräuschvoll zwei Zimmerleute auf Stühlen einander gegenüber, und alles macht jetzt bst! oder schreit laut Silentium! Denn derartige Ausdrücke haben sie von den Studenten übernommen. Die beiden singen nun das Lied: „Frisch auf, Zimmermann", und klatschen sich dazu im Gleichschlag auf Schenkel und Hände. Der Kehrreim, und in den folgenden Liedsätzen oft auch das ganze Lied, wird von den Zuschauern mitgesungen.

Das Klatschen scheint, nebenbei, eine alte, zünftige Sache der Zimmerleute zu sein, denn wir finden es bei den andern Bauhandwerkern nicht, dagegen wie erwähnt sehr breit bei den Fremden, die ihre vogtländisch aufgeklopften Abende damit bereichern.

Auch das hinten angeführte Hutlied, bei dem nach gewissen Regeln der schwarze Hut geschwungen wird, kommt zur Aufführung, und alle Köpfe erheben sich da, und alle Zimmermannsherzen fliegen. Das ist ihnen schöner als die schönste Vorstellung auf den weltbedeutenden Brettern, es ist zünftig, die alten, jugendlichen Hochgefühle für ihren Beruf durchziehen wieder ihre Brust, sie jubeln und lachen, lachen wie nur Leute mit einem frischen Herzen und gesundem Zwerchfell lachen können.

Wenn der Richtschmaus an einem Wochentage stattfindet, wird am andern Tag unter keinen Umständen „blauen" gemacht, sondern trotz

des Katzenjammers geschafft. Denn es wäre eine Schande, wenn man wegen der 15 oder 20 Gläslein Bier, die man getrunken hat, zu Hause bleiben müßte! Keiner will sich diese Blöße geben, und nur wenn einer „blaue" Augen und eine „verhauene" Nase hat, läßt er sich nicht gerne blicken.

Beim Vesper wird dann nochmals der verflossene Abend durchgekostet, dieser und jener vorgekommene Spaß aufgetischt, und von dem und jenem vermeldet, wie die „Rauschkugel rumgewargelt" und schließlich „heimgeschleift" worden, oder auch die ganze Nacht in „einer Dohle", hinter einem Gartenzaun liegen geblieben sei. Das schadet einem Zimmermann nicht so leicht!

Da lacht dann alles, und der Angeschuldigte verwehrt sich hoch und heilig, das sei nicht er, das müsse der Meister gewesen sein, der habe den Hut verwechselt und den seinen aufgesetzt. Hier sei der Meistershut! Und das Gelächter erneuert sich verstärkt!

Dann wird von berühmten, früheren Schmäusen erzählt, wie es da 30 Biermarken gegeben habe, daß man noch am andern Tag was zum Saufen gehabt habe, wie es dort eine Stecherei gegeben und als das elektrische Licht ausgeschaltet wurde, ein par zum Fenster hinausgeworfen worden seien. Wie ein andermal ein kaufmännischer Angestellter des Bauherrn eine Rede gehalten, dabei stecken geblieben sei, und dann immer gestammelt habe: „ich taufe — — taufe das Haus, taufe — —", so lange, bis der Helmer, neben dem er gestanden sei, und der schon einen sitzen gehabt habe, ihm sein volles Glas über den Kopf geleert hätte mit den Worten: „Ich taufe dich mit Hobelspä, und du sollst heißen Katheree!" Mehr kann man wirklich nicht erwarten an Witz, als diesen beliebten Lehrbubenspruch an so passender Stelle angewandt, und wir wollen damit dieses Beispiel eines selbst miterlebten Großschmauses aus Stuttgart abschließen!

Bei kleineren Richtschmäusen, in kleineren Städten und auf dem Land, ist das natürlich wieder anders, wie überhaupt alle diese Sitten und Gebräuche bei Geburtstagen, Lehrlingsweihen usw., die wir hier beschreiben, auf jedem Platz und an jedem Ort sich abwandeln, und sich teils viel mannigfalter, teils einfacher gestalten. Wir haben hier überhaupt noch lange nicht alles zusammengefaßt, was besteht, andrerseits ist aber wieder auf vielen Plätzen das und jenes von dem hier Beschriebenen zu streichen.

An kleineren Plätzen wahren sich die Zimmerleute meist vor allem das uralte, zünftige Recht des Richtschmauses unter sich, und wenn

sie von dem Bauherrn oder Meister gefragt werden, ob sie ihn mit den Maurern, den Steinhauern zusammen halten wollen oder allein, bejahen sie stets das Letztere.

Der Gebildete macht im allgemeinen keinen Unterschied zwischen den Arbeitern, ja er weiß kaum einen gelernten Handwerker von einem Taglöhner zu unterscheiden. Aber es ist einmal ein großer Unterschied zwischen einem Fabrik- und Bauarbeiter, und unter diesen wiederum sind die Steinhauer, Maurer und Zimmerleute ganz grundverschiedene Welten, in denen sich das gesamte Handwerk hoch und stolz über einen Taglöhner oder ungelernten Fabrikarbeiter setzt.

Mit den Maurern vor allen Dingen läßt sich der Zimmermann nicht in einen Topf werfen. Er ist ein gereister Mann, hält etwas auf Lebensart und Form, kommt immer flott daher und will deshalb nicht mit dem naturgemäß immer etwas schmutzigen Maurer an einem Tisch sitzen. Samthosen und „Maurersplätze" d. h. Flicken in den Hosen, „Langschäfter" und „Knausbierenstiefel", Hüte und Kappen passen nicht zusammen! Der Zimmermann ist da geradezu hochmütig, und sieht immer ein wenig mit wohlwollender Herablassung auf den Maurer herab, weshalb wir hier allgemein beruhigend feststellen können, daß die Standesüberhebung, der Standesdünkel, wie wir uns früher irgendwo ausdrückten, schon vor den humanistisch und realistisch Gebildeten beginnt! Wenn trotzdem ein Richtschmaus zusammen mit den Maurern stattfindet, sehen die Zimmerleute darauf, daß sie wenigstens in einem Raum oder doch an einem Tisch für sich sind.

Bei zünftigen Platzmannschaften findet da nun keine Wirtsbedienung statt, sondern es müssen die Stifte einschenken. Sie werden dabei von den Gesellen, ebenfalls hier wohl in Nachahmung der Studenten, Fuchs gerufen, während die fremden Zimmerleute das uns undurchsichtige Wort Basche haben: „Basche, ein Bier!" Alle diese weltgewandten Ausdrücke und Formen kennen die Maurer nicht!

Zuerst muß der jüngste Lehrling einschenken, dann löst ihn der zweite ab, und zuletzt kommt der dritte dran. Dafür bekommen dann die Buben von dem Maien zwei Taschentücher, statt bloß eines wie die Gesellen, und oft noch außerdem ein Geldgeschenk von dem Bauherrn. Sie müssen nach Abschluß des Festes die geleerten Fässer zusammenrollen usw., wobei der Palier bis zuletzt dabei bleibt.

Bauherr und Meister fehlen bei solchen heimlichen und engeren Schmäusen. Sie erscheinen bloß ein und das andre Mal der Höflichkeit halber und erkundigen sich, ob alles recht sei, und ob das Bier reiche. Da zei-

gen die Zimmerleute dann wieder Lebensart, und einer sagt wohl bescheiden, er habe fast genug, und ein andrer meint, er trinke noch ein oder zwei Gläser, dann gehe er auch heim.

Die Maurer sollen da ganz ungehobelt gleich noch mehr Bier und womöglich auch noch Zigarren und Bismarckheringe verlangen, was wieder einer der Punkte ist, der die Zimmerleute zu der ablehnenden Haltung gegen den gemeinsamen Schmaus mit ihnen veranlaßt. Es kommt bei ihnen aber trotzdem ebenfalls noch zu einem „Fäßle" mit 50 Litern, denn Bescheidenheit muß belohnt werden. Rüstig wird es aufgebänkt, angestochen, und ein Alter läßt jetzt den Bauherrn, der sich leutselig ebenfalls ein Glas reichen läßt, hochleben. Das freut den nun wiederum so, daß er jetzt jedem noch drei Zigarren und einen Schoppen Wein reichen läßt. Die Zimmerleute trinken diesen Wein wie Bier, und als es sich dann zeigt, daß das Faß noch nicht leer ist, bleiben einige da und ziehen es bis zum letzten Tropfen aus. Das begründen sie mit gelinder Selbstentschuldigung durch den Spruch:

„Wein auf Bier, das rat ich dir!
Aber Bier auf Wein geht auch noch nein!"

Wohl könnten die Bräuche des vorne schon angeschnittenen Gesellenstücks hier noch einen breiten Raum einnehmen. Aber sie sind bis auf die geringen erwähnten Überreste erloschen, und es war überhaupt mit den Gesellen- und Meisterprüfungen ganz aus. Es zeigte sich jedoch im Verlauf der folgenden Jahrzehnte, daß es gefährlich ist, langgewachsene Formen und Einrichtungen eines Volkes einfach zu vernichten. Wollte man nicht der völligen Auflösung des Handwerks entgegengehen, mußte man diese Prüfungen wieder einführen, was dann von den 90er Jahren ab auch geschah. Es macht nun wieder jeder Lehrling sein in einem werklichen und einem schriftlichen Teil bestehendes Gesellenstück. Er muß auf einem Zimmerplatz ein Kamin auswechseln, eine Weihenschwanzverbindung machen, Holz beschlagen usw., und nachher auf dem Rathaus oder sonst in einem Prüfungssaal eine Balkenlage zeichnen und einen deutschen Aufsatz machen. Nach bestandener Prüfung erhält der neue Junggeselle seinen Gesellenbrief, der wie früher eine schöne, mit dem Zeichen des Handwerks versehene Urkunde ist, und segelt nun mit vollen Masten ins Leben hinaus.

Bei den Meisterprüfungen wird heute nichts Werkliches mehr, sondern nur noch lehrhaftes Wissen, Buchführung, Gesetzeskunde und besonders Zeichnen, Berechnungen, Holzlisten usw. verlangt. Man glaube dabei

ja nicht, daß die Prüfungsforderung der Kunst des Zeichnens, des Auftragens der Balkenlagen eines Hauses, des Schnitts durch das Treppenhaus neu sei. In einer mittelalterlichen Meisterordnung wird die Zeichnung eines Wohnhauses aufgegeben und verlangt: „Aller Gemach Austeilung, wieviel Holz man dazu braucht, und was einer davon zu Lohn nehmen kann.“ Also neben der Zeichnung eine Holzliste und ein Kostenanschlag!

Auch das Nachbild (Modell) eines Hauses kam vor: „mit einer Schnecke inwendig und einem Kreuzgang.“ Ferner wurde die Anfertigung einer Windmühle, Wassermange usw. gefordert, und damit dem angehenden Meister auch in seinen werklichen Fähigkeiten lebhaft auf den Zahn gefühlt.

Die Forderung des Musterbilds eines Hauses in dieser alten Meisterordnung zeigt uns, wer einst der eigentliche Baumeister des Bürgerhauses war. Niemand anders als der Zimmermeister.

Der Zimmermann und Zimmermeister und neben und mit ihm der Maurermeister waren es, die die schönen Bürgerhäuser in unsren alten Städten schufen, die der Schwarm der Sommerreisenden heute so bewundert, und über die, wie z. B. über Dinkelsbühl, nun Bücher geschrieben werden als der einzigen Beispiele geschlossener künstlerischer deutscher Gesittung. Diese beiden Handwerker — ohne höheren Schwung, ohne Phantasie, wie sich gelehrte Forschung ausdrückt, — waren es, die die prachtvollen gotischen, erhabenen Rathäuser in Holz und Stein auch ohne Kenntnis des monumentalen Geistes der Römer fest in die deutsche Welt hineinsetzten. Sie würden sie auch heute und morgen wieder hineinsetzen, diese Gebäude, unsre Gesellen und Meister, denn es lebt, wie wir sahen, immer noch der alte Geist des Waldes, des Holzes, des deutschen Himmels, der deutschen Welt in ihnen, wenn es gelänge, alle Vorlagewerke über Baustile zu — verbrennen! Wenn es gelänge, den Winkelmannsgeist, der uns uneigentliche Schönheitsmaße aufmessen will, auszulöschen. Wenn es möglich wäre all die Renaissancen und Barocke und verschiedenen Klassizismen samt ihren glänzenden Darstellungen in Wort und Bild, die das deutsche Kunstfühlen seit Jahrhunderten verfälschen, in großen Sammelhäusern als oft schöne aber totgeborene Kinder unmöglicher Ehen zwischen Nord- und Südland, zwischen Abend- und Morgenland aufzustellen.

Gereimtes und Ungereimtes vom schwäbischen Zimmerplatz

Es mag gleich zum voraus gesagt werden, daß in diesem Abschnitt mehr „Ungereimtes" als Schönes und Gebundenes erscheint. Zartbesaitete Gemüter müssen ihn daher überschlagen. Wer zwar bisher nicht allzuviele Seiten überblätterte, und alles vertragen konnte, was da vorkam, oder wem die großgeistigen, über dem Gut und Böse der Dummköpfe stehenden Schauer-, Schein- und Schweingeschichten gewisser dichterischer Großgeister unsrer Tage keinen innerlichen Abbruch taten, der kann auch das Nachfolgende unter die Augen nehmen. Denn es geht alles auf der schon bekannten Linie weiter, und wenn auch Entblößtheiten vorkommen, ist doch eigentlich hier fein gemein, zu deutsch frivol nichts, weil da eben gesunde deutsche Gehirne arbeiten; sinnenfrische, aber nicht sinnenschwüle Herzen, die alles Natürliche natürlich anfassen, so daß eine stickige Luft überhaupt nicht aufkommen kann.

Wir haben es hier vorwiegend mit „geflügelten", aber etwas ungebügelten Worten des schwäbischen Zimmermanns, mit blumenreichen Reden und Späßen und Sprüchen und Flüchen des Volks zu tun, die leider vor den Schlag- und Modeworten aus den Tingeltangeln, vor der gebildeten „Humoristik" und „Komik", der undeutschen „Satire" unsrer berühmten Witzblätter immer mehr zurückgehen.

Da wollen wir nun vor allem einmal kennzeichnende Stellen aus den Zimmersprüchen bringen. Eine blauäugige Schalkhaftigkeit, die ihre Quelle im Kindersinn des Thoren, des Hans im Glück hat, lacht uns aus ihnen an, und handwerkliches Selbstbewußtsein im Gewand geheuchelter Einfalt mit einem kräftigen Schuß geerbter Bauernschläue geben das nötige Rückgrat dazu.

Wie hübsch ist es z. B., wenn gleich zum Beginn eines derartigen Spruchs der Zimmergeselle hoch vom Dach herab zu der verblüfften Zuschauermenge, die ein öliges Gesalbader erwartet, sagt:

> Gott walts! ich bin heraufgestiegen.
> Daran könnt ihr sehen, daß ich nicht kann fliegen!
> Doch könnt ich fliegen wie ein Schwan,

Krähen wie ein Gockelhahn,
Mausen wie eine Katz,
Lieben wie ein Spatz,
So wär ich aller Jungfern Schatz . . .

Jetzt kommen einige ernstere Reimzeilen, aber bald blickt wieder der Schalk durch:

Dieser Bau hat viele Balken, Riegel und Pfosten.
Das wird unsern Bauherrn ein gut Trinkgeld kosten!
Ein Dutzend Taler wär das rechte Ziel.
Doch wird ihm das sein ein wenig zu viel,
Drum wenn er uns recht artig tut bitten,
Dann sind wir auch mit drei Dutzend zufrieden . . .

Der Zimmermann Rommetsch in Alpirsbach hatte aber nun einmal einen Bau, von dem mit dem besten Willen nicht gesagt werden konnte, er habe viele Riegel und Pfosten, weil es nur ein Umbau und in seinem neuen Teil bloß die Begrenzung des Raumes war, in dem auch die größte Heldenhochstimme nie zu ihrer vollen Geltung kommen kann. Ein Trinkgeld hätte er aber doch gern mit seinen Leuten gehabt, weshalb er es sich nicht nehmen ließ, auch hier einen Zimmerspruch zu tun, wobei er dem alten Spruch mit Bescheidenheit folgendermaßen nachhalf:

Dieser Bau hat nicht viele Balken, Pfosten und Riegel,
Aber ein Trinkgeld wäre doch nicht übel!
Ich verlange ja nicht so viel,
Der Bauherr bestimme nur selbst das Ziel!

In diesem Spruch heißts dann des weiteren:

Ich bin gereist in das Land Österreich.
Da hab ich gemacht sieben Meister reich:
Der erste ist verdorben,
Der zweite Hungers gestorben,
Der dritte liegt am Raufen,
Der vierte tut alles versaufen,
Der fünfte ward an Pranger gstellt,
Der sechste entlief in alle Welt,
Der siebente gräbt im Narrengarten,
Da will er die sechs andern erwarten . . .

Oder in andrer Abwandlung ganz unbefangen:

Der siebente lief über Land.
Er lief, wie ein Krebs läuft über den Sand,
Und wie ein Fisch schwimmt über den Rhein!
Ihr Herren, wo mag der wohl hinkommen sein? . . .

Zum Schluß kommt dann nochmals das Wichtigste:

Den Zimmergesellen wünsch ich ein Trinkgeld,
Das, wie ich vorhin hab vermeldt,
In drei Dutzend Talern bestehe.
Die nehm ich dann für mich und gehe! ...

Und zum allerletzten Schluß:

Hab ich mein Wort nicht recht gesprochen,
So gebt mir das Fleisch und behaltet ihr die Knochen! ...

Und zum ganz allerletzten Schluß:

Nun hat der Spruch ein End.
Wers nicht glauben will, reibe sich die Händ'!
Jakob Hurlebaus bin ich genannt,
Schtuagert[1] bei Gaisburg ist mein Heimatland ...

Man muß sich aber wohl die Hände reiben, denn es kommt immer noch etwas nach. Es müssen jetzt mindestens noch die Hoche ausgebracht werden, und hier hat sich nun ein Überrest von dem, was einst bei Kirche und Bürgerschaft Anstoß erregen mochte, erhalten. Wenn nämlich das leergetrunkene Glas herabgestürzt wird, werden in den verschiedensten Gegenden Schwabens die Mädchen angerempelt:

Zur Gesundheit schenk mir nochmals ein
Mein Bruder hier daneben
Ein volles, gutes Gläslein Wein,
Die Jungfern sollen leben. Vivat hoch!
Glaubt aber ja nicht, daß alle Jungfern sind,
Ich wills euch zeigen jetzt geschwind,
Das Glas werf ich euch hier hinab,
Und breche über sie den Stab,
Und wenn das Glas zerbricht
Ist in ganz Oberhofen keine Jungfrau nicht! ...

Mancherorts tritt hiezu noch:

Bekommt es aber bloß einen Sprung,
Sind vielleicht noch eine bis zwei herum ...

In Oberschwaben lautet die Fassung:

Jetzt bin ich matt vom Trinken,
So muß das Glas auf die Erde sinken.
Wenn das Glas zerbricht,
Ist keine Jungfrau im Orte nicht!
Bleibt es aber ganz,
So erhalten sie wieder ihren Jungfernkranz ...

[1] Stuttgart.

Manchmal wird dieser schlechte Jungfernwitz auch kürzer verabreicht:

Und jetzt hat dieser Spruch ein End.
Wenn hier noch Jungfern sind, patschen sie in die Händ!

Diese Aufforderung ist nicht auf die leichte Achsel zu nehmen, und wir wollen nur hoffen, daß dabei immer alles fleißig in die Hände patscht; um so mehr, als der Spruch nun wirklich und endgiltig zu Ende ist, und jeder ehrliche Redner auf Beifall rechnen darf. Die im vorigen Abschnitt erwähnte Forderung des Nichtzerbrechens des Glases an manchen Orten ist vielleicht von diesem alten Gottes- und neuen Scherbengericht über die Jungfernschaft hervorgerufen und wäre dann ein ortsübliches Gewohnheitsüberkommen.

Das sind gang und gäbe Witze aus Zimmersprüchen, die sich in allen möglichen Abwandlungen immer wiederholen. Aber wir haben auch Reime und Sprüchlein von nichtzimmermännischen Volksdichtern über die Zimmerleute, wie wir bereits in einigen Beispielen zeigten, und wir glauben nicht viel fehlzugehen, wenn wir behaupten, daß sich die Einbildungskraft des Volkes mit keinem Handwerk mehr beschäftigt als mit dem des häusererrichtenden Zimmermanns.

Manche von diesen Sprüchen werden zwar auch wieder von den Zimmerleuten selber stammen, trotzdem, oder vielmehr gerade deshalb, weil sie sich in ihnen selbst bloßstellen und „foppen". Denn das ist, wie schon erwähnt, die Art des Schwaben und Zimmermanns.

Je nach dem Hochbild, das sich einer gestellt hat, geht das immer darauf hinaus, ein „guter Bruder" oder ein „andrer Bruder", d. h. ein versoffener, geriebener, großzügig verlumpter und gefährlicher Kerl zu sein; als ein ausgeschämter, alter „Kunde" zu erscheinen, dem alles wurst ist, der „die Hosen ins Wasser hängt, damit sie nicht verbrennen!" Dieser besondere Ehrgeiz ist meist bei den Allerjüngsten und im Grunde Anständigsten am ausgeprägtesten.

Ein etwas höheres Hochbild des jungen Gesellen von einem richtigen Mann und Zimmermann ist, einer zu sein, der „bloß zu pfeifen braucht, um an jedem Finger eine hängen zu haben"; oder noch um einen Grad höher: dafür bekannt zu sein, daß man die „Sterne vom Himmel runter schlägt", daß man in seiner Tollheit und Kühnheit vor nichts zurückschreckt. Man will mit kurzen Worten gesagt einfach ein „verfluchter Kerl", wie sich der Norddeutsche, oder „a Kerle" sein, wie sich der Schwabe noch kürzer ausdrückt.

Diese Sprüche werden häufig im Leierton gesungen, und solch ein Leierliedchen heißt:

Zemmermäntle, Zemmermäntle,
Leih mer deine Hosa!
I leih ders net, i leih ders net,
Se hanget hentrem Ofa.
De alte send verrissa,
De neue send versch . . .

Auf das Heldentum des Trinkens gehen die Sprüche:

Zemmermäntle, Zemmermäntle,
Du versoffas Luader!
Wenn da nomol saufa tuast,
No sag is deiner Muader!

Und ziemlich verwildert:

Seiner Lebtag wird kei Zemmerma reich,
Was er verdient versauft er gleich!

Sowie:

Alle Zemmerleut saufat Hompa
Ond wenn se keine Zigarra hent,
No rauchet se au Stompa!

Aber sie betonen dann doch, daß man sie immer wieder brauchen kann:

D Zemmerleut send brave Leut,
Se hauet noch der Schnuar,
Ond wenn se s Geld versoffa hent,
No dont se wieder guat!

Eine etwas weniger gute Meinung hat unser Augustiner Abraham von ihnen. Er schert sie mit den Maurern über einen Kamm:

Zimmerleut und Maurer
Seind rechte Laurer.
Ehe sie essen, messen, stechen und sich besinnen,
So ist der ganze Tag von hinnen.

Das Verwahrloste und Locker-Schneidige ist gekennzeichnet durch:

Aus ists Liadle, nix meh dra,
Mädle, heier kein Zemmerma!
Wo die zemmert, wo die klopft,
Ond zua dir ens Bett nei hopft!

Sogar der grobe Küfer ist kein so schwieriger Bruder wie der Zimmermann:

Aus ists Liadle, nix meh dra!
Mädle, heier kein Zemmerma,
Heirat liaber en Küaferskinecht,
Der versitzt dir s Fi . . . recht!

Aber nicht immer und überall wird der Zimmermann so wüst angesehen. Die Vorliebe des Volkes für ihn und sein Handwerk, von der wir schon in der Einleitung sprachen, zeigt sich deutlich in dem bereits angeführten Spruch:

Zimmerleut sind rechte Leut,
We-mer-na recht z saufet geit!

Der beste Gradmesser für die Zuneigung zu einer Sache ist aber die Liebe des Kindes und hierzu können wir ein wahres Kleinod dieser zimmermannsfrohen Volksdichtung anführen, welches schon das Leibsprüchlein des zweijährigen Jüngsten Ludwig Finkhs war:

Annebabeli, witt mi ha?
J bin e brava Zimmerma!
J will dr s Hüsli baua.
s Hüsli hat e Ställi.
s Ställi hat e Küehli.
s Küehli git e Milchli.
s Milchli hat e Rähmli.
s Rähmli git e Küechli.
s Küechli ka mr esse. —
Annebabeli, tue mi nit vergesse!

So laufen noch viele Sprüche und Lumpenliedlein von den Zimmerleuten und ihrem Handwerk herum, die wir nicht kennen, und auch nicht alle anführen könnten. Weil er besonders auch für die jetzigen Zeiten paßt, stehe hier noch der Hausspruch von 1750:

Das Bauen ist ein' große Lust.
Daß' so viel kost', hab ich nit gewußt!
Behüt uns Gott vor teurer Zeit.
Vor Maurer und vor Zimmerleut!

Und ein ähnlicher schwäbischer Volksspruch:

Behüt uns Gott vor teurer Zeit,
Vor Maurer und vor Zimmerleut!
Denn wo die drei zusammenfinden,
Da fängt der Geldsack an zu schwinden!

Diese Neckreimereien erstrecken sich natürlich nicht bloß auf das eigene Handwerk; die Zimmerleute ergießen ihre dichterischen Künste auch mit Vorliebe über die Maurer. Ein kleines, aber dafür grobes „Gedicht" heißt da z. B.:

A Maurer ond a Stier
Jst a Tier!

Ein größerer, aber auch nicht liebenswürdiger „Reimen“ sagt:

A Maurer ond a Backsteikäs
Verlaufet en der Sonn.
Ond we-mer dia zwei heba will,
Schickt mers noch Kaltabronn.
Do standet se em Schatta,
Do ka des Maura batta!

Wieder ganz mit Witzes Kürze fassen sich:

A Zemmerma ond a Spreißa!
A Schneider ond a Geißa!
A Maurer ist z faul zuam Sch...!

Sehr beliebt sind Gegenreime in der Weise, daß einer den andern mit einem Spruch überbietet. Da spaßt einer:

Em Maurer sei Schurz
Wackelt bloß bei-ma rechta ...

Und sofort übertrumpft ihn ein andrer mit:

Ond wenn a Dohne schwitzt.
No hot er eine gspitzt!

Die Maurersprüfung besteht nämlich unter anderem darin, daß der Maurer so schaffen kann, daß ihm der Schurz nicht wackelt, was natürlich nur möglich ist, wenn er überhaupt nicht schafft! Doch das alles sind ungeheuerliche Verleumdungen, gegen die sich die Maurer wohl zu wehren wissen, wenn sie ihnen zu Ohren kommen! Etwas gerechter verteilt ist das scharfe Werturteil, das sich die Zimmerleute erlauben, in dem Spruch:

En Maurer wo sich buckt,
En Zemmerma wo net schluckt
Ond en Bauer wo net knöllt,
Gibts net auf dera Welt.

Unter Bauer ist hier der Fuhrmann zu verstehen, während die Maurer mit Vorliebe hochfahrend Speisdohne (von Toni) genannt werden. Von diesen fahrenden Bauern, die mit „Langholz“ auf den Zimmerplatz kommen und dabei oft meist ein großes Geknall und Geschrei erheben, sagt der Zimmermann:

D Fuhrleut ond d Narra
Dont em gleicha Ställe scharra.

Geleiert wird:

D Scheraschleifer, d Bürstabender,
D Fuhrleut ond no andre Sender
Stenket stets noch Schnaps ond Bier,
Ond bleibt vor der Hemmelstür.

Auch Megerle hatte hiezu nebenbei gesagt schon eine ähnliche Meinung:

Kutscher und Fuhrleut
Seind nichts zu aller Zeit.
Bei Esel und Rossen
Treiben sie die größten Possen.
Auf dem Esel- und Pferdemist
Selten ein guter Vogel ist.

Auch auf dem Zimmerplatz kommt es einmal vor, daß gefaulenzt wird. Z. B. am Mittag nach einem großen Schmaus, wo der Meister und selbst der Palier einmal ein Mittagschläfchen machen. Da „pressiert" es dann auch dem Zimmermann „langsam", er legt kurzerhand die Zimmersäge weg und sagt schwungvoll auf hochdeutsch zu seinem Arbeitsgenossen:

Kamerad!
Wir legen uns ins Balkenfach,
Das Taglohn muß doch werden!

Sollte aber der Palier nun doch unvermutet erscheinen, bleibt er im Gleichgewicht:

Hat mich kein Meister lieb,
So läßt ers bleiben,
Wer weiß, ob mirs gefällt
Bei ihm zu bleiben.

Der Meister dichtet natürlich so gut wie seine Gesellen. Weil das Dachwerk einer Kirche „wenig mißt" sagt er:

Kircha macha ist a Ehr
Aber macht da Beutel leer.

Sehr viele dichterische Ergüsse veranlaßt der Winter, weil er scharf und hart in das Leben des Zimmermanns einschneidet, und dadurch seine Einbildungskraft in Schwingung versetzt. Die Angst vor ihm klingt deutlich aus dem wehmütigen Spruch:

Der Sommer goht ommer,
Der Holder wurd schwaarz;
A Zemmerma ben-e,
Kein Kreuzer verspart!

Etwas härter ist:

Der Winter kommt,
Der Winter kommt,
Die Meister werden stolz,
Sie sagen zu den Gesellen:
Gang naus ond spalt mer Holz!

Das Holzspalten ist sonst nur Sache der Lehrlinge und Taglöhner, und daher eine Herabwürdigung des zünftigen Zimmergesellen. Dafür trumpft er dann im Sommer, wenn es an Arbeitskräften mangelt, auf: „Meister, 10 Mark Schuß oder d' Hauptsumm!"

Sehr forsch wird der Winter angepackt in dem Spruch:

> Und kommt der kalte Winter,
> Und der Zimmermann hat kein Geld,
> So reist er behende
> Durch die ganze Welt.

Das sagt er aber nur im Übermut des Sommers, denn in Wirklichkeit hat das Reisen im Winter die allergrößten Schwierigkeiten, und dem Zimmermann ist der schlechteste Platz da lieber als die beste Penne.

Wenn ihm im Winter bei grimmiger Kälte die Hände am Winkeleisen hängen bleiben und die Finger „pitzeln" oder „hornigeln", nimmt er Spreizstellung ein, klappt einige Dutzend mal die Arme auf und zu, wie ein Vogel seine Flügel, und behauptet dabei gedankenvoll:

> Paulus schrieb an die Korinther,
> Zimmern ist nicht gut im Winter!

Und alsobald macht sein Kamerad diese seltsamen Armbewegungen, die ausgesprochen erheiternd aussehen, nach, und ergänzt diese Bibelweisheit mit:

> Und er schrieb an die Epheser:
> Trinkt net aus so kleine Gläser!

Dieses Armklappen gehört eigentlich in den vorhergehenden Abschnitt, denn es zählt ausgesprochen zu Handwerksbrauch und Gewohnheit. So lächerlich es einem bei dem sonst auf Haltung so viel haltenden Zimmermann erscheint, wird der Versuch sich warm zu machen nie anders gemacht als so, und ein Füßetrappeln und Händereiben würde als kindisch und unzünftig empfunden. Der staunend zusehende Stift wird mit den Worten: „So wird man warm!" aufgefordert, es ebenso zu machen.

Wo der dichterische Schwung nicht ausreicht, treten die fast noch schwungvolleren, geflügelten Worte in ungebundener Rede auf, die dann wieder zur Erhöhung der Feierlichkeit gerne auf hochdeutsch einherstelzen; und zwar im Sinn des berühmten: Ich habe mir die hochdeutsche Sprache so angewöhnt, daß e se gar nemme lau ka!

Dabei ist es auffallend, mit welcher Breite, wie wir eben schon sahen, noch das Biblische bei unsren Zimmerleuten fließt, und welch bedeutende Rolle der Pfarrer in ihrem Gedankenleben spielt. Allerdings keine, die der Würde seines Standes entspricht, sondern eine, die ihn im Gegen-

teil immer ein wenig lächerlich erscheinen läßt. Ungezählte Witzgeschichtchen laufen auf den Zimmerplätzen über die Pfarrer herum, über die katholischen und die evangelischen, die nicht bösartig gemeint sind, aber allgemein Menschliches, insbesondre im Punkt Liebe, doch ausgesprochen auf die Diener Gottes zu vereinigen belieben. Das hat an und für sich gegen die Pfarrer gar nichts zu sagen, und ist nur ein Beweis dafür, wie tief bei dem Zimmermann und dem Volk trotz der völligen Abwendung von der Kirche und der jederzeit betonten Abneigung gegen sie, immer noch die Kirche sitzt, und welche Macht sie auch heute noch ausüben könnte, wenn sie wieder den Anschluß an das Volk, an unsre Zeit, an einen lebendigen deutschen Gott, finden, wenn sie wieder Volkskirche werden könnte.

Wenn das Wort zünftig das „dritte", so ist „Pfaff" gewiß das vierte Wort des Zimmermanns! Überall Geschichtchen und Zötchen von Pfaffen, so daß einer, der diesen Stand nicht kennt, im Zweifel sein könnte, ob er sie zu den Halbgöttern oder Halbteufeln rechnen muß.

Es können diese Geschichten trotz des ungemeinen Witzes, der in ihnen steckt, nicht angeführt werden; es ist das auch nicht notwendig, und nur einige geflügelte Worte, die sich unmittelbar aufs Handwerk beziehen, mögen diese Sache andeuten.

Wenn es einem Lehrbuben schwer fällt und er die schmerzenden, zerschundenen Hände zeigt, heißt es grob: „Wärst Pfarrer worde, von der Bibel hättst keine Blodere kriegt!" Ungenaue Arbeit entschuldigt ein Gesell dem andern gegenüber, indem er sagt: „So genau triffts kein Pfaff, daß net ein Haar dazwischen kommt[1]!"

Von der Bibelfestigkeit der Zimmerleute zeugt besonders das Witzwort, das regelmäßig fällt, wenn von einem eingestürzten Bau die Rede ist: „Bei denen hats halt auch geheißen: und ihre Werke folgen ihnen nach!

Neben den Pfarrherren kühlt sich der Witz des Zimmermanns, wie wir schon vorhin sahen, am liebsten an den Maurern, sowie auch insbesondre den Bauern. Der Bauer erscheint dabei immer als ein ungehobelter, dummer Tolpatsch, der Haare lassen muß. Wir bringen später noch Stücke von ihm, und wollen hier nur einige Späße über den Maurer und den Fuhrbauern, der „heller" aber auch unflätiger als der Ackerbauer ist, bringen.

Wenns einem Zimmergesellen Montags, beim Arbeitsbeginn „nicht ganz gut" ist, sagt er gerne: „Die Woch will doch auch gar net aufhören! hat seller Maurer am Montag Morgen gesagt!" Oder auch:

[1] Die Redensart ist bekannt. Statt „trifft" steht ein anderes Wort.

„Ists noch net bald Zahltag? sagen die Maurer am Montag Abend!“ Über die Bequemlichkeit des Maurers wird gespottet: „Der Maurersschweiß ist teuer, da geht eine ganze Woch auf ein Gramm!“ Oder: „Wenn ein Maurer schwitzt, ist ebbes passiert!“ Und: „Bua, lang mir au mein Hämmerle, an mei'm Fuß leits! hat seller Maurer g'sagt!“ Der Schnee wird Maurersgift genannt.

Über Maurer und Fuhrleute wird gewitzelt: „Wie kennt man einen Maurer und einen Bauer auseinander, wenn sie auf die Welt kommen? Der eine schreit nach dem Feierabend und will einen Backsteinkäs, und der andre fangt an z'fluchen, weil ihm seine Mutter Milch statt Schnaps gibt!“

Die Fuhrleute allein werden gekennzeichnet mit: „Wenn ein Bauer auf d' Welt kommt, dann muß schon eine Geisel mit einer neuen Treibschnur daliegen, daß er gleich knallen kann!“ Ferner wird behauptet: „Einen Bauer läßt der Petrus net in Himmel nein! das hat er einmal tan, dann hat der Kerle gelogen, daß sich d' Himmelsbalken bogen haben, und d' Zimmerleut nur zu springen gehabt haben mit Absprießen!“

Diese Anwürfe beantwortet der Bauer dann weniger mit Gegenhieben, denn witzig ist er nicht, als mit einem fürchterlichen Schimpfen, das nur so über den Platz hallt. Trotzdem es ihm eigentlich schmeichelt, daß er solch ein Teufelskerl sein soll, stellt er sich wütend und brüllt, wenn er gar nichts mehr weiß, schließlich: „Ihr Lugabeutel! ihr Holzböck, ihr Zimmerochsa, ihr Horuckaffa, ihr Hutsimpel, ihr Hosahengst, ihr Schickbrüder, ihr Bogaspucker, ihr Sparraköpf, ihr Nägelklauer! ihr könnt mich ja alle im . . . !“ — Das als kleiner Vorgeschmack für die Schimpfkunst des Zimmerplatzes! Die Zimmerleute lächeln zu all dem bloß überlegen, und es genügt ihnen, daß sich der Bauer jetzt von ihrer Vesperstelle zurückzieht; das wars, was sie erreichen wollten.

Auch der Lehrling bekommt natürlich seinen Anteil an diesen Flügelworten ab. Den Schmerz muß er im vollsten Sinn des Worts verbeißen, denn wenn er einen Spreißen hat, wird ihm geraten: „Zieh ihn raus und verbeiß ihn, daß er net eitert!“ Haut er sich öfter in den Fuß oder Finger, wird er getröstet: „Wenn das ungeschickt Blut voll haußen ist, hörts von selber auf!“ Bei einer verletzten Hand wird er regelmäßig zu einem der Wissenschaft bisher noch unbekannten Heilmittel aufgefordert: „Da s . . . . chst drüber nunter, dann heilts schnell!“ Beim Balkenaufnehmen heißts: „Lupf, dann meint der Teufel du sterbest!“ Bringt er aber den Balken nicht hoch, oder hebt er ungleich, dann gibts verklemmte Finger und blaue Nägel. Da wird dann bloß gespöttelt:

„Hättst glupft, no hättest d' Dauba net nunterbracht!“ Das ist natürlich leichter gesagt als getan!

Alles, was der Lehrling angreift, muß von Anfang an richtig getan werden. Lieber soll es langsamer gehen als unzünftig, denn: „Wie mans lernt, so treibt mans!“ Das ist der Hauptsatz der handwerklichen Weltweisheit, der noch um ein bedeutendes wichtiger ist als die Erkenntnis- und Erfahrungssätze: „Wie der Herr so's Gescherr!“ und: „Wie man ißt, so schafft man!“ Mit letzterem Wort wird der Lehrling in der Gesittung des Essens erzogen, daß er nicht zu hastig und nicht zu faul ißt, und dabei nicht schmatzt. Da kann es dann wohl auch noch lebhaft mißbilligend heißen: „So ißt ein Maurer, aber kein Zimmermann!“

Wenn der Lehrling beim Dacheinlatten an jedem Drahtstift lange herumnagelt, wird er strenge gerügt: „Auf 2 Schläg muß der Nagel drin sein! Da gibts kein Geklöpf wie bei einem Schuster!“

Werden Sparren genagelt und er trifft bei seinem unsicheren Stand da oben hoch in den Lüften, und weil es ihn noch ein wenig schwindelt, mit der Axt öfter den Sparren, statt den Sparrennagel, wird er ausnahmsweise auch einmal liebenswürdig geuzt mit den Worten: „Wenn du sieben mal daneben haust, kriegst's Meisters Tochter:“ Steht der Dollenbohrer nicht senkrecht, heißt es regelmäßig: „Bohr dich net in d' Füß!“ oder etwas schärfer: „Wart, ich häng dir einen Senkel an d' Nas'!“ Soll der Stift irgend etwas suchen uno findet es nicht, wird seine Sehkraft geschärft mit: „Wart, ich setz dir d' Stadtbrill auf!“ Kann er das Gesuchte trotzdem nicht finden, bückt sich der Geselle und sagt, während er die gesuchte Balkenlehre emporhebt: „Das ist doch auch kein Essig!“ Einen Baubeflissenen dünkte nun einmal dieses Wort etwas lächerlich und er sagte deshalb naseweis: „Nein, das ist Holz!“ Da berührte ihn aber auch schon unsanft die gesuchte Hohmeßlatte, und der Geselle sagte gleichmütig: „Aber net daß du meinst, das sei gehauen! Das ist bloß, daß du sagen kannst, was schärfer ist, Holz oder Essig?“

Insbesondere zur Entschuldigung oder zum Tadel schlechter Arbeit hat der Zimmerplatz eine Unzahl blumiger Redensarten. Vor allem wäre da wieder das berühmte Zimmermannshaar zu erwähnen. Große Genauigkeit ist nämlich nicht die Stärke des Zimmermanns, und wenn es irgendwo um einen „halben Schuh“ fehlt, sagt er unbefangen: „Um ein Haar, dann täts passen!“ Das haben nun die Maurer, die so wenig aufs Maul gefallen sind, wie die Zimmerleute, wohl aufgefaßt, und spotten: „Ein Zimmermannshaar ist 7 Zoll;“ oder noch ärger: „so groß, wie der jüngste Lehrbub mit der Axt schmeißen kann!“

Wenn es beim „Aufschlagen" nicht paßt, kann man den Ausdruck hören: „'s Zieglers Heu wirds schon bringen!" Das heißt wohl, der Druck der Ziegel wird es schon noch zusammenbringen. Die Zimmerleute sind sich aber ihrer Schwäche wohl bewußt, und weil beim Aufschlagen, wo es nicht paßt, mit der Axt nachgeholfen wird, daß die Späne fliegen, sagen sie: „Zum Aufschlagen muß der Zimmermann eine scharfe Axt han!" Die Axt ist nämlich sonst meist nicht geschliffen.

Wenn ein Junggesell ein Stück Holz zu kurz abschneidet, tröstet ihn der ältere Kamerad mit Hohn: „Gelt, dir hat der Hund 's Maß gefressen!" Noch um einen Grad bissiger ist: „Hast wieder 's Maß so g'nommen?" Dabei hält der Redner die Hände in einem gewissen Abstand auseinander, um so das sehr ursprüngliche Maßnehmen zu verbildern. Noch mehr Geringschätzung drückt der zornige Ausruf aus: „Du hast ein Augenmaß wie eine wilde Sau!"

Am wenigsten entschuldigt wird, wie früher schon erwähnt, das ungeschickte Handhaben der Axt. Wenn da einer beim Holzhauen — wie das Beschlagen der Balken aus Rundholz heraus genannt wird — mit Axt oder auch Breitbeil öfter daneben kommt, wird er verhöhnt: „Hast noch kein Treffwasser (Schnaps) g'habt heut?" Oder ganz verächtlich: „Geh in d' Apothek und hol dir um 3 Pfennig Treff!"

Für Fehler und Mängel hat auch der Meister seine Sprüchlein bereit. Wenn z. B. der Bauführer bei ihm über geworfene, geschwundene, oder gequollene Böden Klage führt, sagt er überlegen: „Es gibt Buchhalter, aber keine Holzhalter!" Oder geradezu mit der Würde eines Professors: „Bei Mensch, Vieh und Holz ist die Schwindsucht unheilbar!" Dagegen ist dann natürlich nicht mehr anzukommen!

Wenn einem Gesellen beim Zuschneiden der Stegentritte ein Stück Holz zu „wüst" ist, meint der Meister menschenfreundlich: „Die wüsten Mädle wollen auch 'en Mann!" Macht der überempfindliche Geselle aufmerksam: „Meister, das Holz ist mürb!", wird er belehrt: „Was mürb! mürb gibts beim Becken!" Und wehrt er sich nun gar „knitzes" oder „rotstreifiges", d. h. stock- und rotfaules Holz zu verschaffen, wird der Meister endlich ernstlich böse und sagt sehr anzüglich: „Was, faul! d' Leut sind faul, aber net 's Holz!" Da hat nun der Geselle sein Fett weg, und reißt künftig das Maul nicht „wegen jedem Muckens...e" auf.

Das gewichtigste Meisterwort ist aber seit einigen Jahren das geheimnisvolle „Schnitt ab". Da werden bei dem Sägmüller die Bauhölzer oder Schnittwaren um einen halben oder ganzen Zentimeter schwächer

bestellt, als sie vorgeschrieben sind, und diese Verschwächung dann dem Bauführer gegenüber — so der drauf kommt — mit ungenauem Schneiden der Säge, oder gar mit Schwinden erklärt. In Wirklichkeit geschah das aber im Einvernehmen mit dem Sägmüller, und eine solche Bestellung nennt man dann „mit Schnittab"! Da soll nun noch jemand behaupten, die deutsche Sprache sei zu grob für geschäftliche Feinheiten! Gegen dieses Geschäftsverfahren wendet sich, nebenbei gesagt, der größte Teil der Meister mit allem Nachdruck.

Neben den zünftigen Rufworten des Zimmermanns beim Balkentragen gibts eine ganze Menge wilder, die ebenfalls ihre Blumen haben. Sie müssen Abwechslung in die Eintönigkeit der Arbeit bringen, oder auch zu besonderen Anstrengungen aufstacheln.

Bei einem besonders schweren Balken, oder gar beim Aufladen eines Standenbaums muß die ganze Platzmannschaft antreten. Bedenklich sieht man den Baumriesen an, ob die Kraft für ihn auch reiche. Da sagt einer aufmunternd: „Auf! wenns a Wurst wär, täten wir sie fressen!" und es geht dann gewöhnlich. Sollte er aber trotz dieses belebenden Ausspruchs sich nicht erheben, spottet ein andrer, während alles nach Atem schnappend dasteht: „Nocheinmal so, dann bleibt er liegen!" Jetzt tritt aber der Palier hinzu und sagt wild: „Herrgott, man könnt grad meinen, ihr hättet ... dreck im Kreuz! Den lupf ich allein! hoch — auf!" und er steht selbst hinunter, und nun gehts tatsächlich.

Stehen zwei Kameraden vor einem immerhin zu tragenden Balken, und der „müdere" sagt vielleicht zaudernd: „Das ist ein schwerer!", muß er wohl die geringschätzige Antwort des anderen einstecken: „Was schwer! Solche Hölzle han ich früher an der Uhrenkette rumtragen!" Manchmal wird dieser Müde bei Inangriffnahme einer neuen Arbeit mit den wohl ganz dichterischen, aber noch mehr spöttischen Worten aufgemuntert: „Faßan ist ein schöner Vogel!" Wenn man nämlich z. B. nach dem Vesper die Arbeit neu angreift oder anfaßt, heißts oft mit Schwung: „Faß an, Josef!"

Die Rahmenschenkel genannten Hölzer für Verschläge, die schwächsten, die der Zimmermann verarbeitet, nennt er nie anders als Damenschenkel.

Wenn sich kurze Balkenstücke oder Pfosten beim „Nachhauen" von den Klammern lösen, erscheint die Redensart: „Die kleinen Hölzle und die reichen Mädle wollen den Zimmerleut net halten!"

Im vollsten Sinne des Wortes geflügelt ist der Ausdruck schnalzen. Denn was schnalzt, fliegt! Besonders wenn der Zimmermann einen „dubbeligen" Kameraden hat, läßt er es den ganzen Tag hindurch und

bei jeder passenden Gelegenheit schnalzen. Er macht damit seine liebsten Späße, und diese Späße sind so bildkräftig, daß sie nicht nur auf das Gehör, sondern auch auf das Gefühl wirken. Wenn da z. B. irgendwo ein Brett oder Holz eingespannt ist, und das „taub Tier", das ihm hilft, bemüht sich vergeblich es freizubringen, „gewichtet" er nur unvermerkt an der richtigen Stelle mit der Axt und läßt dadurch das Hindernis schnalzen, d. h. plötzlich mit Federkraft herausspringen, so daß es unter Umständen den ungeschickten Kameraden vom „Gerüst hinunterhaut" oder ihm wohl gar eine Rippe einschlägt. Das war alles schon oft genug da, und der Zimmermann regt sich, wenn ihn der Helfer schon längere Zeit durch seine Tappigkeit ärgerte, nicht besonders auf, auch wenn die entfesselte Naturkraft oft stärker schlägt, als er nun gerade wollte. Er kann da nicht dafür, daß der Simpel gerade dort hin stand, wo es hin mußte! — Wenn der Lehrling die Dollen zu dick macht, heißt es: „das sind Hundsf . . . l, aber keine Dollen!" Der Geselle nimmt dann wohl solch einen mißratnen Dollen, legt ihn dem neugierig zusehenden Stift gegenüber auf den Balken, und läßt ihn schnalzen, d. h. er schlägt geradezu mit der Treffkunst eines Indianers so mit dem stumpfen Teil der Axt auf die Kante des Dollens, daß er in einem hohen Bogen heraus, und dem Lehrling schmerzhaft ins Gesicht fährt.

Ihr Beruf bringt es mit sich, daß die Zimmerleute immer die Taschen voll Drahtstifte haben, und es wird ihnen nachgesagt, daß sie diese auch gerne „mitlaufen" lassen, was allerdings früher, wo sie geschmiedet wurden, mehr zu bedeuten hatte als heute. Das verteidigen sie nun mit dem alten Spaßwort: „Der Zimmermann muß alle Tag zwanzig Nägel mit heim nehmen, sonst ist ebbes passiert!" Es sind hier natürlich die stets in Gefahr befindlichen Finger- und Zehennägel gemeint.

Die Sprüche und Späße und Neckereien, die wir hier anführen, sind größtenteils durch das Alter und durch ihre Verbreitung durch ganz Deutschland geheiligt, weshalb wir uns nicht scheuen, sie in ihrer ganzen Derbheit wiederzugeben. Wir können das an dem letzten Spruch durch unsern schwäbischen Augustiner nachweisen. Abraham a S. Cl. spaßt schon in dem erwähnten Buch um 1699 über die Zimmerleute: „Ihre lederne Tasche ist weit spitzfindiger als sie, denn sie immerzu gestohlene eiserne Nägel nach Haus trägt, und glauben auf solche Weis seye ihr Glück am Nagel gehängt."

Er fährt dann fort: „Wegen Brennholz zu Haus seynd sie weiter nicht sorgfältig, denn sie tragen so viel Blöckel mit sich, daß sie auch könnten eine Glashütten damit versehen; sie sollen aber gedenken, daß

der David wegen eines kleinen Fleckel, welches er dem Saul hinweg geschnitten, hat büssen müssen, was wird dann ihnen geschehen? Gleichwohl gibt es aber fromme und ehrliche Zimmerleute, die schlimmen können sich einen hölzernen Hosen-Träger (Galgen?) machen."

Das geht nun für heute entschieden zu weit und trifft höchstens noch bei Arbeiten im Neubau zu. Da machen allerdings die Maurer den ganz bösen Witz, ein Zimmermann gehe abends mit einem Bund Latten leichter über Feld, als ein Maurer mit dem leeren Sutterkrug am Morgen! Auf dem Platz aber findet gewöhnlich ein schwunghafter Späneverkauf statt, und selbst wenn der Zimmermann wollte, würde er nicht viele Blöckel wegbringen, aus dem einfachen Grunde, weil in die Hosentaschen nicht viel hineingeht, der Rucksack aber, den der Maurer trägt, bei ihm fehlt.

Diesen Maurersrucksack nennt der Zimmermann aus wohlerwogenen Gründen Hasenkirchhof, und zahlt den Anwurf der Maurer nicht schlecht damit heim, daß er sagt: Wenn ein Maurer daheim einen Geisenstall bauen, oder noch ein Stöckle auf sein Haus naufsetzen will, nimmt er so lang jeden Tag einen Backstein mit heim, bis es langt!" Das alles natürlich nur gegenseitig ganz und gar im Spaß!

Vom Zornmut der Zimmerleute, ihrer leichten Reizbarkeit und ihrem Schimpfen haben wir vorne gehandelt. Die Fülle ihrer Schimpfnamen ist unerschöpflich, und da nicht zuletzt in ihnen die Bildkraft, die wir suchen, steckt, wollen wir eine kleine Auswahl der gang und gäben Schimpfworte des Zimmerplatzes, wie sie uns gerade einfallen, geben.

Man findet natürlich diese Ausdrücke auch sonst im Volksmund, sie treffen immer den Nagel auf den Kopf, und sie haben für jede Wesensart eine besondere Abtönung bereit. Ein Geschniegelter wird Pomadehengst genannt; ein Schüchterner ist ein Heiligenpfleger; von einem Bequemen wird gesagt: „das ist ein andrer Baumrausreißer!"; von einem Umständlichen: „der zieht die Hosen mit der Beißzang an!" Ein Fauler wird Lahmech genannt, ein Ängstlicher ist ein zahmer Engländer, ein Handlungsgehilfe ein Tintenschlecker, ein kleiner Ladeninhaber ein Spitzbubereilädlesbesitzer, ein Zerfahrener und Unmännlicher ein Gispel und Dattele, ein Dicker eine Blunze, von einem Grobnäsigen heißts: „der mit seiner Rammsnas'", ein Kleinlicher ist ein Diftele oder Zündhölzlesspalter, ein Sparsamer ein Entenklemmer, ein Versonnener ein Wolkenschieber, ein Langer, Schlanker ein Schlangenfanger, ein Kleingeistiger ein Spatzenhirn, ein Vermöglicher ein Speckjäger oder Renntier, ein Durchtriebener ein Galgennagel, ein öfter Betrunkener eine Rauschkugel,

ein Unpünktlicher ein Zottel oder Schlamper, ein Unkameradschaftlicher, Gewissenloser kurzweg ein Trieler.

Sehr beliebt sind die Zusammensetzungen mit Sau und Hut, die gerne stabreimen: Sausimpel, Sauf. . . . l, Saurammel, Saudackel, Säutreiber usw. — Huthengst, Hutsimpel.

Auf die Farben gehen: der ist blau, d. h. leicht anzulügen, roter Spitzbub, rote Finassel, geler Siech, grüne Giftnudel, schwarzer Blitz, schwarzer Zigeuner.

Für jedermann bestimmt und ohne besondere Ansprüche auf Witz sind Wohllaute wie: Allmachtsbachel, Heuviech, Grasdackel, Hornochs, Rotzaff, Affenpinscher, Himmelhund, Bärentreiber, Zigeuner, Schnallentreiber, Galott, Bodenlump, Granatenfetz, Zuchthäusler, Gotteszellfetz, Fetzenberger.

Mehr für die zünftige Umgebung vorbehalten bleiben: Walmuschjäger, (Kittelstehler), Biwäkler oder Plattwichser (eine Platte reißen oder wichsen = im Freien übernachten), Bollenhengst (zu einem Steinhauer), Pfannenflicker.

Wenn es bei der Arbeit plötzliche Hindernisse und Schwierigkeiten gibt, werden die berühmten „ellenlangen" Flüche getan. Noch völlig im Gleichgewicht befindet sich der Zimmermann, wenn er bei einem mißratenen Stück spaßt: „Meister, d Arbeit ist fertig! hat seller Maurer gsagt, sollen wir sie gleich flicken?" Schon etwas hitziger ist: „Viermal hingnagelt, fünfmal weggrissen!" Oder: „Dreimal abgsägt und noch z'kurz!" Das ist ein wenig Galgenlaune, denn es soll natürlich „und jetzt zu kurz" heißen! Wenn's ganz schlimm ist, kommt ein kurz hervorgestoßenes: „Jetzt verreck!"

Ähnlich zornig ist: „Wenn no au alle Katza Küah wäret!" Wird dieser Ausruf ganz gegeben, dann ist die Stimmung mehr launig: „Wenn no au alle Katza Küah wära, ond alle Küah Milch gäba, ond alle Milch Wei wär, ond aller Wei mei wär, no hätt i am längsta zemmert!"

Wir müssen diese Blüten nun in vollem Schwäbisch geben und kommen damit jetzt auf die eigentlichen Flüche. Es gibt da sprachliche Kunstleistungen, und wir können es nicht umgehen, sie zu bringen, obgleich dem schwere Bedenken gegenüberstehen. Denn diese Flüche sind größtenteils roh, lästerlich und unflätig, und könnten manchen Leser sehr in seinen Gefühlen verletzen. Wir haben aber hier nicht über Sitte und Anstand zu sitzen, sondern ganz unseitig das wiederzugeben, was unsre Sache kennzeichnet.

In diesen Flüchen kehrt sich nämlich, wie wir schon an dem zuletzt angeführten fluchartigen Ausruf sahen, scharf unser germanisches dichterisches Grundfühlen des Stabreims hervor. Seit Hunderten von Jahren wenden unsre Dichter den eingeführten östlichen Schlußreim an. Aber hier bei unsren Volksdichtern schlägt aus dem roten deutschen Blut in der Erregung des Zornes, in der alles Angelernte versinkt, und sich das eigentlichste Wesen des Menschen hervorkehrt, noch der Funken des In- und Anlauts hervor, genau wie vor 2000 Jahren bei unsren Hildebranden und Hadubranden.

Es gibt Flüche allgemeiner Art, und ganz persönliche, selbsterfundene, oder doch selbständig so zusammengestellte Flüche. Der zimmermännische Durchschnittsmensch gebraucht die gangbare Fluchmünze und verkürzt sie oder verlängert sie bloß, je nach dem Grad seines Zorns. Dem schöpferischen Flucher jedoch genügen diese Dutzendflüche nicht, er hat seine eigenen, stehenden Wendungen, und erfindet fortwährend, und aus dem Gegenstand des Zorns heraus aus dem Stegreif neue, die oft die lächerlichsten und ungereimtesten Zusammensetzungen haben, aber nichts desto weniger dem, welchen sie treffen, niemals lächerlich sein werden. Denn der Ton ists, der die Tonkunst macht, und diese Tonkunst hat einen solchen Ton eiskalten Grimms, daß selbst dem Unbeteiligten dabei das Lachen vergehen könnte.

Mehr als ein Ausruf der Freude aufzufassen ist: „Heiland! Mailand!" — „Heidasack!" und „Heidasabel!" werden nur von „Christkindle" gebraucht. — „Sapperlot, Sappermost, Sackerlost, Sackerluft, Sapperment, Sackzement, Kreuztürkasabel, Kreuzgrabbasalot!" usw. sind gutgelaunte Fluchumgehungen. — „Himmelsackzement!" und „Himmelsakrament!" werden schon deutlicher.

Erstaunen drücken aus: „Rotzdonnder!" mit derbem Reimzusatz: „Rotzdonnder lang nonter!", und „Heilandsack!" — „Kreuztürka!" und „Kreuzteufel!" sind schon zornige Ausrufe, besonders der zweite. — „Kreuzkruzifixtürkasakrament!" wird jetzt allmählich künstlich und wild.

„Hei... sakrament" und „Sternsakrament" sind die gewöhnlichen Flüche. — „Himmelhagelstuagertstern!" ist schon schwer entrüstet, will aber das Fluchen noch „verheben". — „Himmelhagelstuagertsternbernstrohlsackerment aber au!" ist nun ganz los aller Gewissensbedenken, kann vor Wut kein Ende finden, und ist in dieser Aufreihung ein persönliches Eigentum des Fluchers.

Am häufigsten sind die Zusammensetzungen mit dem alten donarschen Donnerwetter. Das Gewöhnliche ist: „Da soll doch auch gleich ein

Donnerwetter drein nein schlagen!" — „Kruzifix!" „Kruzifixdonnerwetter!" und „Malefitzdonnerwetter!" brausen schon jähzornig auf. — „Kreuzmillionendonnerwetter!" und „Kreuzkruzifixdonnerwetter!" werden noch breiter. — „Kreuzkruzifixgrabbagranatadonnerwetter!" und „Kreuzschleizschweizschwefelschwadafadagnadaschadadonnerwetter!" sind ganz besondere und persönliche Blüten von der kindischen und lächerlichen Art, wenn man den Ton nicht hört! Ganz neuzeitlich war aber jener Zimmermann, dem im Neubau die Handsäge gestohlen wurde, und der dann fluchte: „Sch... sschiaberhurajudajommerjammerdonnerwetter!" Noch verzweifelter war ein andrer Weltkriegssoldat, der sich leistete: „Himmelhagelhurahöllaschwellagsellaschwefelfrevelgrabasoldatadonnerwetter aber au!"

Der regelmäßige Fluch eines verbissenen, alten Gesellen war: „Wenn no au glei alle alte Stei'stahlbei'altweiberfunzla Feuer schlüga!" Statt Funzeln gebrauchte er aber ein andres Wort, das ebenfalls stabreimt, und wenn er in richtige Wut kam, wurde diese Verwünschung noch breiter und wüster.

Am besten konnte es jedoch der alte Nachtmann, ein Junggeselle, der einige Zeit in Amerika gewesen war, fast nur von Bier lebte, und bloß zu Zeiten gesprächig wurde, dann aber gleich recht. Es brauchte lange, bis er in Wut kam, aber dann, wenn er einmal zu fluchen anfing, hörte er überhaupt nicht mehr auf. Er erhob sich, ganz fahl werdend, mit gesträubtem Schnauzbart in seiner ganzen hageren Länge, rollte die schwarzen Augen, warf schäumend vor Wut sein ganzes Geschirr „unters Grüst" hinunter, und fluchte mit einem Grimm, der am liebsten hätte Himmel und Erde einstürzen lassen: „Wenn no au glei a heiligs, siadigs, feurigs, steirischs, na'gnagelts, weggrisses, nomolna'gnagelts, ond wieder weggrisses Kreuzmillioneng ... j ... donnerwetter überzwerch ond da langa Weg, kreuzweis ond em Zickzack drei nei schlüg, daß d' Fetza nausfahret!"

Diese Flüche gelten vorwiegend der Tücke des Gegenstands. Aber auch ungeschickte Kameraden werden mit härtestem Vernichtungswillen angeflucht: „Wenn di no s Donnerwetter verschlüg!" Noch böser: „Wenn di no glei a siadichs Donnerwetter in Kreuzgrundserdboda nei schlüg!" Oder bösartig: „Wenn dir no der Strohl ins Hirn nei führ:" Und am wütendsten: „Wenn dir no glei a siadiger, geeler Blitz en dei kromms, wurmstichichs, stinkichs Hirn nei führ, daß 's dir d Hoor auf em Kopf romdreha tät, ond d Nasalöcher acht Tag lang rauchet!" Das ist ein Beispiel witzlosen, wüstesten Fluchens.

Ganz sonderbar klingt das Fluchwort eines Mannes, der sonst ein Spaßvogel war: „So a verbohrts, faulichs Kribbelkrabbeldackeldeckelhirn so a damischs, wie du eis host, ghört ausgschwefelt!" — „Du ghörst mit Glasscherba klistiert!" und ähnliche Ausdrücke sind häufig und allgemein bekannt.

Viele Zusammensetzungen gibt es mit dem alten Vivatsruf. In den Zeiten, da dieses echt schulgelehrte Hochgefühlswort, das neben dem Ausruf Viktoria lange Zeit gewissermaßen unsre gehobensten Gefühle fälschte, ins Volk eindrang, sagte man statt Hurrapatriot offenbar: Vivatslump. Das Volk fühlte eben damals, wie auch heute noch beim „Patrioten" scharf, daß, wer aus seinen Reihen Vivat schreit, nicht Vivat denkt! Dieses Vivat ist nun heute nicht mehr erkenntlich, und wird jetzt nur noch wegen dem Stabreim verwendet. Z. B.: „So ein Vi-Vats-Bundeslump!" Vivat wird abgesetzt ausgesprochen und dabei etwa als Vieh-Fetz gedacht. Daher: „Das ist doch ein Vi-Fatz-Fetz!" Vermehrt mit Wut in persönlicher Form: „So ein Vifatzfederlesgotteszellfetz, so ein ausgfranzter!" Der Mann, dem das galt, hatte eine Feder auf dem Hut!

Wie wir sehen, werden die „Dummen" auch ohne gerade zu fluchen und zu verwünschen rücksichtslos angefaßt. Bekannt ist: „Wenn man mit dem eine Riegelwand nausschlagen tät, dann tät er noch fragen, wo's bockelt!" — Oder sagt einer zu dem ungewandten Kameraden, der ihm hilft: „Wenn du mein Verstand hättest und ich dein Geld, dann wär uns beide schon lang vergantet worden!" auch: „Dann wär der eine im Irrenhaus und der andre im Armenhaus!" — Das ist natürlich eine Rüge in Witzesform, und zwar eine sehr derbe, die nur anscheinend alle beide trifft. Gemeint ist einzig und allein bloß der Ungeschickte, der ganz genau weiß, daß dieses Wort eigentlich heißt: „Wenn du meinen Verstand hättest und ich dein Geld, dann wäre uns beiden geholfen!" Das wurde ursprünglich auf einen angewendet, der mehr Geld als Verstand hatte. Da aber der Geldbesitz bei den Zimmerleuten selten ist, solche Umstellungen jedoch dem Zimmermann ausnehmend gut gefallen, so daß er dieses Wort nicht fallen lassen mochte, wandelte er es zu beliebiger Anwendung wie vorstehend ab. Und es ist da nun bemerkenswert und für seine oft verwickelte Gedankenschichtung, die alles nur andeutungsweise erkennen lassen will, kennzeichnend, wie er nun in jener schon erwähnten, überspringenden Denkweise, die vor allem das Eigenlob in den Wind schlägt, auch sich selbst bewitzelt. Für den andern wäre es aber nicht ratsam, das zu tun!

Auch gegen Krankheit und unverschuldete Gebrechen sind die Zimmerleute unter Umständen unbarmherzig. Wenn ein Schwindsüchtiger viel

hustet, heißt es z. B. mit erschreckender Bildhaftigkeit: „Der hat den Kirchhofsjodler!“

Auf ein Donnerwetter folgt immer Regen, in dessen Güssen wir ebenfalls die mannigfaltigsten Schimpfblüten finden, jedoch mit dem Unterschied, daß, während das Donnerwetter herbeigewünscht, das Regenwetter immer verwünscht wird! Da kommt z. B. plötzlich ein Platzregen und man steht geschwind unter. Unfehlbar wird dann einer, zuerst noch in bester Stimmung, den kindlichen Wunsch aussprechen: „Jetzt sollts Fünfmarkstück regna, aber bloß da in mein Hut nei!“ Aber der Regen „heitert sich allmählich zu einem Wolkenbruch“ auf, und weil das längere Unterstehen den Zimmerleuten am Stundenlohn abgeht, werden sie jetzt allmählich böse. Im tiefsten Groll gegen das Geschick stößt ein Alter, der Weib und Kinder daheim hat, hervor: „Wenns no au amol Schleifstei regna tät!“ Ein jüngerer ergänzt naseweis: „Mit samt de Triebel!“ Diese Verbesserung seines Spruchwissens durch den „jungen Lackl“ ärgert aber nun den ersten schwer. Er sagt darauf böse: „Von mir aus Schmiedknecht mitsamt de Ambos!“, blickt verdrossen an den Himmel, ob's denn gar nicht mehr aufhöre, und geht dann schließlich mit dem geradezu an Schoperhauerschen Weltschmerz grenzenden Ausspruch: „Jetz leck' mich die ganz' Welt ......!“ heim. Die Jungen, Ledigen aber bleiben auf dem Reißboden sitzen, trinken den Vormittag vollends durch und erzählen sich selbsterlebte Räubergeschichten.

Wenn unsre Bildung irgendwo ein „Zitat“, anbringen kann, wird sie nicht verfehlen das zu tun, denn sie bezeugt damit die unumgänglich notwendige Belesenheit oder Kenntnis der alten Dichter. Solches Tun ist dem Zimmermann zum Lachen, und niemals führte er an: „Durch diese hohle Gasse“ usw., auch wenn er das kennt. Er schafft sich die Flügelworte, die er braucht, selbst! Schafft sie sich jeden Tag neu, und die Umgebung greift sie auf, bis sie abgegriffen sind, und wieder etwas andres dran kommt.

Wir kannten da z. B. einen Alten, der, wenn einer zu einem Loch hinaus wollte, in das er nicht hineingehörte, regelmäßig mit launigem Ernst rief: „Zu = = rrruck! pupperlepapupp!“ Das war so bildkräftig als der ewig rückwärts befohlene stolze Cid. Mit der Zeit rief man bei jedem Bund Latten, mit dem man nicht weiter konnte: „Zu = = rrruck! pupperlepapupp!“ und der Erfinder dieses Wortes kam damit auf allen Plätzen herum. Ein andrer wurde berühmt durch den Ausdruck: „Da hats Ratten!“, wenn es irgendwo nicht ganz geheuer war. Man fühlte in diesem Wort geradezu das Unheil wimmeln und überall hatte es eine

Zeitlang Ratten, auch wenn bloß der Meister im Bau war! Dan kam wieder etwas andres auf. — Wir haben es hier eben mit selbstschöpferischen Menschen zu tun und nicht mit geistigen Wiederkäuern wie sonst so breit im bildungs-weisheitstriefenden Deutschland.

Durch das ganze Mittelalter hindurch gab es bei uns die bekannten Meistersänger. Die letzten vier sollen im Jahr 1839 in Ulm ihre Zunftabzeichen an einen Zunftverein abgegeben haben; aber erloschen sind sie trotzdem nicht! Der Meistergesang geht nun wild weiter im Schwabenland, und wird jetzt durch die Gesellen gehandhabt. Es ist zwar ein sehr formloser und niederer Gesang, der meist mehr wie ein unflätiges und wüstes Schimpfen sich anhört, und mit Vorliebe derbste Geschlechtlichkeiten anzieht. Aber eben darin erinnert er an noch ältere Vorbilder, an die skaldischen Bauerndichter in den Isländergeschichten, vor deren, nebenbei gesagt, übermenschlichen, schauervollen Leiden- und Reckenschaften die homerischen Helden der deutschen Heldendressur unsrer höheren Schulen nur zage, spielende Kinder sind[1].

Dort verhöhnt ein Wikingheld den andern mit längeren oder kürzeren Reimgesätzen, und sucht ihn mit schlagfertigem Witz an Einbildungskraft und Reimkunst zu überbieten. Dasselbe tun heute noch unsre Zimmergesellen, und wenn sie auch keine Silben mehr zählen wie die Meistersänger, und nicht mehr in Tönen singen, wie die Wikinger, so zeigen sie doch, daß die uralte germanische Skaldenzunft, daß der Volksdrang zum Dichten und Wettreimen bei uns noch lange nicht ausgestorben ist.

Der vorhergehend gegebene Maurerswitz vom wackelnden Schurz und die zwei biblischen Wintersprüche waren bereits Beispiele dieser Art Dichtung. Wie wir sehen, ist sie zum Teil von niederster Spaßlust genährt; aber sie treibt doch ihre Blüten, so gut sie sie unter den jetzigen Verhältnissen treiben kann. Wir haben bei den genannten Beispielen stehende Rede und Gegenrede vor uns, aber diese Reimerei wird auch von Einzelnen im Stegreif ausgeübt. Sie werden gewöhnlich Reimenmacher genannt und zu ihrer Kunst von den anderen herausgefordert. Z. B. mit den Worten: „Meier reiß auch einmal wieder einen Reimen!" Wenn der Meier dann gerade in Stimmung ist, tut er das, und lachend antwortet der Gegenkünstler, so einer da ist. Die Merker fehlen dann bei diesem neuzeitlichen Sängerkrieg auf dem Reißboden ebenfalls nicht, denn alles paßt wohl auf, und beifälliges Gelächter belohnt den Tüchtigsten.

[1] Siehe die Sammlung „Thule, Altnordische Dichtung und Prosa", deren Herausgabe ein unvergängliches Verdienst um die deutsche Geisteswelt ist.

Es ist oft erstaunlich, welche Gewandtheit und Schlagfertigkeit da von diesen Reimenreißern entwickelt wird, und wir entsinnen uns, daß sich diese Kunst manchmal auch zu höheren Stoffkreisen aufschwingt. Aber sammeln lassen sich diese wie Eintagsfliegen aufflatternden Stegreifdichtungen nicht so leicht, und wir können hier nur einige kurzatmige Beispiele der gewöhnlichsten Art geben.

Der bekannte Spruch- und Reimenmacher Meier von Gerlingen ist also anwesend. Ein Taglöhner namens Michel, der bei all seiner Krümme ein verkappter Dichter und Denker ist, tritt herzu. Da sagen die andern: „Meier, da kommt der Michel, den nimmst hoch!" Und der Meier spricht auf der Stelle:

Jetzt kommt der Michel,
Kromm wia a Sichel,
Ond lahm wie-n-a alter Karragaul!
Aber en Schick hot er wia a Faust em Maul!

Der Michel hat aber schon mehr abgefangen als das! Er dichtet einfach, was er denkt, was nicht jeder Dichter tut, und sagt nicht ohne Schärfe:

Halts Maul du Dackel!
Du host jo kein Vatter!
Ond au kei Muader.
Ond dei Bruader,
Der hockt em Zuchthaus, zua dem ghörst du.
Aber mi läßt en Ruah!
Gelt!

Ein anderer Reimenreißer, der dicke Schmidt, sagte einmal etwas witziger, aber nicht ganz selbstschöpferisch zu einem Kameraden:

Der Baste ond sei Weib,
Dia lieget ens Bett zuam Zeitvertreib.
Ond wenns en en dem Bett wird z domm
No warglet se en der Stuba rom.
Ond wenn se do gnuag gwargelt hent,
No ganget se wieder ens Bett.
Do betet se aber net!
Wenn is no au so hätt.

Der Baste begegnete dem wüst aber schlagfertig:

Der Schmidt ond sei Sau,
Dia möget anander au!
Ond wenn en s Fressa nemme schmeckt,
No send se bald verreckt!

Darauf kam die Antwort:

Do hoſt recht,
Mei Sau iſt net ſchlecht!
Drom tua e ſe au möga,
Ond auf da Spätleng metzga.
Du kriagſt no au a Wurſt!

Das war gut abgefangen, weil der Baſte eine andere Sau gemeint hatte. Der rundete nun wohlgeſtimmt ab:

Aber no au ebbes z ſaufet dazua für da Durſt!

Jeder rechte Zimmermann muß „hinausgeben" können, und wer keinen eigenen Witz hat, der ſammelt ſich wenigſtens einen Vorrat von ſtehenden „Sprüchen", Redewendungen, von denen es eine ganze Menge gibt, und wie ſolche auch unter dem zuletzt gegebenen Beiſpiel ſtecken. Dieſe Trümpfe und Gegentrümpfe werden natürlich vorwiegend in ungebundener Form gegeben, und erſt hier kommen wir zu den eigentlichen Rede- und Schimpfkämpfen, vor denen die der homeriſchen Helden wie matte Pfeile gegen platzende und allerdings auch ſtinkende Granaten erſcheinen.

Es iſt ein edler Wettſtreit ſich gegenſeitig im Vorwerfen von meiſt erfundenen, aber auch erlebten „Schandtaten", Abenteuerlichkeiten zu überbieten, wobei neben der uns ſchon bekannten lebhaften Einbildungskraft eine ausgeſprochen geſchulte Sprech- und Denkgewandtheit zu Tag tritt, die mancher bei dem ſonſt mit dem Mundwerk ſo ſchwerfälligen Schwaben nicht ſuchen würde. Da folgt unter dem geſpannten Zuhören der andern, „wer Meiſter wird", Schlag auf Schlag, Rede ſteht gegen Rede, wie wir das auch ſchon in der gebundenen Form ſahen, und unerſchöpflich leert ſich der Born des Witzes und Spottes, und füllt ſich wieder von neuem.

Die Urſache der Schimpfwettkämpfe iſt gewöhnlich irgend ein mehr oder weniger harmloſer Spaß, den der eine macht, und der bei dem andern eine empfindliche Seite trifft.

Da kommt z. B. eines Tages einer mit ein paar nagelneuen „Langſchäftern" auf den Platz. Er tut ſich ungemein viel auf ſie zu gut, und ſpiegelt ſich mit Wohlgefallen in ihrem tiefſchwarzen Glanz. Er iſt aber ein kleiner Mann, und die Stiefel nehmen ſich deshalb ziemlich ſchwerfällig an ihm aus.

Den Beißwänger, einen großen, plumpen Kerl, den vielleicht auch ein wenig der Neid ſticht, reizt das zum Spott, und er kann die bekannte Redensart nicht „verheben":

„Wo wollen denn auch die großen Stiefel mit dem kleinen Mann hin?"

Mit dieser Fopperei kommt er aber bei dem wohl „kleinen aber teufelhäftigen“ Haueisen zum Richtigen, und es zeigt sich bald, daß der Große wohl an Kraft, aber nicht an Witz und Grütz überlegen ist.

„Dir in d Gosch nein, daß ein armer Schlucker auch einmal was unter die Zähn kriegt“, gibt der Haueisen ohne Besinnen zurück.

„Da könntest aber unterwegs hängen bleiben, Kleiner!“

„Dann könntest du das Zahnweh kriegen!“

„Von so einem Frosch wie du noch lang net!“

„Ja, es kann halt net bei jedem Menschen so ein großer Mann in so einem kleinen Hirn stecken, wie bei dir!“

„So ein Zündkegel will von kleinem Hirn schwätzen! Du hast bloß einen großen Geist, aber kein Lot mehr Hirn als ich! Einen Geist wie ein Schnapskolben; auf deine Stiefel!“

„Nein, eine Nas‘ wie ein Kolben tuts auch, wenn man sie hat. Eine Nas wie ein Lötkolben, und ein Geist wie ein Luftballon[1]!“ Ein Luftballon kann steigen, wenn auch nichts drin ist als Luft! Hast das jetzt begriffen, Langer, oder soll ich dir's noch deutlicher sagen?“

„Wenn nur du nicht steigst! Ich brauch bloß blasen, dann steigst höher als der Zeppelin, und kommst überhaupt nimmer runter!“

„Ja, dann blas' nur fest, dann gehst vielleicht auf wie die Frösch, am Abend wenn sie quaken, und wir brauchen dich schon nimmer aufblasen, und können dich gleich verhopfen zu Putzlappen, dann hast doch noch einen Wert!“

„Zum Verhopfen gehören ein paar Füß her! Aber die Deinen sind ja bis ans Knie nauf abglaufen, von lauter Kohldampfschieben!“

„Ja, wenn ichs recht bedenk, dann sollt ich mir ein Stück anschiften, dann könnt ich auch aus jeder Dachrinn saufen wie so ein langs Trumm wie du!“

„Das hättst du schon lang tun, wenn zum Schiften net ein bisle mehr gehören tät, als in deinem Spatzenhirn steckt!“

„Drum bleib ich auch vom Reißboden weg! Aber sie sagen, du seist einmal eine halbe Stund drauf gwesen. Da hätts nachher ausgsehen, grad als seien ein paar Hennen mit dreckigen Füß drauf rumglaufen!“

„Den Spruch hat schon dein Ähne tun, und dös sei net der Hellst' gwesen!“

„Aber ein Gramm von deiner Dummheit hätt ihm doch seiner Lebtag glangt!“

[1] Der Beißwänger hatte eine klobige Nase, und der Haueisen griff sich dabei spöttisch an Stirn und Nase.

„Wer ist denn dümmer wie du? Wenn deine Dummheit grillen tät dann täten die Hund auf der Straß verrecken!"

„Und wenn du so groß wärst wie dumm, dann könntest den Mond im Sitzen küssen!"

„Und wenn du nicht zu stumpig wärst, dann könntest mich im Stehen im Adler treffen[1]!"

„Stumpig darf man sein, wenn man nur hinlangen kann! Aber wenn du so grad wärst wie krumm, und so hell wie dumm, dann könntest ein Kirchendach mit den Augendeckeln aufschlagen und mit den Füß dazu d'Kellergewölb ausschalen."

„Mit den Dummen treibt man die Welt um, aber ich hab wenigstens noch keine Stiefel gstohlen!"

„Stiefel können halt bloß Leut stehlen, und keine alten Weiber!"

„Ja, aber mit denen da hasts doch net verraten! Da steckst ja drin wie neingspitzt!"

„Soll ich sie dir gleich schenken, oder erst morgen?"

„Schenk sie dem Teufel und seiner Großmutter! Da drinnen tät ich net 's Beckenexamen bestehen[2]!"

„Da hast recht, und recht muß ich dir geben in dem Fall, sonst kriegst in deinem Leben nimmer recht!"

„Du Mäntle, du naseweises! Recht hab ich immer! Auch mit den gstohlenen Stiefeln! Und handvollweis' Zigarren hab ich in den Läden auch noch nie mitlaufen lassen, daß ich bald damit handeln könnt!"

„Wenn man das nur fertig bringt, dann kann man noch ein großer Kaufmann werden! Aber ich kenn einen, dem sind einmal die gstohlenen Würst schuhlang unterm Kittel unten rausghängt, da hat sie ein Hund gschnappt und der Wurstzottler hat erst nichts ghabt!"

„Deswegen hab ich damals einenweg ein paar Liter Bier trunken, und bin nachher hellauf zum Tanz, und hab ein paar Stöpsel wie du einer bist zünftig nausgschmissen, wo sie einen Zweifel ghabt haben, wegen einem Mensch; verstehst Kleiner! Aber wenn du von weitem einen Bierbrauer in ein Eck nein stehen siehst, dann hast schon einen Rausch wie ein Bretzetenbub und liegst im Kandel und fütterst d' Fisch, das kennt man!"

„Ja weißt, Beißwänger, die Ochsen kriegen keine Räusch und wenn sie noch so viel saufen!"

„Du Lauser, was verstehst du von der Viehzucht!"

---

[1] Es war aber der Götz von Berlichingensche Ausdruck. — [2] Das Bäckerexamen ist: eine Sau in den Schlappschuhen fangen.

„Schon mehr als dein Vater, sonst hätten wir heut ein andres Zuchtvieh!“

„Kerle, jetzt ists genug! Wenn du jetzt noch ein Wort sagst, dann hau ich dir eins an Backen hin, daß du d' Engel im Himmel singen hörst!“

„Laß das nur! Du bist im Hirn net musikalisch und mit der Hand kannst net geigen. Und mein Bogen ist auch gschmiert, wenn's grad sein muß!“

„Wenn du einmal verreckt bist, dann muß man dir Gosch noch extra totschlagen!“

Der Kleine, der den plumpen Menschen nicht beleidigen, sondern bloß seinen Witz leuchten lassen wollte, kommt ihm jetzt entgegen und sagt:

„Hannes, ich sag dir bloß 's, Umbringen ist bei mir noch lang net gnug, ich gehör verschossen!“

„Ja, aber mit .... dreck“, antwortet der Erzürnte nun wieder etwas besänftigt, und der andre läßt ihm großmütig „das Letzte“.

Ein andermal „hängt“ einer dem andern „an“, indem er von ihm sagt:

„Der kennt seinen Vater net und seine Mutter net!“

„Aber du die deinen! Das sind die Zigeuner, die gestern mit ihrer fahrbaren Heimat da vorbeikommen sind.“

„I wo! Denen bist du vertronnen, weil du zu dumm zum Rübenrupfen gwesen bist und Hieb kriegt hast wie ein Nußsack.“

„Und du bist dem Henker unter dem Galgen vertronnen; aber ghengt wirst doch noch!“

„Aber erst, wenn du mir vorher den Weg zeigst; weißt, dös Leiterle nauf!“

„Den zeig ich dir, und flieg dann mit meinem Taschenflugzeug davon, und du Dackel hangst!“

„Jawohl hang ich! Dir an die Füß hin, dann kannst mich spazieren fliegen so weit es langt.“

„Dann s ... ich dir auf den Kopf, daß du gern fahren läßt!“

„Wie willst denn das machen, wo du deine Händ net frei hast? Dann s ... t du also bloß in d' Hosen! Achtung! jetzt giebts nimmer bloß einen fliegenden Holländer, jetzt haben wir auch einen fliegenden Hosens ....! Da sitzt er und läßt die Flügel hangen wie a Gans, wenns donnert. Hebt ihn, sonst fallt er um, der arm Kerle, und wir haben eine Kindsleich!“

Ein wieherndes Lachen schneidet jede weitere Erwiderung des Abgeführten ab.

So ähnlich geht es bei diesen Anhängereien, bei diesem „Sich-steigen-lassen“ immer hin und her. Trumpf fällt auf Trumpf, die Zuhörer lachen bei den besten Abfuhren schadenfroh, immer bissiger wirds, immer hitziger, bis schließlich einer nicht mehr mitkommt und beschämt schweigt. Manchmal wird der Spaß auch äußerlich zum Ernst, und der Unterliegende hätte nicht übel Lust, den mangelnden Worthieben durch Fausthiebe nachzuhelfen, wie in dem zuerst gegebenen Beispiel, das dem Leben möglichst getreu nachgezeichnet ist. Aber das leiden hier die Zuschauer nicht. Der „Meister“ gewordene ist meist auch so anständig, seinem schwächeren Gegner über die Niederlage wegzuhelfen und sagt wohl begütigend: „Hättst dein Gosch net immer wieder aufgrissen, dann wären wir schon lang fertig!“ Dann ist wieder alles gut, und es bleibt kein Groll zurück, der sich sonst wohl gelegentlich bei einem Richtschmaus oder einem sonstigen Trinken in einem schweren Hieb oder kalten Stich entladen könnte.

Ränke und Schwänke

Was ein Lügenbeutel ist, weiß jeder Schwabe, und wenn einer mit Kunst aufschneiden kann, läßt er sich diesen Ausdruck auch ganz gerne gefallen. Der Lügenbeutel weiß allerhand Dummheiten und Späße, Ränke und Schwänke, und wenn ihm mal das Trumm ausgeht, spinnt er einfach ein neues. Auch abenteuerliche Erzählungen und die soeben angeführten Spaß- und Schimpfredekämpfe können wir unter diesen Sammelbegriff nehmen. Was da beim Vesper, bei Mittags- und Regenpausen und sonstigen innerlich erhebenden und befreienden Anlässen zum Vortrag kommt, könnte es, was Einbildungskraft anlangt, manchmal mit jedem morgenländischen Märchenerzähler aufnehmen, wenn es sich auch um keine Feen, Prinzessinnen und Zauberer, sondern bloß um Teufel, Räusche, Läuse und andres Ungeziefer dreht.

Wenn da z. B. einer dem einleuchtenden Gedanken Ausdruck verleiht: „Wenn ein Schoppenglas so groß wär, wie ein Kirchturm, und ein Kirchturm wie ein Schoppenglas, dann brüchte man die Gläser nicht so oft füllen und tät nicht so hoch runterfallen", dann ist er noch lange kein Lügenbeutel, zeigt aber immerhin, daß er die nötige Einbildungskraft dazu hat.

Schon mehr auf dieses Gebiet hinüber spielt das Witzlein: „Ein Zimmermann ist einmal zwei Stock hoch runtergfallen. Dann hat ihm ein Nachbarsweib zur Stärkung eine Flasch Bier bracht. Die hat er austrunken und gfragt: ‚Wie hoch muß man dann eigentlich runterfallen bis man eine Flasch Wein kriegt?'"

Oder wenn das Geschichtchen von den Zimmerochsen erzählt wird: „Ein Meister hat eine Magd ghabt, die hat einen Taglöhner zum Schatz ghabt. Wenn es dann allemal Vesperzeit gwesen ist, hat sie den Gsellen gschrien: ‚D' Maurersviecher und d' Zimmerochsen und die Herren Taglöhner sollen zum Vesper kommen!'" Da lachen die Zimmerleute dann über die voreingenommene Magd, die die Taglöhner über das gelernte Handwerk setzt, und der Lügenbeutel kann, zufrieden seines Erfolgs, auf eine neue Lüge sinnen.

Er geht nun zur Abwechslung einmal an die Juden und kraftbildet: „Ein Zimmermann hat einmal mit einem Juden eine Wett um 10 Mark gmacht, er hau mit der Axt so genau, daß er ihm 's Schwarz unterm Nagel weghau. Da hat er ihm den halben Finger wegghauen, und der Jud hat gschrien: ‚Wai! i han gwonne!' Ein Mordsgelächter erschüttert den Reißboden."

Oder muß der „Krauter" was leiden: „Ein Zimmermeister auf dem Land ist einmal in der Kirch eingschlafen. Da hat ihm träumt, er und sein Lehrbub täten Holz hauen. Wie nun der Pfarrer in seiner Predigt gsagt hat: ‚Ja, meine Lieben, der Unglaube reißt immer mehr ein!' ists dem Mann gwesen, als sprech der Lehrbub: ‚Meister, 's Holz reißt ein!' Da ist der Alte wütend worden und hat laut, so daß man's in der ganzen Kirch ghört hat, grufen: ‚Saudackel, no hau dagege!' Dabei ist er aufgwacht und ganz erstaunt gwesen, daß ihn wegen dem bißle Schlafen alles so giftig anguckt. Der Pfarrer aber ist puterrot worden vor Zorn und hat von der Kanzel runtergschrien: ‚Nun seht ihrs selbst, Geliebte, wie sie ihr Natterngift gegen die Diener des Herrn speien!"

Neben diesen Harmlosigkeiten gibt es aber auch Sachen, denen ein Körnlein Salz und Pfeffer nicht fehlt. Besonders in den beliebten Spaßfragen kommt es oft zu einer hochpolitischen Entladung, die durchaus nicht mehr unbefangen ist.

Zum Beispiel: „Wann ist bei den Zimmerleuten am meisten g'schennegelt worden? Anno 48, wo sie über's Deutsche Reich ein Schutzdach hätten machen sollen, daß auch die Spatzen drunterbauen können. Aber das Reich ist versoffen, und die Spatzen sind net vertloffen! Die sind blieben, und jetzt bringen wir die Kerle nimmer raus aus dem großen Bau, den man Reichstag heißt, und müssen sie halt schwätzen lassen[1]."

In einer andern Fragestellung wird auch die allerneueste Neuzeit angeschnitten: „Warum sind die Zimmerleut ein Verkehrshindernis? Weil sie's gewesen sind, die die Welt, dort wo sie aufhört, mit Bretter vernagelt haben, sonst könnten wir vielleicht auch noch in das große Loch nausfliegen, das da kommt und mit Recht singen: ‚Valet will ich dir geben nunmehr, du schnöde Welt.'"

Eine besondere Rolle spielen die „Hofnarrenstückle", und da diese Gestalt aus dem geistigen Gesichtskreis des Volks schon lange verschwunden ist, müssen wir annehmen, daß sie sehr alt sind. Da erzählt unser Lugenbeutel und Spaßvogel: „Ein Hofnarr hat einmal zuguckt, wie sich zwei

[1] Das wurde schon vor dem Weltkriege gesagt.

Zimmerleut beim Auseinanderschneiden von einem Balken abplagt haben, und immer die Säg so hin- und herzogen haben. Da hat er denkt, dem kann man abhelfen und hat über den Mittag die Säg auseinanderghauen!"

Oder: „Zwei Zimmerleut sind über den Mittag im Schatten glegen und haben gschlafen. Da hat der Hofnarr dem einen mit dem Breitbeil den Kopf wegghauen nnd gsagt: ‚Der wird schön gucken, wenn er aufwacht und hat keinen Kopf mehr!' „Man sieht wie hier der Hofnarr nicht als verkappter Weltweiser, sondern noch in der älteren Bedeutung des richtigen Narren aufgefaßt wird.

Weitaus am meisten Teilnahme findet der Lügenbeutel, wenn er ein Teufelsstückchen zum Besten gibt. Denn der Teufel ist, wie wir schon bemerken konnten, eine Hauptgestalt des Zimmerplatzes und wird in allen Gangarten vorgeritten. Er ist immer der Dumme, man stellt sich sozusagen mit ihm auf du und du und fürchtet ihn niemals. Das deuten schon die Redensarten an: „In der Höll kommt kein Zimmermann auf den Reißboden, da muß alles Gewölbe einschalen!" Und: „Einen Zimmermann will der Teufel nicht in der Hölle, weil ihm einmal einer den Schwanz abgehauen hat." Besonders das erste Bild des das Höllengewölbe abstützenden, unentbehrlichen Zimmermanns ist von eindrucksvoller Kühnheit.

Eines dieser Teufelsstückchen, und zwar eines der einfacheren, wollen wir einmal zur Steigerung der Anschaulichkeit in vollständiger Redeweise in dem gemäßigten Schwäbisch bringen, wie es vorgetragen wurde, und wie es in Stuttgart gesprochen wird. Der Lügenbeutel spricht:

„A Zemmerma hot amol en Werksatz ghet. No ist der Teufel komma, kohlpechrabaschwaarz wia a Kameefeger am Samstich Obed, ond hot sich draufgsetzt. Dazua hot er a Gsicht an den Zemmerma na gmacht, grad als wöllt ern fressa. Des hot den aber weiter net scheniert, ond er hot seelaruhig weitergschafft wia wenn nix wär. Aber do ist der Teufel no bald frech worda, hot sich auf da Herra von dem Platz nausgspielt, ond den Meister rombugsiera wölla. — So lang bis des dem z domm worda ist! ond er noch der Axt glangt hot. Aber so oft er au noch em ghaua hot, s hot kein Wert ghet, der Teufel ist flenker gwä wia er, ond emmer wieder wo anders gsessa mit seim zotticha Kuahschwanz. Ond d Zong hot er rausghängt, so lang wia mei Arm do, ond fuierrot wia a siadichs Eise! ond hot den Zemmerma ausglacht, daß er sei eiges Holz verhau!

Do ist der no zletzta wild worda ond hot dem schwaarza Spitzbuaba älles, was em grad onder d Händ komma ist an Ranza nagschmissa: d

Axt, s Stemmeise, s Klopfholz, d Zemmersäg, so daß er jetzt doch gern da Gscheiteste markiert hot ond d Platta putzt hot. Do hätts aber nochher gstonka, grad als wenn mer a Faß ausgschwefelt hätt! Ond weil er am ganza Ranza blaue Mäler ghet hot, ond des natürlich net grad guat do hot, hot der schielich Bock dem Zemmerma no en schwera Duck do. Er hot em sei Holz verwenscht, daß überall do, wo von dem Gschirr ebbes nagfalla sei, an Ast rauswachs. Vorher ists Holz so astfrei gwä wia a schö durchwachsener Speck em Kraut, aber seit sellem Tag, wo der Teufel draufgsessa ist, hots Äst, daß em Teufel davor grausa könnt! Dia ganz schwaarze, harte hot d Axt gmacht, mit dera hot scheints der Ma scho au viechsmäßig zuaschlaga; dia durchfallende send vom Stemmeise ond dia langlechte, wüaste von der Zemmersäg."

Dann äußert sich die Einbildungskraft wieder besonders in den schon berührten Reden und Gegenreden, und insbesondre das Reisen und fremde Länder und Sitten müssen da in den geistigen Wettkampf und neuen zünftigen Meistersängerkrieg eintreten.

Da erzählt z. B. einer, als er in Italien gereist sei, hätten sie dermaßen Läuse gehabt, daß man sie jeden Morgen mit dem Brotmesser hätte abkratzen müssen.

Einen andern läßt dieser buchstäblich lausige Ruhm nicht ruhen und er versichert, bei den „Schlawacken" sei das noch ärger gewesen, und sie hätten sich schließlich nicht anders zu helfen gewußt als dadurch, daß sie die Staude[1], wie die Einheimischen, im Hof bei den Hühnern aufgehängt hätten. Die läsen dann alle sauber ab und würden fett dabei.

Das hätte bis jetzt noch alles wahr sein sollen. Aber nun kommt ein Dritter und lügt: „So lang die Läus bloß im Hemmed sind, hat das nichts zu sagen; aber wenn sie einmal in den Kittel kommen! Wie ich seinerzeit durch das Krainer Land gereist bin, sind sie dermaßen an mir ausgeschwärmt, daß ich mir den Walmusch[2] hab festbinden müssen, sonst hätten sie ihn mir davontragen. Aber glupft hats ihn immer, grad wie wenn der Wind neinführ, und wenn kein Wind gangen ist, haben die Leut verwundert guckt, was ich denn da für einen besonderen Wind hab!" — Da lacht dann natürlich alles.

Oder dreht es sich um die Mädchen, und wie diese einem Zimmermann, der Schneid hat, nachlaufen.

„Im Rheinland hab ich eine auf den Hut gsteckt und eine ins Knopfloch!" prahlt einer.

[1] Hemd. — [2] Kittel.

„Die Polinnen sind noch viel schärfer", erklärt ein anderer Sachverständiger. „Wenn man da in einer Stadt abends ein rotes Halstuch anzieht und pfeift, hängen einem gleich ein ganzes Dutzend am Arm und reißen einem den Schnurrbart fast raus."

„Wie ich durch Serbien kommen bin," übertrifft das ein Dritter, „hab ich einmal bei einem Bauer übernachtet, der hat zwei Töchter ghabt. Ich leg mich abends leer ins Bett und wach morgens mit einem Mädle links und einem Mädle rechts auf. Und wie ich mich da natürlich beschwer, ist der Bauer noch beleidigt und schmeißt mich naus. — Nachher hab ich erfahren, daß das dort so der Brauch ist. Da hab ich natürlich nichts mehr dagegen ghabt, und wenn ein ganzes Dutzend neben mir glegen ist! Aber warm wirds einem da, und ich hab mir immer einen Eisbeutel zwischen die Zehen[1] legen müssen."

Diese Schilderungen sind gewöhnlich noch anschaulicher, und wir können ihnen nicht ganz folgen.

Ränke und Schwänke werden aber nicht bloß erfunden und erzählt, sondern auch vor allem gehandelt. Wenn dabei häufig der Hammer und die Axt eine Rolle spielen, darf uns das bei den Männern der Tat und vom Blitz und Donner, die wir vor uns haben, nicht wundern.

Die Sache mit den ins Gesicht springenden Dollen haben wir schon erzählt. Das gibt aber nur blaue Mäler, und die vergehen wieder! Unangenehm und kostspielig ist es jedoch, wenn einem der schönste nagelneue „Sonntagnachmittagsausgangspanoramastrohhut" mehrfach durchlöchert wird. Mit einem solchen kommt nämlich eines Tags ein zimmermännischer Schwung, der die Nacht durchgetrunken hat, unmittelbar vom Tanzsaal auf den Platz. In Anbetracht des ernsten Hammerschwungs ihres Handwerks finden nun die Zimmerleute diesen Hut von Panamastroh einfach herausfordernd und ganz und gar unpassend für einen Zimmermann. „Dem will ich für Strohhüt tun!" sagt ein alter Schwarzbefilzter, als er sieht, daß der Strohhutige seine empfindliche Kopfbedeckung einen Augenblick zur Schonung ablegt. Er ergreift sie ungesehen und „ums Numgucken" ist der schöne Hut mit einigen 20 cm langen Sparrennägeln an die Wand genagelt. Das ist ein ganz zierlicher Spaß und erhebt jede rechte Zimmermannsseele bis zum Palier hinauf hoch. Keiner hat gesehen, wer es getan hat, und der Geschädigte flucht umsonst.

Noch unangenehmer ists für einen Fuhrmann, der große Reden auf dem Reißboden hält, wenn er plötzlich seinen Fuß festgewachsen findet,

[1] Es wurden vollere Körperglieder genannt.

so daß er, als er weggehen will, wie ein Sack umfällt. Da hat ihm nämlich einer blitzschnell und ohne daß ers in der Hitze des Gesprächs beachten konnte, einen Nagel durch die Stiefelsohle geschlagen.

Oder es bringt einer öfter Räusche oder gar einen „Schnapsdampf" auf den Platz. Das können die Zimmerleute nicht leiden. Alles zu seiner Zeit: im Wirtshaus wird getrunken, und am Sonntag kann einer einen Rausch haben, aber auf dem Platz wird geschafft! Als die „Rauschkugel" einmal am Feierabend auf dem Werksatz liegen bleibt, wird er mit Drahtstiften darauf festgenagelt, und als er in der Nacht von seinem Dusel aufwacht, findet er sich auf den Balken wie festgenietet. Wohl oder übel muß er so die Nacht zubringen und merkt sich das oder verzieht sich von diesem ungemütlichen Platz.

Ärgerlich ist es auch, wenn man seinen Kittel anziehen will und bemerkt, daß in den Ärmeln schon einer steckt. Sie wurden nämlich mit nassem Sägmehl ausgestopft, das nun mühsam entfernt werden muß, und kaum mehr herauszubringen ist.

Diese äußerst witzigen Späße gingen noch an. Aber wenn man einem, der sich in einer Sprechzelle ohne Fernsprecher befindet, wie solche bei Neubauten aufgestellt sind, Pflöcke vor die Türe schlägt, so daß er das stille Gespräch mehrere Stunden fortsetzen muß, geht das übers Bohnenlied. Aber nützlich ist es für die Allgemeinheit doch, denn von dieser Stunde an muß der Betreffende nicht immer gerade zu einer Zeit diesen Ort aufsuchen, da man ihn zu einer schweren Arbeit braucht.

Wenn einem schlappen Kerl, der nichts auf sich hält, die ausgefranzten Hosen am Leib mit der Axt gekappt werden, oder mit demselben Feinwerkzeug einem Lehrling das zu lange Haar abgenommen wird, kommt es vor, daß sich die Betroffenen aufregen, und womöglich noch für ihre Haut fürchten, trotzdem sie wissen sollten, wie genau der Zimmermann mit der Axt trifft. Es soll allerdings dabei schon lebhaft sich rötende Hautabschürfungen gegeben, und der Stift — aber bloß weil er nicht ruhig hielt — ein ganz kleines Stückchen vom Ohrläppchen verloren haben. „Das ist besser als wenns in Hals neingangen wär!" heißts dann tröstend.

Außerhalb des Zimmerplatzes, wo sich der Zimmermann freier und ungebundener fühlt, geht es immer bunter zu als unter der strengen Platzordnung. Besonders im „Kundengeschäft", das im Taglohn geht, wobei also langsame Arbeit nicht dem Meister, sondern dem Kunden auf den Geldbeutel fällt, kommt es vor, daß die Arbeitszucht der Zimmerleute nachläßt. Und das ist nun die Gelegenheit, wo die sogenannten „Stückchen" geliefert werden.

Da wird z. B. auf dem Land einem Zimmermannspaar in der Brautnacht das Dach so weit abgedeckt, daß man mit einer Spritze beikommen kann. Es ereignet sich dann zum Erstaunen der beiden glücklichen Langschläfer das unbegreifliche Naturereignis, daß ihnen bei strahlendem Sommerhimmel der Regen durchs Dach und durch die einfache Bretterdecke hindurch, ausgerechnet bis ins Bett hineinkommt. Als der Mann aufspringt und nach diesem verrückten Wetter guckt, fährt ihm ein Regenguß mitten ins Gesicht. Aber von unten her! und er begreift und ruft weise beschwörend hinaus: „Das habt ihr net schlecht gmacht, das gibt ein Fäßle heut abend!" Und allsobald hört der Regen auf.

Oder es fehlt einem Bauern, der nicht einmal einen Most zum Vesper spendet, morgens die hölzerne Stiege in seinem Haus, so daß die Zimmerleute hilfsbereit mit den Leitern herbeieilen müssen. „Wenn ich nur wieder meine Stiege hätt," klagt der Mann ahnungsvoll, „mir käms auf ein gutes Vesper net an!" Und siehe da, die Zimmerleute sind auf einmal findig, sie ziehen die Stiege grün bemoost, aber heil aus dem nahen Krottenweiher heraus und sagen strahlend entrüstet: „Da hinein haben sie die Lumpen versteckt und mit Steinen beschwert. Wenn wir nicht zufälligerweis draufgstoßen wären, kein Mensch hätt sie mehr gfunden!" Und der Bauer läßt es von jetzt ab an Rauchfleisch und Most nicht fehlen, denn das ist immer noch billiger als neue Stiegen.

Oder wird der ungeheure Spaß geliefert, daß man an einem Haus, in dem man einen „Wassersteingesell" beobachtet hat, um ihn liebevoll zu necken, die Fensterladen zunagelt, so daß der dienstbare Geist zum vollen Entzücken der Zimmerleute verzweiflungsvoll daran rüttelt und nicht begreifen kann, daß sie auf einmal eingerostet sind.

Eine andre feuchte Geschichte spielt auf der rauhen Alb. Da machten die Zimmerleute mal einem Bauern neue Brunnendeichel in seine Hüle. Es war einer, den der Geiz am Kragen hatte, und damit es rascher gehen solle, half er eifrig mit. Er hatte Lederhosen an, die unten zugebunden waren, wie sie auf der Alb getragen werden. Die Zimmerleute durchschauten aber seine unablässige Mitarbeit und gedachten ihm das Antreiben gründlich zu verleiden. Auf einmal ließen sie ihn durch ein geschicktes Zusammenspiel auf dem Deichel reiten, und erhoben diesen dann so, daß der Bauer kopfüber in die Hüle stürzte. Sie zogen ihn dann heraus, sonst wäre er ertrunken. Weil das Wasser unten nicht herauskonnte, sah er aus wie eine zweifach abgeteilte Saublase, und die Gesellen schüttelten sich vor Lachen ob diesem Bild. Der Bauer aber schüttelte sich vor Nässe und bat, ihm doch das Wasser herauszulassen, er sei

ganz zittrig, er wisse nicht mehr, wo er stehe. Da packten sie ihn, stellten ihn auf den Kopf, und das Wasser lief sogleich heraus. Aber der Bauer war von dieser einfachen Wassersuchtkur nicht ganz befriedigt, weil ihm nun alles in die Nase lief und er fast erstickte; er spritzte und nieste ganz verzweifelt, als wäre er nochmals am „Versaufen". Dann legte er sich ins Bett und versuchte nie wieder bei Zimmermannsarbeiten mitzutun.

Es gibt aber auch Scherze ernster und gefährlicher Natur, und da sie in das Zimmermannsleben hineinleuchten, wollen wir hiervon einiges etwas breiter berichten.

Es war im Spätherbst, als einmal irgendwo in einer Fabrik Umbauarbeiten stattfanden. Das Vesper wurde in einem offenen Raum mit betoniertem Boden eingenommen, und, da es schon kalt war, ein Feuer dazu angemacht, um das man im Kreis herumsaß. Am Tag vorher waren von einem Maien herab die Taschentücher gestohlen worden, und man hatte einen etwas beschränkten jungen Kerl, der hier mitarbeitete, im Verdacht. Wegen der Sicherheit vor Meister und Bauführer dehnten sich die Eßzeiten etwas aus, man erzählte sich viel, und ein ehemaliger „Geschriebener" zeigte seine auf der Landstraße gelernten Künste. Er warf unbemerkt Kieselsteine in das offene Feuer, die, sobald sie heiß wurden, mit lautem Knall heraussprangen. Zufälligerweise flogen sie immer gerade dort hin, wo der eines größeren Taschentuchbesitzes Verdächtige saß. Erschrocken ob dieses ihm unbegreiflichen Spukes, fuhr er auf. Da kam dem durch alle Wässerlein gewaschenen einstigen Walzbruder ein Gedanke. Er erzählte, diese geheime Kunst habe er von den Zigeunern gelernt, die damit jeden Dieb feststellten. Der Stein springe nämlich stets unfehlbar gegen denjenigen aus dem Feuer heraus, der etwas begangen habe. In diesem Augenblick fuhr dem dummen Teufel mit pistolenschußartigem Knall ein heißer Stein gerade ins Gesicht. Da sprang er zitternd auf und gestand nun, als man ihm zusetzte, seine Missetat. Unter Aufsicht eines Begleiters mußte er sofort die Taschentücher holen und wurde dann nach seiner Rückkehr zur Sühne und zur allgemeinen Belustigung der wiederversammelten Mannschaft mit dem Teil des entblößten Körpers, auf dem man sitzt, in die noch sehr warme Asche gesetzt. Und zwar mit der Begründung, daß ihn die Hexe da drin, nun, nachdem er Genugtuung getan, im .... lecken könne! Sie war jetzt auch voll zufrieden gestellt und schmiß vorläufig nicht wieder mit Steinen nach den Leuten.

Derartige fühlbare Scherze wenden sich mit Vorliebe auch gegen den Bauführer, mit dem es insbesondere beim Legen des Gebälkes leicht

zu Reibungen kommt. Da wird von den Zimmerleuten die Mauerkrone abgetreten, ein Fensterbogen abgestoßen, werden Bänke und Stürze beschädigt, und der Bauführer fühlt nun die sittliche Verpflichtung, deswegen einen sogenannten Hallas zu „pflanzen". Die Zimmerleute fühlen sich ihm aber nicht unterstellt, für sie ist nur der Palier maßgebend, und zahlen das dann gerne in der ihnen gangbaren Münze heim.

Wir lassen nun einen Zimmermann selbst erzählen, und wollen es versuchen ihm möglichst getreu zu folgen: „Einmal haben wir so ein Bauführerle Stecken reiten lassen. Es ist eigentlich noch ein Stift gewesen, kaum 17 Jahr alt, aber er hat schon den Zweimeter in den Sack schieben dürfen, und das ist ihm ein bisle in den Kopf gestiegen. Aber ich habs ihm austrieben! Wir haben das erste Stockgebälk gelegt, und das Mändle ist immer dabei rumspaziert und hat behauptet, wir hätten ihm eine Meßstang abbrochen. Er hat einen Mordskrach gmacht und gsagt, er behalt dafür die 5 Meterstange, die wir mitgebracht hatten, da. Endlich ist mir das Ding zu dumm worden, und wie er den Kohler nach seinem Namen fragt, wink ich dem und schieb dem Lausbuben von hinten her die Fünfmeterlatte zwischen die Füß. Der Kohler langt danach und wir haben das Mändle ein bisle reiten lassen, und alles ist rumgestanden und hat gelacht. Dann haben wir ihn hoch ghoben und kantum gmacht. Er wär mir, beim Blitz, fast kopfüber ins Untergeschoß nunter, wenn ich ihn nicht grad noch am Rockkragen erwischt hätt. Da hab ich ihn zwischen dem Gebälk ein bisle zappeln lassen, und ihn gfragt, ob er uns jetzt noch einmal eine Saubande heißen woll'. Er hat fast geheult und ich hab ihn dann wieder sauber raufgstellt. Wie er dann ein Stück von uns weg gewesen ist, hat er einen Flotz dahergebracht von Beamtenbeleidigung und Nötigung, und er wolle die Sache der Staatsanwaltschaft übergeben. Wir haben dazu bloß glacht, und die Maurer, die noch dagwesen sind, auch, und es ist natürlich nichts weiter kommen."

Dieses Stückchen war noch ziemlich harmlos: es gibt bedeutend bedenklichere. Ein andrer erzählt:

„Wir haben einmal an einem großen Fabrikneubau das Gebälk glegt. Da hat der Bauführer einen Mordshallas gemacht, weil wir einen Haufen Backsteine über das Gerüst nuntergschmissen haben. Wir haben halt die Dielen braucht! Es ist ein Sauhund ersten Rangs gewesen, der überhaupt bloß den ganzen Tag töbert und gflucht hat. Wir habens mit angehört, weil die Maurer nebenan, an einem andren Bauflügel weitergschafft haben. Aber die Kerle haben sich alles gfallen lassen!

Zu uns hat er gesagt, die Backsteine gehören uns an den Kragen gehängt und wir damit versäuft. „Solche Gotteszellfetzen" schreit er vom Grüst runter, „wo das tun haben, solche verkommenen! Solche Bundeslumpen, solche elenden! Da hätt einer hin sein können, wenn gerade unten einer vorbei wäre, nnd er hätte dann die Sauerei ghabt. Wir seien Scherenschleifer und keine Zimmerleut."

Wie er das letzte sagt, wird der Nachtmann neben mir auf einmal ganz weiß und fährt eiskalt raus: „Jetzt hältst s' Maul, sonst bist hin!" Und er will mit der Axt auf ihn los. Ich hab ihn aber noch halten können: „Laß das, ich weiß was Besseres!" hab ich zu ihm gesagt. Ich hab nämlich gmerkt, daß der Bauführer von Zeit zu Zeit auf den Wasserturm, der da aufgeführt worden ist, aufgestiegen ist. Kurz vor Feierabend, wie er wieder droben ist und Umschau hält, geh ich rasch heran und schlag schnell 5 Sprossen an der Steigleiter, die da naufgführt hat, weg. Und dann 's Gschirr zusammen und verschwunden! Kein Mensch hat mich dabei gesehen, und wenn der Bauführer abgstürzt wär, niemand hätt es gwußt, wer es tun hat. Aber, wie ich später ghört hab, ist er beim Herabsteigen wohl ins Leere getappt, hat sich aber wieder hochziehen können. Von mir aus hätt er hin sein können, der Lump, Kreuzmillionendonnerwetter! Aber in die Knochen ist ihms neingfahren, das könnt ihr euch denken, und am andern Tag ist er mäuslestill gwesen, der Klob. Er hat an dem Abend ein paar Stunden warten müssen, bis sie ihn runtergholt haben."

Eine ähnliche, wirklich ränkevolle Geschichte erzählt ein dritter folgendermaßen:

„Wir haben einmal einen großen Schuppen abgeschlagen, der auf Freipfosten gstanden ist. Zuerst ist die Bretterverschalung weggschlagen worden, dann die Dacheindeckung, und zuletzt die Leersparren. All Stund ist dazu ein Bauführerle kommen, das keinen Dreck verstanden hat, aber doch alles hat besser wissen wollen. Er ist dumm wie Bohnenstroh gwesen und hat das selber auch gwußt, grad deswegen hat er immer bloß gschimpft und gflucht, wenn man ihn etwas gfragt hat, damit man es nicht merken soll! Zuletzt hat er noch einen von uns auf der Stell vom Platz jagen wollen, weil der ganz anständig gsagt hat: „Das verstanden Sie net, Herr Bauführer, das muß ich besser wissen!" Er hat von ihm verlangt ghabt, er soll bei den Brettern immer zuerst die Nägel ausziehen, dann fallen sie von selber weg. So ein Simpel, so ein dummer! Zuerst muß ich doch die Nägel packen können!

Da hab ich dann gesagt: jetzt ist genug Heu hunten! Das Mändle muß

biegen und fliegen! Es sind nämlich bloß noch die Bünde gstanden, von denen er verlangt hat, wir sollen sie umziehen, so gehe es am schnellsten. Wir haben jetzt sämtliche Pfosten unten angesägt, so daß es bloß noch ein Leichtes braucht hat, um alles umzuschmeißen, verstanden!

Als er wieder zurückkommen ist, macht er richtig wieder Krach, daß wir die Bünde stehend auseinander nehmen wollten. Ich hab ihn darauf aufmerksam gemacht, daß die Pfosten unten angefault seien, und man daher nicht wissen könne, wie alles falle. Es könn noch die Nebengebäude treffen, und auf alle Fälle gehe so viel Holz zu Grund. Da ist er auf den Leim gangen, ergreift eine Axt und schlägt mit aller Gewalt an einen Pfosten, um seine Standfestigkeit zu probieren; es ist gerade ein Mitel=pfosten gewesen. Wir springen alle rasch raus und gleich hinter uns bricht der ganze Hasenstall zusammen. Das hat net schlecht kracht! —

Der Bauführer hat Glück gehabt, denn er ist gerade in das leere Feld zwischen zwei umglegten Bünden zu stehen kommen, und nur das Ende eines Bundsparrens hat ihn noch zünftig rumdreht. Es hätt ihm aber auch grad so gut das Hirn neinschlagen können, und er ist nachher kreide=weiß dagestanden. „Hab ichs net gsagt, Herr Bauführer, die Pfosten sind angfault!" hab ich zu ihm gesagt. Da hat er kein Wort erwidert und ist heim, und hat sich den ganzen Tag nimmer blicken lassen."

Alle diese Sachen sind roh und hart, und insbesondre die Stücke mit den Bauführern erscheinen hinterhältig und sogar verbrecherisch. Aber es kann nun einmal kein Mensch aus seiner Haut heraus, und wer den Eber reizt, muß wissen, daß seine Hauer treffen können. Die Zimmerleute fürchten eben, wenn sie einmal im Zorn sind, auch keinen Staatsanwalt, und lassen sich nicht drücken und knicken, wie das hunderttausende so=genannte unabhängige, freie Menschen gebildeter Berufe tagtäglich sich gefallen lassen.

Der Lügenbeutel

Der Lügenbeutel ist, wie wir schon im vorigen Abschnitt sahen, der Märchenerzähler, Münchhausen und Spaßmacher des Zimmerplatzes in einer Person.

Er soll nun im Folgenden breiter zu Wort kommen, und wir wollen ihn wieder mit der bewegendsten Schreck- und Spaßgestalt des Zimmermanns, mit dem Teufel beginnnen lassen. Der Teufel erscheint da als gutmütiger Dralle, als gefoppter Michel und selbst als lustiger Bruder Saufaus. Und immer zieht er den kürzeren, und insbesondre fürchtet er die Zimmerleute, und will keinen von ihnen in der Hölle, „weil ihm", wie schon erwähnt, „mal einer mit der Axt den Schwanz abgehauen hat." Aber gerade deshalb fordert ihn der Zimmermann heraus und zieht sogar flott hinab zu ihm in sein rußiges Haus, wenn's ihm paßt, wie das Frankfurter Meisterlied zeigt, wo es zum Schluß heißt: „Und derselbige soll werden ein lustiger Zimmergsell, damit er einst kann reisen zum Teufel in die Höll."

Wenn vom Teufel und seiner Großmutter erzählt wird, dann ist alles mäuschenstill. Diese heiligengeschichtartigen Erzählungen, die, je nach der Einbildungskraft des Vortragers, mehr oder weniger reich ausgeschmückt und mit einem Aufwand, ja mit einer gewissen Kunst in Gebärde und Ausdruck gegeben werden, wachsen häufig zu größerem Umfang an. Es mögen diese Sachen hier möglichst naturgetreu, wie bisher in einem hochdeutsch gefaßten, veredelten Schwäbisch wiedergegeben werden.

Dabei müssen wir zu den zunächst folgenden Sachen ein Wort über die Wichtigkeit der Äste, über die hier hauptsächlich gehandelt wird, vorausschicken.

Die Äste sind ein Haupthindernis für die Bearbeitung des Holzes, weshalb man sie immer gewaltig „auf der Latte" hat. Da bricht das einemal an solch einem „wüsten, schwarzen Blitz" das Stemmeisen oder der Hobel aus, das andremal legt sich an ihm jeder Nagel, den man einschlägt, um, und das drittemal treibt der Ast den Bohrer ab. Immer und immer sind's die Äste, und die Flüche über sie sind wie der Sand

am Meer, weshalb eben sich um ihren Ursprung dieses Gestrüpp von Wundermärchen (Legenden) und Sagen rankte, das wir bemerken.

Die geschmiedeten Nägel werden oft Petrusnägel genannt, und woher dieser Name kommt, das erzählt unser Lügenbeutel wahrheitsgetreu und überzeugungskräftig folgendermaßen:

„Wißt ihr auch, warum das Holz Äst hat? Nein! das weiß keiner! Aber paßt einmal auf, ich will's euch erzählen: Vor alten Zeiten — anno Tubak ist's gewesen — haben die Zimmerleut einen blauen Montag gemacht. Da haben sie auf dem Werksatz ein Faß Bier aufbänkt, sind drum rum g'sessen und haben g'soffen, daß es ein Mühlrad treibt! Jetzt ist aber zufälligerweis' der Petrus vorbeikommen, und weil er einen großen Durst g'habt hat — 's ist ein heißer Tag gewesen — hat er g'fragt, ob er nicht auch einmal trinken dürf. Er hat aber seinen Schlüsselbund nicht bei sich g'habt und ausg'sehen wie andre Leut auch, drum haben sie ihn nicht kannt und ein bisle grob zu ihm g'sagt: er soll Wasser saufen, wenn er Durst hätt, die Fische hätten das ganze Jahr nichts andres und sprängen noch in die Höh dabei, wenn's so schön Wetter sei wie heut. Und haben g'lacht dazu wie die Spitzbuben! Damit ist aber dem Petrus nicht g'holfen g'wesen und er hat so lange bittet und bettelt, bis einer leise zu den andern gesagt hat: „Dem Kerle hängen wir einen Rausch an, daß er seiner Lebtag an das Bier und den blauen Zimmermannsmontag denkt!" — Damit sind dann alle einverstanden gewesen und auf der Stelle hat ihn einer hergewunken und hat zu ihm gesagt: „Dann trinkst halt einmal, alter Speckjäger, weil's heut Montag ist! Aber das will ich dir gleich sagen, verschütten darfst nichts, auch kein Tröpfle, sonst wirst blotzt, das laß dir g'sagt sein!" — Weil er so feine Finger g'habt hat, haben sie gemeint, es wär ein Kaufmann! Und weil er auch gar kein bisle hat nausgeben können, haben sie ihn einen Häringsbändiger und einen Tintenschlecker g'heißen und haben ihm halt elend schandlich tun. Aber natürlich bloß im Spaß! Der Petrus hat das aber nicht verstanden und alles für Ernst genommen. Weil er aber Durst gehabt hat, hat er sich's g'fallen lassen und nur alleweil den Krug am Maul g'habt. Natürlich nicht wegen dem Saufen, nein, bloß damit nichts daneben kommt, wegen dem Blotzen! — Aber im Himmel gibts bloß Milch und der Mann ist deswegen das Biertrinken nicht gewöhnt gewesen. Darum hat er bald nicht mehr g'wußt wie er heißt und seinen Himmel für eine Baßgeig und die Zimmerleut für Orgelpfeifen anguckt, so einen Rausch hat er g'habt. — Wie es soweit gewesen ist, haben sie ihn packt und mit Vierzöllern auf den Werksatz

naufgnagelt und extra noch einmal mit Spitzsträng festbunden, damit er ja nicht runterfallen könne. Sie haben halt selber Räusch g'habt, sonst hätten sie das auch nicht tun! Und sie haben sich g'freut über die Viecherei wie die Räuber und g'sungen hätten sie, daß man es eine Stund gegen den Wind gehört hätt. Da ist halt das Zimmermannsein noch besser gewesen wie heute, wo einer schon bald den Rems kriegt, wenn er eine Pries Schnupftabak nimmt. Da ist noch nicht hinter jedem Pfosten ein Palier und auf jedem Fensterbogen ein Bauführer g'standen! Ihr kennt ja das Sprüchle von dem Italiener: Viel Guck und wenig Schaff! Jetzt springen bald mehr Werkmeister rum als Maurer und Zimmerleut, beim Blitz 's ist wahr! Wie nun also am andern Morgen der Petrus aufgwacht ist und seine Schand besehen hat, da hat er natürlich eine Millionswut kriegt. Und weil er bekanntlich die Allmacht hat „zu binden und zu lösen" hat er sich selber halt mit solch einem Sprüchle auch einmal g'löst. Das wär jetzt schon recht gewesen, wenn er nur nicht einen Fluch dazu tun hätt, daß die eisernen Nägel, mit denen sie ihn festg'nagelt gehabt haben, für ewige Zeiten sollen als Äst im Holz stecken bleiben. Zum Glück hat der Erzengel Michael alles mit ang'hört und ang'sehen. Der hat mehr Verstand g'habt wie der Petrus und g'sagt: „Der Übermut muß seine Straf haben, davon können wir nichts wegtun! Aber eiserne Nägel, das ist zu arg! hölzerne tuns auch!" Und seit der Zeit hat das Holz Äst und daher heißen sie Petrusnägel. Ihr habt's gesehen, wir können noch froh sein, daß der Michael dazukommen ist, sonst müßten wir uns, beim Blitz, auch noch mit eisernen plagen."

In einer anderen Astgeschichte hat der Teufel im Wald auf einem Baum Junge. Ein Zimmermann steigt mit Steigeisen hinauf und wirft sie mit sehr geringem Verständnis für Sippenfreuden aus dem Nest. Zur Strafe läßt dann der Böse dort am Stamm, wo die Steigeisen einsetzten, Äste herauswachsen.

Die Einbildungskraft der Zimmerleute ist hier unerschöpflich, und es macht sich eben, wie gesagt, zu Dingen, die ihn bewegen, jeder Zimmermann seine Geschichte selbst, wenn er keine weiß, nach dem allen Schwaben geläufigen Kernspruch vom Matheis brichts Eis: „Hat er kei's, so macht er ei's."

Ein solches Ding, das ihn bewegt, ist der Teufel auch ohne Äste, er ist ohne Grenzen beliebt in der Zimmerwelt, und wir müssen ihm schon noch ganz hinab in sein höllisches Reich folgen, das hier aber sehr einfach aussieht. Der Zimmermann Kraushaar berichtet uns:

„Einem Zimmermann ist's einmal zu langweilig worden auf dieser

Welt, da hat er seine Axt auf den Buckel genommen und ist der Hölle zu. Wie er hinunter kommt, sitzt da ein steinaltes Weib auf einem Stuhl mitten in der Küche drin, das hat Moos auf dem Kopf g'habt statt Haar, und ein Gesicht mit Runzeln, gerad wie ein frischpflügter Acker. Das ist des Teufels Großmutter gewesen! — Sie hat gerade Kaffee gemahlen und ohne aufzugucken zu dem Zimmermann gesagt, er soll entweder schleunigst wieder verschwinden, oder aber Kleinholz machen, daß ihn der alte Teufel gleich sieden und braten könne, wenn er heimkomme. — Die Wände ringsum haben geradezu geglänzt von Speck und Ruß und ganze Ledersäck voll armer Seelen sind dran rumgestanden; die hat der Teufel allemal nach dem Mittagessen zum Nachtisch verstampft und vertreten und gefressen und das ist sein größtes Pläsir gewesen. — Dieses Geschäft hat sich der Zimmermann einmal anguckt und dann gesagt: „Jawohl, jetzt wollen wir einmal Kleinholz machen!" Und mit diesen Worten nimmt er seine Axt und schlägt alles, was in der Teufelsküche gewesen ist: das Geschirr, die Bank, den Tisch, den Herd kurz und klein, so daß es sogar dem Teufel seiner Großmutter graust hat. Sie hat gejammert und geheult, so daß ihn das alte Weib schier dauert hat. Er hat ihr auch dann das Stühle, auf dem sie g'sessen ist, g'lassen und den Herd hat sie ja wieder zusammenhexen können! — Aber aus den Säcken raus hat es jetzt g'wimmert und bettelt. Da hat er einen um den andern genommen und auf den Spaltklotz gelegt, der da gestanden ist und ihn mit der Axt oben aufg'hauen, daß die Kerle da drin haben rauskönnen in den Himmel hinein. Sobald die letzte Seel draußen g'wesen ist, hat er einen eichenen Deckel in den Rauchschlot neingemacht, ihn mit einem Andreaskreuz verbügt und alles gut verspannt und verkeilt, so daß das kein Teufel mehr aufgebracht hätt. Kaum ist er fertig gewesen, ist auch der Zottelbock schon mit einem neuen Sack voll armer Seelen dahergefahren und hat gottserbärmlich gefluchtt, wie er den Eingang in die Höll versperrt gefunden hat. Aber das hat den Zimmermann wenig scheniert, der hat drinnen bloß g'lacht und Kaffee trunken. Der Teufel hat sich dann schließlich noch aufs Bitten verlegen müssen, und dem Zimmergesell alle Taschen voll Kronentaler versprochen, wenn er ihm aufmach. Auf das hin hat ihn der endlich reingelassen. Der Teufel hat ihm dann bloß ein paar Handvoll tausendjährigen Teufelsdreck, den er vom Boden weggenommen hat, gegeben, und der Zimmermann hat schon glaubt, er sei der Dumme. Er hat sich aber nichts anmerken lassen, ein bisle davon in den Sack gesteckt und das meiste daneben fallen lassen. — Wenn er nur alles ein-

gesteckt hätt! Wie er wieder auf die Welt kommt, klimpert's da auf einmal in seinem Hosensack wie Geld und wie er neinlangt, sind's lauter nagelneue Kronentaler. Da kann man's sehen, der Teufel ist ehrlicher als die Leut!"

Eine weitere pfiffige und anschauliche Teufelsgeschichte lautet:

„Ein Zimmermann ist einmal mit einem g'walzt, das ist ein ganzer Galgenjauner gewesen. Der hat bei keiner Hochzeit oder Kirchweih, die gerade irgendwo g'wesen ist, gefehlt, und wenn er auch nie dalft hat, deshalb hat er doch immer Kies g'habt wie Heu und stets alles redlich mit seinem Kameraden geteilt. Dem ist bloß aufg'fallen, daß der Kerle immer am lustigsten g'wesen ist, wenn es Händel geben hat und ein paar am Platz liegen blieben sind. Darum hat er auch immer auf seine Füß guckt, hat aber nie den Huf sehen können. Aber einmal, in der Nacht, als sie zusammen in einem Bett haben liegen müssen, hat er den Schwanz g'spürt und ihm am andern Morgen ins Gesicht nein g'sagt, er sei der Seelenfänger. Da hat der Teufel bloß gelacht und gemeint, er hab die rechte Spur! Aber das seien lauter Lumpen, die er da bei den Kürbeschlägereien fange, die könn er ihm wohl gönnen und ihm selber tu er ja nichts. — Jetzt haben sie aber in dem Jahr im Himmel droben eine große Wäsch g'habt, so daß es auf der Welt den ganzen Sommer g'schüttet hat wie mit Kübeln und in der Höll drunten die Decke fast runterkommen ist vor Nässe. Deswegen hätte der Teufel den Zimmermann gern eine Weile mit nuntergnommen zum Absprießen! Dem hat aber das Herrenleben auf der Welt besser gefallen als das Schaffen in dem Dreck und Ruß da drunten, und er hat zum Teufel g'sagt, er soll nur sein Schindersloch voll einfallen lassen und auf der Welt bleiben, das sei gescheiter. Aber es hat alles keinen Wert gehabt, der Teufel hat halt seine Höll wieder flicken wollen, und als der Zimmermann nicht mit ist, hat er schließlich den Spitzbuben g'spielt und zu ihm g'sagt, er wiss draußen im Wald ein Wirtshaus, da trink man einen hundertjährigen Wein, wie er noch keinen versucht hätt. Man müsse bloß durch eine lange finstere Höhle, aber dann komm man an eine Tür, da werde es ganz hell. — Gut, die zwei sind miteinander naus in den Wald und auch richtig an die Höhle kommen. Aber da ist's dem Zimmermann schon nimmer ganz geheuer g'wesen und wie sie an der Tür stehen und er durch einen Spalt ein mächt'ges Feuer spielen sieht, hat er schon g'wußt, was das für eine Helle ist und für ein Wirtshaus! Der Teufel hat aber g'meint, er hätt ihn schon und läßt, wie er die Tür aufmacht, die Hosen fallen vor Freud, daß er wieder der Teufel sein kann,

und steckt bolzgerad den Schwanz naus, und sagt: ‚Nur rein, Kamerad! und den Kittel runter und gleich ang'fangen!' — Der Zimmermann schlägt aber wie der Blitz die Tür wieder zu, klemmt dem Teufel den Schwanz nein und schreit: ‚Schon drin, Kamerad! laß aber nur wenigstens den Kittel an!' — Und wenn den Teufel seine Großmutter net losgmacht hat, dann hängt er heut noch drin in der Tür!"

Diese durch den eingeklemmten Schwanz buchstäblich verzwickte Teufelsgeschichte ist schon älter. Sie wurde schon im Jahre 1895 von einem sehr alten Gesellen erzählt. Die Hölle wird aber auch in allerneuester Zeit noch gerne aufgesucht und zwar von noch viel bedeutenderen Persönlichkeiten als das Zimmergesellen sind. Sie wird einfach mit allen Gestalten und Köpfen belebt, welche die Einbildkraft des Zimmermanns beschäftigen und die er in sein Herz geschlossen hat.

Jeden Tag entstehen da neue Wundermärchen, in denen Bismarck, der alte Kaiser Wilhelm, der Papst, Ludendorff und andre bekannte Persönlichkeiten und Heerführer, mit Vorliebe aber Hindenburg zu Gastrollen herangeholt werden. Hindenburg ist bereits zur Sagengestalt geworden und der Held einer ganzen Menge Erzählungen, die gewöhnlich auch einen kleinen politischen Einschlag haben. Er kommt dabei meist nicht übel weg. Eine, die uns ein Geselle namens Rampacher bald nach der Staatsumwälzung im Jahre 1918 auftischte, und in der nebenbei auch der Groll des alten Soldaten gegen die verhaßte Marmelade zum Ausdruck kommt, lautet:

„Der Hindenburg hat einmal in den Himmel nein dürfen, um seine Helden zu besuchen. Er hat jedem die Hand gegeben und zu seiner Befriedigung gesehen, daß es da droben etwas Besseres gibt als Heldenbutter wie im Feld, denn von dem Hindenburgfett hat auch er gerade genug gehabt! Wie er in einer Ecke noch ein Fäßle voll Offensivkreme stehen sieht, hat er's sofort zum Himmelsfenster nausgeschmissen. Da hat's auf der Welt acht Tag lang .... dreck geregnet, kruzifixdonnerwetter! Wie dann alles in Ordnung gewesen ist und jeder Mann seine Pfeif Tabak ins Gesicht g'steckt g'habt hat, streicht der Hindenburg seinen langen Schnauzbart und sagt: ‚Im Himmel ist es schön, aber ein bisle langweilig! Ich tät jetzt auch gern einmal die Höll ansehen, ob's denn da wirklich auch gar nicht zum Aushalten ist!' — Da hat der Petrus den Himmelsschimmel mit Kienruß anstreichen lassen und den Hindenburg drauf hinabgeführt. Wie der alt Oberteufel den Sieger von Tannenberg auf einem Rappen daherreiten sieht, hat er sofort „rauß!" geschrien, denn er ist früher auch einmal Soldat gewesen und hat gewußt, was sich

gehört! Die jungen Teufel haben mit den Schwänzen präsentiert und die alten haben dazu ge...., damit auch Musik dabei gewesen ist! Der Petrus hat draußen bleiben müssen, aber der Hindenburg ist mitten hindurchgeritten als Held und Generalfeldmarschall, und hat mit keiner Wimper zuckt. — In der Höll drin ist's ganz lustig zugangen und der Hindenburg wär fast dablieben, denn da hat's fast noch mehr Soldaten g'habt als im Himmel! Aber da sieht er auf einmal neun große, schwarze Kisten dastehen. Er fragt den alten Teufel, was denn da drin sei. „Die Kriegsanleihe! Herr Generalfeldmarschall", sagt der. Da schreit der Hindenburg: ‚Was! ist die auch schon beim Teufel!' gibt seinem schwarzen Schimmel die Sporen und ist mit einem Satz wieder zur Hölle draußen."

Das wären einige Proben in der Hauptsache von Teufelsstückchen. Aber der Zimmermann hat noch mehr Lieblingsgestalten. Insbesondere die Maurer und Bauern beschäftigen seine Einbildungskraft, wie wir bereits wissen, — und nicht zuletzt die — Pfarrer. Auch die Schneider sind sehr beliebt, und was er allen diesen Berufsständen anhängt, welche meist nicht gerade heldenhafte Rolle er ihre Vertreter spielen läßt, das wurde bereits angedeutet und kann hier nicht alles abgehandelt werden.

Diese Erzählungen sind dann wieder von ganz anderer Art wie die vorhergehenden. Sie sind zumeist beruflich, handwerklich, und wir wollen nachfolgend noch ein Beispiel geben, das die Zimmerleute selbst behandelt. Es trägt den Stempel der guten alten Zeit, und es muß dabei zur Aufklärung für den Unberufenen vorerwähnt werden, daß ein Querstrich über ein Holz mit drei Kreuzen darüber das zünftige Zeichen zum Abschneiden ist. Die Geschichte stammt vom Zimmermeister Walz in Stuttgart. Er trug sie in seinen jungen Jahren auf der Wanderschaft mit Vorliebe vor und erzählte sie uns folgendermaßen:

„Daß nicht bloß Dokter und Apotheker eine Geheimschrift haben, das hat einmal ein Zimmermann so einem Neunundneunziger[1] aus dem ff beibracht. — Dem Zimmermann seine Alte ist krank worden und der Doktor hat ihr ein Rezept verschrieben. Der Meister ist aber auch einer von denen g'wesen, die nicht alles für ein Evangelium halten, was die Dokter sagen und hätt gern gewußt, was das heißt. Aber wie er auch dran rumbuchstabiert hat, er hat's nicht rausbringen können. Als er dann in die Apothek kommen ist, hat er g'fragt, was da drauf steh. Da hat ihn aber der Apotheker angfahren: ‚Ach was, das verstehen Sie ja doch nicht, das ist Apothekerlatein!' — Jetzt sind aber die zwei schon lang miteinander über's Kreuz g'wesen und die Antwort hat

[1] 99 v. H. Gewinn!

natürlich den alten Holzwurm schon auch elend g'fuchst. Er hat aber nichts gesagt, hat seinen Kolben Arznei in den Sack g'schoben und ist gangen. Aber im stillen hat er denkt: 'Wart nur, Mändle, diesmal krieg ich dich!' Denn dem Giftmischer hätt er schon lang gern einmal hing'langt wegen seinem großartigen Maul und jetzt ist sein Plan fertig g'wesen. — Gleich wie er wieder daheim ist, schreit er seinen zwei Gesellen, sie müßten mit ins Kundengeschäft; sie sollen aber bloß die Zimmersäg mitnehmen, sonst nichts. Er selber hat nach seinem Zimmerstift guckt, ob's auch gut gespitzt ist, hat den Vierschühigen[1] unter den Arm genommen und los sind sie! Scharf links ab, grad auf die Apothek zu und ohne viel Fisemadente nein; vornedraus der Meister und hintendrein die zwei Gesellen mit der Säg. Da hat der Apotheker nicht schlecht guckt, das könnt ihr euch denken! Der Alte ist dann ohne ein Wort zu schwätzen wie ein siedichs Donnerwetter über den Ladentisch herg'fahren und hat mit dem Zollstock einen zünftigen Strich drüber gemacht mit drei Kreuzen! Wie das die Gesellen sehen, nehmen sie natürlich sofort die Säg hoch und setzen scharf an. Bis dahin ist der Apotheker sprachlos g'wesen wie dem Lot sein Weib, als sie zur Salzsäule erstarrete. Wie er aber sieht, daß es ihm an seinen Ladentisch geht, hat er wieder Leben kriegt und g'schrien: „Halt! was ist denn das? was soll das heißen?" Da hat dann der Zimmermann auf den Strich deutet und ihm ganz leis in die Ohren nein g'sagt: „Ich bin net so, daß ich meine Geheimwissenschaft bloß für mich behalt. Das ist Zimmermannslatein und heißt: hier wird abgesägt!" — Ob der Apotheker wegen dem angerissenen Ladentisch Schadenersatz verlangt hat, kann ich nicht sagen. Aber das ist sicher, mit apothekerlateinisch ist der keinem Zimmermann mehr kommen!"

Nun etwas von den Bauern:

„Ein Bauer hat einen Knecht gedingt g'habt. Er hat ihn am andern Tag etwas später geweckt, als sonst aufg'standen worden ist, damit er sich gut eingewöhn und ihm das Morgenessen gebracht. Nachdem der Knecht das zu sich genommen g'habt hat, sagt er: „Jetzt können wir auch gleich vespern!" Weil es schon später g'wesen ist, hat der Bauer nichts dagegen g'habt und sie haben zusammen g'vespert. Dabei hat es aber dem Knecht so langsam pressiert, daß unterdessen die Mittagszeit herangerückt ist. Da hat er zu dem Bauer gesagt: „Am besten ist's, wir machen jetzt auch gleich Mittag, dann können wir nachher dran bleiben." Wie aber das Mittagessen dann vorbei g'wesen ist, meint er: „Jetzt können wir auch gleich vespern, das geht in einem hin!", und nachdem sie ge-

[1] Den Zollstab.

vespert gehabt haben: „Jetzt nur noch vollends das Nachtessen her, dann ist Ruhe mit der Esserei!" — Als nun alles vorbei und abgeräumt g'wesen ist, der Knecht aber immer noch keine Anstalten g'macht hat vom Tisch aufzustehen, hat der Bauer g'sagt: „Jetzt ist's aber Zeit, daß wir an die Arbeit gehen!" Da springt der Knecht zornig auf und schreit: „Bei uns daheim ist's der Brauch, daß man nach dem Nachtessen ins Bett geht!" geht in seine Kammer hinauf, legt sich hin und schlaft."

Essen, trinken und schlafen, darin gipfelt das Hochgefühl des körperlich schwer Arbeitenden, das sich dann in seinem Gedankenkreis spiegelt.

Es folge nun auf dieser Linie auch noch ein handwerkliches Beispiel von den Schneidern. Die Geschichte von den Karpfen und Störchen:

„Ein Schneider hat ums Neujahr rum einen Gesellen g'habt. Es ist wenig Arbeit dag'wesen, aber er hat ihn doch nicht gern fortschicken wollen, weil er fleißig g'wesen ist. Wie sie nun eines Morgens so beisammen sitzen und die Nadel laufen lassen, sagt der Meister: „Heut mittag gibts Karpfen!" Als dann aber das Mittagessen gekommen ist, und es einen andern Fisch geben hat, da hat der Gesell gemurrt: „Das sind ja bloß kleine Backfische!" Der Meister ist aber dabei geblieben: „Nein, das sind Karpfen!" Aber der Gesell hat auch nicht nachgeben und sein Recht behauptet und wieder gesagt: „Es sind Backfische!" Da ist der Schneider zornig worden und fährt ihn an: „Gleich sagst, es sind Karpfen, sonst ist Feierabend!" Der Geselle hat natürlich um diese Jahreszeit nicht fort wollen und gibt deshalb jetzt zu: „Meinetwegen, es sind Karpfen, aber kleine!" — Wie nun Ostern kommen und viel Arbeit dag'legen ist, hat der Gesell denkt: jetzt will ich's wettmachen! Draußen vor dem Fenster haben in der Frühlingsonne ganze Schwärme von Spatzen rumgelärmt und sind hin und wieder auf das Dach vor ihnen g'flogen. Da hat er mit dem Finger nausgezeigt und g'sagt: „Guckt einmal, Meister, was da für ein Haufen Störch kommen ist!" „Das sind ja Spatzen!" hat der gelacht. „Nein, es sind Störch!" behauptet der Gesell unverfroren. Da ist der Meister böse geworden und hat geschimpft: „Ich glaub du hast den Star! Da, sieh doch mal hin, das sind doch Spatzen!" Der Gesell aber spricht nun kalt: „Gleich sagt Ihr es sind Störch, sonst ist Feierabend!" Jetzt hat der Meister begriffen, und weil er den Gesellen um diese Zeit notwendig braucht hat, antwortet er: „Meinetwegen, dann sind's Störch, aber kleine!"

Diese beiden letzten Erzählungsspäße sind eigentlich nicht grundförmlich (typisch). Der Bauer erscheint gewöhnlich noch pfiffiger, gröber und dümmer, und der Schneider spielt sonst stets eine ängstliche Rolle und

ist nicht so unnachgiebig wie hier. Aber man spürt den Atem des Handwerks aus ihnen, man sieht, wie sich der Zimmermann liebevoll auch in andre handwerkliche Berufe vertieft und welche Freude er an der breiten Ausmalung ihrer Leiden und Freuden hat. Diese harmlosen Sachen erfreuen das Herz der Baugesellen, und am Schluß eines solchen Geschichtchens geht immer ein befriedigtes Lachen durch die Zuhörer.

Nur wer sich an diesen Bildern noch ein wenig mitfreuen kann, wer noch eine gewisse Teilnahme für das Leben und Fühlen der Berufe, in denen auch seine Ahnen alle einmal standen, aufbringen kann, wer noch den Geruch der Scholle, aus der auch er herkommt, der bäuerlichen und handwerklichen Scholle, erfühlt, hat den Anschluß an das Volk, an sein Volk noch nicht verloren und kann deshalb auch nur allein wieder zum Volk kommen in Kunst und Gedanken. Es ist ein Irrtum unsrer Künstler und unsrer schöngeistigen Bildungsvereine, wenn sie glauben, dem Volk von oben her Kunst bringen zu können, sein Kunstgefühl durch klassische Kunstformen heben und bilden zu können. Unsre Dichter und Maler und Kunstfreunde sollten erst versuchen, das Volk kennen zu lernen, die Gesetze seines Kunstfühlens zu erforschen, ehe sie ein Volk bilden wollen, das im Grunde oft viel gebildeter ist, als sie selbst, aus dem einfachen Grund schon, weil es nicht *ver*bildet ist, was den wertvollsten und auch höchsten Grad der Bildung ausmacht. Unsre Bildhauer können aus einem neuausgegrabenen Apoll keine Anregungen für ihre Kunst schöpfen, aber aus jedem mittelalterlichen Brunnenstock und alten Steinbild eines Landstädtchens; und unsre Dichter können sich mit den Formen und Gedanken und Gestalten griechischer Dichtung nicht anregen und beleben, aber mit denen der Volksdichtung, und wenn diese noch so einfach sind. Da atmet der deutsche Boden und wer seinen Pulsschlag erfaßt, wird immer jung und stark und frisch sein. Man baut von unten herauf, nicht von oben herab! und das ist der Grund, daß wir kein festgegründetes deutsches Kunsthaus haben. Alle unsre Kunstgebäude stürzen immer wieder ein, weil wir mit dem Dach der fertigen Kunstformen andrer Völker anfangen und die unbehauenen Grundquader des Urfühlens unsrer Kunstseele, die im Volk ruhen, achtlos liegen lassen.

Auch in diesen Geschichtchen und den später folgenden Sachen in gebundener Form liegt etwas von diesen Grundquadern. Es liegt die Anschauungs- und Gefühlsweise darin, aus der die deutsche Wortkunst emporgeht, die völlig verschieden ist von der romanischen; das germanische Seelen- und Kunstleben, das wir besonders stark in den mehrfach er-

wähnten Isländergeschichten rinnen hören, von denen aber unsre Künstler und unsre Volks- und Jugendbildner nichts, rein nichts wissen. — Genau wie dort bei den Wikingern können wir heute noch hier bei unsren Zimmerleuten das unverfälschte, durch kein Welschtum und selbst durch kein Christentum beeinflußte germanische Grundfühlen finden. Wir sahen das ja schon weiter vorne und erinnerten uns dabei an Tacitus: wie dort und bei den Nordgermanen jedes Verbrechen durch Geld gesühnt werden kann, also kann hier jedes Vergehen durch Geld, durch Bier geschlichtet werden und ist dann voll erledigt. Wir finden bei den Zimmerleuten noch überall die rauhen Vätersitten, die Macht des Stärkeren, Klügeren gilt schroff, der Kühnste, der stärkste Trinker, der am weitesten auf Wikingerzügen, d. h. hier auf Wanderungen mit Abenteuern, Händeln, Prellereien usw. war, ist der Angesehenste, und die Erzählung wohl derber, aber nicht schwüler Geschlechtlichkeiten steht hoch im Schwung wie bei jenem gesunden Bauern- und Räubervolk. Selbst die geistigen Wettkämpfe in Sprüchen, Redensarten und Reimen oder Liedsätzen finden wir — wie wir schon zum Teil sahen — hier wie dort, wenn jetzt auch die ungebundene Form, die aber ebenfalls ihre dichterischen Werte hat, vorwiegt und kein abgestempeltes Sängergeschlecht mehr da ist.

Während die bisherigen Mären und Geschichten zumeist Erfindung sind, begeben wir uns nun auf die Grenzscheide zwischen Wahrheit und Dichtung. Erst da tritt gewissermaßen der Lügenbeutel in seine eigentliche Grundwelt ein, die er zu jeder Stunde und in jeder Lage beherrscht. Da werden Geschichten erzählt, die wahr sein sollen und auch meist einen wirklichen Kern haben, aber aufgeblasen werden, daß sich die Balken biegen und das Dach wegfliegt. Diese Erzählkunst wirft sich mit Vorliebe auf den Stoff der Liebe, wie hievon schon einiges gegeben wurde, und wir finden da nicht nur Prahlhänse, die sich von keinem Münchhausen in den Schatten stellen lassen, sondern auch abenteuerliche Liebeshelden, denen ihr Degen — hier also Faust und Axt — und ihre Liebesgefühle so lose sitzen, wie irgend einem edlen spanischen Don.

Über die glühende Verehrung, deren er durch die Mädchen teilhaftig wurde, erzählt einer:

„In Winterthur hätt ich des Meisters Tochter haben können; ein Mädle wie Milch und Blut, mit einem Zopf, so dick wie mein Arm und einem runden Leible sag ich euch, und ein paar Waden! Das ist eine wahre Pracht g'wesen! Es ist eine große Maschinenfabrik dort g'wesen und ausgerechnet der Fabrikant hat sie haben wollen. Aber der Fritz

Rauschnabel von Neckargartach ist ihr lieber g'wesen und wie mich der auswattierte Frack einmal an einem Sonntag Abend, wo wir zusammen spazieren gangen sind, so ganz von der Seit ang'sehen hat und etwas g'mault hat, da hat sie mich vor ihm dran in den Arm nein g'nommen und mir einen Schmatz geben, daß es nur so knallt hat! Das ist noch sein Glück g'wesen, sonst hätt ich den Pomadehengst ung'spitzt in Boden nein g'schlagen. Was brauchen solche Kerle die Zimmerleut über d' Achsel angucken, Kreuzdonnerwetter aber auch, da kann ich wild werden! — Der Meister ist aber natürlich dagegen g'wesen, weil ihm der Millionär lieber g'wesen ist, als so ein armer Zimmermann. Aber das hätt ihn nichts genützt, denn es ist das einzige Kind g'wesen; das Mädle hat bei ihm doch alles golten und er hat ihr auf die Dauer nichts abschlagen können. Aber wer denkt mit 20 Jahr an's Heiraten! Eines Tages hat's geheißen: „Brüder, reist weiter, wir schaffen jetzt mit dem Kopf wie die Ochsen!" Das Mädle hat Rotz und Wasser g'heult und sie dauert mich heut noch, wenn ich dran denk."

Die Tochter des Meisters, die keinen andern will als den armen Zimmermann, ist sehr beliebt und ein andrer berichtet gleich darauf:

„Im Badischen hab ich einmal einen Schatz gehabt, das ist auch des Meisters Tochter g'wesen. An einem Samstag Mittag hab ich allein auf dem Reißboden g'schafft, da ist beim Blitz das Mädle daherkommen. Es ist da eine große Bretterbeig g'standen und ich hab sie halt ein bisle mit hinten num g'nommen, hab aber nicht g'wußt, daß der Meister in der Werkstatt ist. Der ist auf einmal dag'standen und hat nach meiner Axt g'langt, die dag'legen ist und ist damit auf mich los. Das Mädle ist aber vor mich hing'standen wie eine Mauer und ich hab mich gut versammeln können. — Der Meister hat jetzt die Axt wieder wegg'schmissen, aber mit dem Winkeleisen nach mir g'schlagen. Da hab ich's ihm sachte, wie einem Büble aus der Hand g'nommen und ihm damit die Hosen voll g'hauen, daß es nur so patscht hat; denn er hat mich immer hochg'nommen, der Lump, grad als wenn er was g'merkt hätt, und ich hab ihn deswegen schon lang auf dem Kerbholz g'habt. — Da ist der Palier daherg'stürzt und hat helfen wollen. Den hab ich frei aus dem Handgelenk g'nommen und ihn zur Abkühlung in das volle Regenfaß g'steckt, mit dem Kopf vorne drauß, daß es überg'laufen ist wie bei einem Platzregen. — Es hat jetzt natürlich einen großen Auflauf geben. Die Gesellen haben g'lacht, der Meister und der Palier sind nach der Polizei g'laufen und wie ich grad mein Sach beisammen hab und verschwinden will, kommen zwei Augen des Gesetzes auf vier rotpassepolierten Füßen

daher! Dem einen treib ich schnell den Helm ein, daß er rumturmelt ist wie eine Muck im Spätling. Zu dem andern hab ich gesagt, das Türstehen müß er erst noch beim Tietz in Berlin lernen, und ihm das Hoftor ans Baucheck hing'schmissen, daß er zehn Schritt nach hinten g'flogen ist. Dann aber schleunigst per! „Ades, Mädle!" habe ich noch im Laufen gerufen, „und bleib mir treu!" Ich bin nimmer hinkommen, aber das junge Zimmermändle tät ich doch gern einmal sehen, das jetzt dort rumspringt."

Das Folgende, das nun mehr den Abenteurer und Raufbold hervorkehrt, nähert sich, trotz seiner glaubwürdigen Aufmachung, oder eben deshalb, schon um ein Bedeutendes wieder der reinen Erfindung:

„Früher sind die Schuster alle nach Paris gereist. Wer nicht in Paris gewesen ist, hat keinen feinen Schuh machen können, und weil mein Vater ein rechter Schuhmacher hat sein wollen, ist er auch dorthin. Er hat dann alleweil von dem Paris getan, als wär das die Welt! Deswegen hab ich mir gesagt, das Städtle mußt' dir auch einmal ansehen. — Ich bin so geradeaus, immer der Nase nach gangen, aber wie ich an den Rhein komm, ist keine Brück da. Da hab ich die Kleider auszogen, in den Berliner getan und mir den ganzen Hausrat zünftig auf den Kopf bunden, dann bin ich rüberg'schwommen. Aber da hat's rudern g'heißen! weil gerade Hochwasser gewesen ist; fast wär ich versoffen! über die Donau bin ich auch einmal rüber, aber da ists lange nicht so schlimm gewesen.

Dann ist's durch die Vogesen durchgangen; da hat's noch Wölf! Ich hab das schon g'wußt, aber mir g'sagt, zu was hab ich meinen Stenz. Der ist oben mit Blei gefüllt g'wesen! Ich bin schon fast zum Wald draußen g'wesen, da seh ich auf einmal aus dem Busch raus ein paar Augen funkeln. Jetzt wirds recht! denk ich, und schon kommen sie auch daher, denn es ist im Märzen g'wesen und die Tierle haben halt Hunger gehabt. Ich weiß nimmer, sind's sechs oder sieben g'wesen. Aber jeden, wie er mich anspringt, hau ich mit dem Bleiknopf auf die Schnauz nauf, und da ist er g'legen und hat alle Viere davon g'streckt. Wenn ich heut nur die Fell hätt! Die tät ich gerben lassen, das gäb ein paar gute Schurzfelle! — In Paris hab ich aber nicht viel gesehen, da ists wie bei uns auch, bloß hat's mehr Dreck."

Der Erzähler dieser gefährlichen Geschichte war ein Mann mit dem unschönen Spitznamen Wassernabel. Es war ein Fremder, der einmal längere Zeit einem Schwimmverein angehört hatte. Da machte es ihm nun — wie das allgemein bekannt war — den größten Spaß,

wenn sie auf der Walze an einen Fluß kamen, seinen Kennbrüdern vor der Nase wegzuschwimmen. Er hieß in Wirklichkeit Nabel. Der erste Teil seiner Erzählung, das Über- den Rhein-Schwimmen, konnte daher auf Wahrheit beruhen, während das Wolfsabenteuer sehr wahrscheinlich nur geträumt war. Aber eben das regte einen andern Vielgereisten zu einer noch stärkeren Kraftleistung an, und da man Zeit hatte — es war Winter, draußen ging dichter Schnee mit Regen nieder und man saß in der warmen Werkstatt — erzählte er unverfroren:

„Ich bin einmal in Böhmen gewesen, da hat's keinen so großen Fluß wie den Rhein, dafür aber große Lumpen. Da sind wir einmal selbzweit von Prag aus in so ein böhmisches Kaff auf die Kirchweih gangen. Da haben wir das echte Pilsener Bier trunken wie Wasser. Die Böhmen haben bei jedem neuen Maß g'schrien: „Trink, Bruder Praiß! trink, Bruder Praiß!" Das ist mir endlich zu dumm worden und ich hab g'sagt: „Wir sind Württemberger und keine Preußen!" Da haben die roten Spitzbuben mich auch noch gefoppt. „Dös gibts jo gor nit Wüstenberger!" haben sie gelacht, „hoch die Praißen!" — Jetzt bin ich aber wild worden, kotzdonnder, und hab zu ihnen gesagt: „Bei uns daheim heißt man Kerle wie ihr Rattenfallenhändler, Bärentreiber und Zigeuner!" — Da hättet ihr aber sehen sollen, wie die Bande auf uns los ist! Dem ersten, der herkommt, schlag ich meinen steinernen Maßkrug auf den Schädel, daß er beim Blitz dagelegen ist wie ein Ochs in der Metzig. Der Zweite kriegt eins mit der linken, der Dritte mit der rechten Faust unters Kinn, daß er Zähn spuckt als hätt er's in der Schul g'lernt. Derweil ist mein Kamerad auf den Tisch g'sprungen und hat einen um dem andern mit dem Stuhl zusammenghauen. Mehr wie fufzig Mann sind uns zwei gegenüberg'standen! — Aber jetzt ist's windig worden, denn die Lumpen sind auf einmal zurück, und haben anfangen von weitem mit den Krügen nach uns schmeißen. Wie mich da einer an den Schädel trifft, daß ich fast den schwarzen Mann krieg, hab ich aber erst voll meine rechte Wut kriegt! Sobald das Ding ein bisle versurrt g'wesen ist, nehm ich den schweren eichenen Tisch hoch auf, halt ihn vor mich hin wie einen Schild, daß mich nichts mehr treffen kann und geh auf sie los. Mitten nein in den größten Haufen schmettere ich beim Blitz die schwere Platte! Da sind nachher an die sechs Mann drunter gelegen, wie vermähte Krotten in der Wies'. Wie das die andern sehen, springen sie zu allen Löchern naus, und wir sind nachher auf einmal allein im Saal g'standen. Aber da haben wir dann auch die Platte geputzt, denn die Zech haben wir nicht

zahlen wollen, kotzdonnder! Aber die, welche ich troffen hab, binden mit keinem deutschen Zimmermann mehr an, das weiß ich gwiß!

Nachher ist's durch den Böhmerwald nach Deutschland zurückgangen. Von dem Bleiknopf im Stenz halt ich nicht viel; wenn das Holz springt, hat das alles keinen Wert! Ich hab mir an meinen Stock vom Schmied eine Zwing machen lassen, wie ein Spieß; mit Widerhaken, damit ich den Bauern leichter die Schinken aus dem Kamin angeln kann. In dem Böhmerwald hats aber noch etwas anderes als so große Hund, die sich Wölf heißen, wie in den Vogesen; da gibts in harten Wintern noch Bären! Ich bin in dem hohen Schnee so dahing'stapft und hab dacht, wenn ich jetzt nur daheim säß und einen Schlag Sauerkraut mit Rauchfleisch und Spätzle vor mir hätt. Da hör ich auf einmal ein Summen wie von einem Brummhummeler, bloß viel lauter, und wie ich mich verwundert rumdreh, woher um die Jahreszeit so ein Ziefer kommt, da seh ich, wie hinter mir ein Tanzbär hertrabt. Aber beim Blitz, kein zahmer! Ausreißen hätte keinen Wert mehr g'habt. Ich nehme also Spreizstellung, und als mir der Petz eine gemütliche Umarmung anbietet, und dazu den Rachen aufreißt wie ein feuriges Ofenloch, steck ich ihm mit Vorsicht und Bedacht meinen Stenz nein, bis in den Magen nunter! Ich hab schwer reißen müssen, kotzdonnder, bis ich ihn wieder raus g'habt hab, denn die Widerhaken haben sich einghängt! Mit einem Rucker ist's dann schließlich gangen, und da ist beim Blitz das Bärenherz samt Leber und Nieren drang'hängt. Wenn ich dann am Abend im Wirtshaus auch kein Sauerkraut mit Spätzle kriegt hab, so hats dafür Herz mit Knödel geben, was auch nicht schlecht ist! Und am andern Tag hab ich mir gedämpfte Bärenleber machen lassen und am dritten saure Niernle. Wers nicht glaubt, kann in Oberaspach im Böhmerwald nachfragen, beim Wirt Riedel. Der hat nachher das Bärenfell g'holt und in seiner Wirtschaft aufg'hängt. Da kann man's heut noch sehen, es ist ein Kapitaltier g'wesen, wie in 100 Jahr kein's zur Strecke bracht worden ist."

Es war ein richtiggehender Bär, den da der „Kotzdonnder", wie der Berichterstatter nebenbei wegen seiner Ausdrucksweise gern genannt wurde, seinen Zuhörern aufband. Dabei mochte auch hier der erste Teil der Erzählung der böhmischen Händel noch ziemlich richtig sein, denn der Erzähler war ein starker Kerl und ein bekannter Raufbold. Aber während beide Helden — der Wolf- und der Bärenbezwinger — über den wahren Kern ihrer Erlebnisse ziemlich oberflächlich weggingen, kamen sie gerade bei der freien Erfindung richtig ins Feuer und hätten

es sehr übel genommen, wenn da einer aufgemuckt hätte. Sie hatten es eben so oft erzählt, daß sie's selbst glaubten. Und die Zuhörer, denen starke Zweifel aufstiegen, schwiegen eben lächelnd still, weil sie den Eifer und Ernst des Vortragers anerkannten.

In dem Nachfolgenden geht nun das Aufschneiden immer mehr in ein großartiges Lügen über, in dem einer den andern zu übertrumpfen versucht.

Es ist bei Umbauten in einer großen Brauerei, wo die Einbildungskraft noch durch Freibiermarken zu jedem Vesper beflügelt wird. Es ist Herbst und draußen schon frostig. Man sitzt in einem warmen Kellerraum gemütlich im Kreis herum und erzählt sich Geschichten wie die vorhergehenden. Aber auch hier wird man des trockenen Tones manchmal endlich satt und verspottet sich selbst in seinen Abenteuern und Erlebnissen in tollem Übermut.

Man hat gerade noch von dem heurigen „Neuen" gesprochen, der nicht schlecht eingeschlagen und zuckersüße Beeren mit Vollgewicht gezeitigt habe. Da lobt der fremde Zimmermann Nachtmann, der schon in Amerika war und in Europa bis in die Lombardei kam, Italien in dieser Hinsicht sehr: „In Italien hab ich Traubenbeeren gesehen, so groß wie Nüß. Wenn man da so ein Stücker 10 Träuble abg'schnitten hat, dann ist die Butte voll g'wesen."

Der Farrenkopf von Lindau sagt darauf, noch mit Anspruch auf Glauben: „Solche Beerle heißt man in Südbulgarien da hinten Zibeben; von denen man den Zibebenmost macht! Sie sind auch nicht viel kleiner, aber weil es so viel gibt, wissen sich die Leut dort nimmer zu helfen und hauen alle Wengert raus. Die, welche wild am Weg wachsen, langen noch lang für den Athletensaft."

Den alten Ruof, der früher an den österreichischen Staatsbahnen in Bosnien geschafft hat, läßt das nicht ruhen und er erwiedert:

„Aber mehr Trauben in Bulgarien als Zwetschgen in Bosnien gibts gwiß net! Besonders die Serben sind ganz versessen auf Zwetschgen und bauen alles mit Zwetschgenbäum an, und all Hennenpfütz steht da so ein Bäumle, das prasselt voll hängt."

Darauf lügt der versoffene bayrische Schwabe vom Bodensee weiter: „Das stimmt! Ich bin da einmal durch einen Zwetschgenwald kommen, der ist 8 Stund lang g'wesen und dann sind ein paar Häuser kommen, da ist auch auf jeder Miste noch ein Baum g'standen, und dann ist wieder ein Zwetschgenwald kommen, der ist so lang g'wesen wie der erste."

Der Emer, ein nüchterner Mann, meint hierzu trocken: „Ich glaub, du hast damals zu viel Zwetschgenwasser trunken g'habt! Das kann vorkommen in solchen Zwetschgenwäldern! Drum solls auch immer Leut geben, die mit all den Zwetschgen in Serbien nicht einmal mehr ihre sieben Zwetschgen zusammenbringen, wenn sie fort wollen und sogar den Hut dahinter lassen!"

Das passierte nämlich einmal dem Farrenkopf! — Die Zwetschgen und das Zwetschgenwasser haben nun aber den Ruof so angeregt, daß er seine alten Späße nicht mehr länger zurückhalten kann und sie nun voll durchbrechen läßt: „Ja, es gibt gspäßige Länder", sagt er. „Ich bin einmal zum Holzschlagen bis in die Herzogewina nunter kommen. Das ist ein Land, wo es bloß Herzög hat und dann Leut, wie wir, gleich Grafen sind. Geschafft hat man da nicht so viel, und ich hab an einem schönen Tag einen Abstecher nach Montenegro nüber g'macht. Das liegt gleich daneben und ist voller hohen, schwarzen Berg; noch einmal so große wie in der Schweiz! Aber da haben sie mich erst reingelassen, als ich einen Hammel g'stohlen g'habt hab; das ist's Montenegrinerexamen!"

Das malt der Farrenkopf nun sofort weiter aus: „Die schwarzen Berg kenn ich gut! Ich hab auf sie nauf wollen, weil ich genug von der Weiße da unten g'habt hab. Aber da hab ich zuerst ein Häfele schwarze Ölfarb kaufen müssen, weil kein Reisender naufsteigen darf, der nicht wenigstens so einen Felsengipfel und Montenegrozipfel schwarz anstreicht! — Ja, mit ihren Berg haben die Montenegriner eine große Kugelfuhr! Immer wird dran rumgestrichen und doch ist noch lang nicht alles schwarz, und mancher bleibt blau seiner Lebtag, besonders im württembergischen Montenegro. Oder habt ihr von dem noch nichts gehört?"

Ein beifälliges Lachen läuft herum. Einer, der nie aus Schwaben hinauskam, sagt darauf pfiffig: „Ja, wißt ihr denn auch, was hinter Montenegro kommt? Da ist die Welt mit Brettern vernagelt und der Himmel mit Pfannkuchen zudeckt. Mich hat zwar damals, als ich dort gewesen bin, der Wunderfitz g'stochen, was auch dahinter wär und ich hab mit der Axt so einen Diel ein bisle glupft. Was meint ihr, was ich dann g'sehen hab? — Was denn sonst als ein Nixle in einem Büchsle! Und was hat wohl das Tierle g'sagt?" — Er schweigt so lange geheimnisvoll, bis einer danach fragt, dann endet er strahlend: „Jede Wurst hat zwei Zipfel und ein Dummer einen! Das ist der, welcher grad „was" g'sagt hat!"

Diese Aufschneidereien arten zum Schluß meist aus, oder schließen sie mit einem kindischen Sprung in die Luft ab, wie eben hier. Aber wenn wir unsrem Vorsatz alles möglichst naturgetreu und ungeschönt zu geben, treu bleiben wollen, dürfen wir auch diese Harmlosigkeiten nicht unterdrücken. Und wer hinter diese kindlichen Gedankengänge zu blicken sich die Mühe nimmt, der könnte sogar vielleicht manches Bedeutungsvolle in ihnen finden, könnte zum Beispiel in dem „Nichtsle in dem Büchsle" den Urgrund aller Dinge, ein Welträtsel rauschen hören.

Das Vesper in dem entlegenen Keller dehnt sich aus, das Bier befreit den erdgebundenen Geist immer mehr, und es erfolgt nun eine Lügenbeutelei in Reinzucht, bei der stehende alte Späße mit augenblicklich neuen Einfällen in bunter Abwechslung zum Vorschein kommen. Es ist einer der uns schon bekannten Redewettkämpfe, in dem diesmal einer den andern an Abenteuerlichkeit zu überbieten versucht, bis schließlich das Ganze wieder in dem eigentümlich schwäbischen Absprung vom großmächtig Weiten, zum kleinlich Lächerlichen seinen Abschluß findet.

Wir haben es hier wieder mit dem Nachtmann und dem Farrenkopf zu tun. Es will jetzt jeder schon auf einem größeren Platz geschafft haben wie der andre, und der Nachtmann, der nun schon manchen „hinten hinum gestellt" hat und deshalb immer gesprächiger wird, sagt noch mit dem anerkennenswerten Bestreben, nicht allzuweit von der Wahrheit abzuschweifen:

„In Frankfurt hab ich einmal auf einem Platz geschafft, da sind wir im Hochsommer an die 200 Mann gewesen."

„Das ist ein kleiner Krauter gewesen," übertrumpft das der Farrenkopf. „In Berlin hats Plätz mit 500 Mann!"

„Das ist noch lang nichts," sagt darauf der Nachtmann. „Anno 1905 hab ich in Rotterdam auf der Schiffswerft geschafft. Da haben allein 20 Lehrbuben ständig die Schleifstein treiben müssen."

Der Farrenkopf kann aber auch lügen, wenn es sein muß, und versetzt: „Und ich hab einmal in einem so großen Neubau Blindböden g'legt, daß täglich 50 Taglöhner bloß mit Besenanstecken zum Auskehren beschäftigt gewesen sind."

„In Amerika gibts noch größere Bäu!" erwiedert darauf der alte Weltreisende: „Wir haben einmal an einem zu 100 Mann den Dachstuhl aufg'schlagen und 14 Tag lang dran g'schafft; dann hab ich erst g'merkt, daß das bloß die Bauhütte g'wesen ist."

„Das gibts in Amerika! Meinem Vetter sein Vetterle hat da einmal in einem Urwald helfen eine Holzbrück über einen Fluß schlagen. Die

ist so lang worden, daß kein Mensch drüber wär, wenn sie nicht all 1000 Meter ein Theater hätten spielen lassen."

„In die Länge kann jeder Maurer bauen; aber in die Höhe ist ein andrer Fall!" schwödert wieder der Nachtmann. „Wie ich anno 12 in Moskau gewesen bin, haben wir eine neue Verschalung auf die große Kirchenkuppel dort gemacht, auf den Kreml. Da haben einem die Wolken um die Ohren rumg'schlagen, grad wie nasse Saublasen, so daß man bloß in einem Gummianzug mit Wasserableitung hat schaffen können, sonst hätt's einen runterg'schwemmt!"

„In die Wolken bin ich schon am Ulmer Münster kommen," sucht das der Farrenkopf mäßig zu überbieten, „damals, als wir die neue Kreuzblum eing'rüstet haben; da braucht's kein Moskau! Da ist man zum Vesper immer droben blieben, weil man eine g'schlagene Stund runter und drei nauf braucht hat."

„Das ist noch keine Zeit!" lügt der Alte großartig. „Wie ich vor zwei Jahren in der Türkei gewalzt bin, haben sie grad den Turmbau zu Babylon endlich einmal fertig machen wollen. Wir Zimmerleut haben zu 1000 Mann bloß Steigleitern g'macht. Wie ich oben den letzten Sprossen neinhau, fällt mir die Axt nunter. Bis sie unten ankommen ist, ist der Stiel rausgefault g'wesen, und wie ich selber nunter komm, ist von der ganzen Axt nur noch ein dünnes Blechle dag'legen, alles andre ist derweil wegg'rostet."

„Ja, in der Türkei rostet eben gern alles! Aber von Höhe können wir auch da noch lang nicht sprechen. Da müssen wir schon nach Kamerun! Da sind eine Zeitlang die Bäume so g'wachsen, daß sie in Himmel nein-g'stoßen hätten, wenn man nicht ein Sonnendach aus Brettern drüber g'macht hätt, daß die Sonne nimmer so ziehen kann. Die scheint dort so heiß, daß das Wasser in den Flüß den ganzen Tag kocht und man die gesottenen Fisch bloß rausziehen braucht, wenn man Hunger hat. — Wir haben also eine Bretterverschalung über so einen Baum machen sollen. Das ist schon ein Mordstrumm gewesen und hat bereits halb Kamerun in Schatten g'stellt! Gut, wir gehen mit Steigeisen an ihm nauf. Aber wie wir den Aufzug festmachen, sind wir schon über den Wolken draußen, so ist das Bäumle gewachsen, und wie wir den ersten Diel nageln, streicht der Mond vorbei und sagt guten Abend. Dann ist's aber glücklicherweis' ausg'wesen mit der Wachserei. Damit der Mond nicht in den Ästen hängen bleibt, haben wir die ganze Kron eing'schalt. Was sagst jetzt dazu, Alter? Da kannst nimmer landen, was?"

„Was ich da sag?“ begegnet dem kühl der Amerikaner „daß dir das alles bloß träumt hat! Aber ich will dir jetzt was von einem kleinen Bau erzählen: Die Kaiserin von China hat sich einmal verbaut g'habt und dem Zimmermann, der ihr den kleinsten und billigsten Bau hinstellen tät, den es gibt, einen Grabbenschwanz auf den Hut und eine Pfauenfeder in den .... versprochen. Das kann man richten, hab ich denkt, und ihr draußen im Wald einen Bau zeigt, der ist schon fertig g'wesen und hat überhaupt nichts kostet, und ist auch ganz klein g'wesen: ein Fuchsbau! Ich hab ein bisle nachgraben lassen, daß man ihn besser sieht. Aber da hat die Kaiserin nicht schlecht geschimpft! Denn da hat's natürlich g'stunken, grad wie in einem Fuchsbau!“

Dieser kleine Bau findet den allergrößten Beifall der Zuhörer, und der Lehrbub, der in der Ecke auf einem Schnürtrog sitzt, lacht derartig, daß er drüber hinunterrutscht. — Jener nachdenkliche Mann, der vorhin das Nixle in dem Büchsle auftischte, hat bisher geschwiegen. Jetzt ergreift er wieder das Wort und spricht: „Ich weiß noch einen kleineren Bau! Der ist nicht in Amerika und auch nicht in China und noch weniger in Kamerun. Der ist da, bei uns, in Stuagert! Da hat einmal ein Zimmermann einen Bauplatz kauft und ein Häusle drauf hinsetzen wollen. Wie aber dann der Geometer zum Ausstecken kommen ist, hat er den Platz überhaupt gar net finden können. Der Bau muß klein worden sein, net?“ — — —

Zimmersprüche, Rammlieder, Handwerkslieder

Nun haben wir in die Zimmermannswelt hineingehorcht, so weit uns das möglich war, und manchen besonderen und unerwarteten Klang vernommen. Wir haben auch schon da und dort Lieder und Liedstücke verstreut, um die und jene Stelle sofort damit zu erhellen und zu belegen; außerdem haben wir den dichterischen Schwung des Zimmerplatzes und die alte germanische Liederlust in kurzen Stegreifgesätzen kennen gelernt. Aber das war vorwiegend niedere Dichtung; zu der geschlossenen, hohen Zimmermannsdichtung sind wir noch nicht vorgedrungen. Wenn wir aber diese Saite der Zimmermansseele nicht klingen ließen, fehlte unsrer Zimmerwelt das, was sie erst zu einer vollkommenen und ganzen Welt macht: der Gesang der Himmel, der Sphären wie die Griechen das nannten.

Dieser Sternensang ist aber, wie nun das in einer derartigen ursprünglichen Welt nicht anders möglich ist, hier der Erde, dem Stoff sehr nahe und mehr kräftig, rauh, scharf und gell als wohlklingend und hell. Wer allzufeine Ohren hat, muß sie, wie das schon mehrfach geraten wurde, eben an der und jener Stelle zuhalten vor diesen Klängen.

Wir wollen, mit dem Rauhen anfangend und mit dem Feineren aufhörend, einmal zuerst an die geschlossene Wiedergabe von Zimmersprüchen gehen. Bruchstücke wurden schon gegeben. Hier erscheinen wieder andre Abwandlungen, und wir können nur sagen, daß es deren so viele gibt als Spruchsprecher; aus dem einfachen Grund, weil jeder dieser Hausdichter zwischen Himmel und Erde eben aus vorhandenen Sprüchen seinen eigenen für den besonderen Fall, der da gerade vorliegt (Wohnhaus, Schule, Scheuer, Rathaus usw.) neu zusammensetzt oder auch zusammenleimt und -reimt so gut oder so schlecht es geht, wie das an Dutzenden von Beispielen nachgewiesen werden könnte.

Es ist die Aufgabe des Sammlers solcher Sprüche, die Spreu, d. h. in diesem Fall die Kunst- und Zufallsdichtung, von dem Weizen der echten Volksdichtung abzusondern,

Einen reinen, in sich selbständigen Zimmerspruch aus dem Munde eines Zimmermanns oder aus einer Handschrift aus neuerer Zeit geben

zu können, glaube niemand möglich zu machen! Es gibt da eben nichts Reines und Unverfälschtes mehr, wenn auch das, was einst vorhanden war, noch alles da ist und nur richtig zusammengestellt zu werden braucht!

Es folge zuerst einer der bekanntesten und einst über ganz Deutschland verbreiteten Sprüche, der in unsrer Lesung ausgesprochen schwäbische Eigenart hat. Zum Vortrag kommt er aber selten vollständig; es fehlt immer dies und jenes oder ist die eine oder andre Zutat aus andern Sprüchen dabei. Wollte ein Zimmermann diesen oder einen der folgenden Sprüche bei Gelegenheit benützen, brauchte er sich nicht auf die hier gegebene Fassung festzulegen; er kann wegnehmen oder von andern ihm bekannten Zimmersprüchen dazutun, was ihm paßt:

Mit Gunst! Ich bin heraufgeschritten.
Hätt ich ein Pferd gehabt, so wär ich geritten!
Weil ich nun aber hab kein Pferd,
Ist die Sache nicht des Redens wert.

Ein Zimmergesell bin ich genannt
Und hab den Strauß in meiner Hand,
Der diesen Giebel zieren soll,
Weil uns der Bau geraten wohl.
Doch, was vermag ich auch zu sagen,
Das allen könnte wohlbehagen?
Des Kopfes Mühlwerk mahlt nur gut,
Wenn man ihm brav aufschütten tut!
Allein, ich will es nur gestehn,
Das ist für diesmal nicht geschehn!
Denn als ich gestern wollt studieren,
Tat mich eine schöne Jungfer vexieren,
Die winkte mir zum Fenster heraus;
Gleich war ich drüben in ihrem Haus!
Da bin ich bis in die Nacht gesessen
Und hab das Studieren ganz vergessen. —

Nur gut, daß unser Bauherr heut
Sich über unsre Arbeit freut!
Dank Gott! Durch dessen Hilf und Macht
Wir diesen Bau zu Stand gebracht.
Er woll vor Unglück und Gefahren
Ihn gnädig schützen und bewahren! —

Ein Zimmergesell bin ich genannt
Und gereist den Fürsten und Grafen durchs Land.
Arbeit bei den Meistern ums Geld,
So lang und wo es mir gefällt.
Mag gerne etwas profitieren;
Doch lieber noch geh ich spazieren

Und esse und trinke wie große Herrn
Die guten Speisen und Weine gern.
Ich liebe was fein ist,
Wenn's gleich auch nicht mein ist,
Und wenn's auch mein nicht werden kann,
Hab ich doch meine Freud daran:
Bei meinem Meister in schwäbisch Gmünd
Bekam die Meisterin ein Kind,
Die Tochter zwei, die Dienstmagd drei,
Das gab ein volles Hausgeschrei!
Mir ging zu Herzen jeder Ton!
Ich schnürte mein Bündel und ging davon. —

Dann bin ich gewesen im Lande Hessen,
Da gabs große Schüsseln, aber wenig zu essen,
Bittres Bier und sauren Wein!
Wer möchte bei den blinden Hessen sein!
Wenn Schlehen und Holzäpfel nicht geraten,
Dann haben sie nichts zum Sieden und Braten.
Drum bin ich am liebsten im Lande Schwaben,
Da kann man sich am Essen und Trinken erlaben. —

Aber vorher war ich noch in Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen,
Die nicht so spröde sind wie hier,
Wo sie verriegeln Tor und Tür.
Hätt ich das Ding zuvor bedacht,
Ich hätte ein Dutzend mitgebracht. —

Zuletzt kam ich ins Schwabenland
Und legt an manchen Bau die Hand,
Und stehe jetzt auf diesem Posten.
Das wird den Bauherrn eine Mahlzeit kosten!
Er will uns jetzund dazu laden,
Wir essen Speck und Schweinebraten,
Nebst Spatzen, Sauerkraut und Fisch
Und Backwerk, bis sich beugt der Tisch.
Dann wird er auch Musik bestellen
Und Jungfern für die Zimmerg'sellen.
Wenn sich einer aber untersteht, diese Zeche nicht mitzumachen,
Den wollen wir schlagen, daß ihm die Knochen im Leibe krachen! —

Doch eh wir uns zu Tische setzen,
Will ich an einem Trunk mich letzen;
Das Reden macht Durst, drum halt ich ein.
Nun reicht mir her den Krug mit Wein.

(Zum 1. Glas)
Hoch soll der ehrsame Bauherr leben!
Und hoch die Baufrau auch daneben!

Ich wünsche alles, was ihnen vonnöten:
Viel Korn auf die oberen Böden,
Dann in die Ställe Schafe und Rinder.
Der Baufrau auch ein Dutzend Kinder,
Und Flachs und Hanf und daß dabei
In Küche und Keller Vorrat sei!
hoch! hoch! hoch!

(Zum 2. Glas:)
Auch unser Meister lebe hoch
Und baue viele Häuser noch.
Und jeden nimm das Glück in Gunst,
Wer lernt und treibt die Zimmerkunst.
hoch! hoch! hoch!

(Zum 3. Glas:)
Und auch den Jungfern zu gefallen
Wünsch ich bald gute Männer allen.
Die Schönste such ich selbst mir aus,
Sobald ich steig von diesem Haus.
Die Jungfern hoch! hoch! hoch!

(Zum 4. Glas:)
Und allen, die da unten stehn
Und an dem Bau sich satt gesehn,
Und in Geduld mich angehört,
Wünsch ich was niemand gern entbehrt:
Gesundheit und ein' frohen Mut.
Drum Ende gut und alles gut.

Ein anderer Spruch, der ernsthaft und sehr schön mit dem Aufblick zur Göttlichkeit beginnt, aber bald ins Witzige umschlägt, und zum Schluß den vollen Schalk zeigt, heißt:

Ich stieg hinauf in Gottes Namen,
Wo Spitz und Knopf schön geht zusammen,
Ich steig hinauf auf Jesus Christ,
Der unser bester Helfer ist.
Und stieg ich so zu dieser Höh,
So bin ich in des Himmels Näh,
Und schwenke meinen alten Hut,
Und sprech den Zimmerspruch so gut,
Wie ich es kann, und sollt ich fehlen,
So müßt ihr halt einen andern wählen! —
Wir danken Gott, daß zu jeder Frist
Er hier bei uns gewesen ist,
So daß von den Handwerksgesellen allen
Kein einziger ist heruntergefallen.
Er bewahr auch weiter dieses Haus
Und alle, die drin gehn ein und aus

Und alle, die da unten stehn
Und an dem Maien satt sich sehn. —
Doch muß ich jetzt gleich dieses sagen:
Ich hörte schon über den Bau hier klagen.
Er sei zu groß, er sei zu klein,
Er sei zu arm, er sei zu fein!
Aber wer will bauen an der Straßen,
Der muß die Narren tadeln lassen;
Disteln und Dornen stechen sehr,
Aber falsche Zungen noch viel mehr!
Und wem der Bau hier nicht gefällt,
Stell selbst einen bessern in die Welt. —
Mir hats zwar kein Kopfzerbrechen gemacht!
Aber dem Meister jetzt noch der Schädel kracht
Von dem vielen Denken und Zählen und Messen,
Und auch das Trinken nicht zu vergessen! —
Ja, wenn ich hätt aller Jungfern Gunst
Und aller Künstler große Kunst
Und aller Meister Grütz und Witz,
Wollt ein Haus baun auf einer Nadelspitz.
Weil ich aber solches nicht konnt haben,
Mußten wir hier zimmern und mauern und graben
Und viele Pfosten stellen hinein.
Wems nicht paßt, der knüpft sich auf an ei'm.
Oder zahl er mir ein gut Glas Bier,
Dann schneid ich ihn wieder ab dafür. —
Fest steht der Bau nach seinem Plan.
Der ehrsame Bauherr seh ihn nur an,
Ob er wohl steht in Senkel und Blei,
Ob alle Kammern und Fenster dabei.
Ob überall die Löcher und Zapfen
Mit „paßt und hat Luft" zusammenschnapfen.
Ob nicht mit einem Weihenschwanz
Die Schwellen gestoßen sind wie ganz.
An jedem Eck ein französisch Blatt,
Wie man es mit Kunst gezimmert hat.
Und alle Wechsel, die tragen müssen,
Sich einer Versatzung nicht verdrießen.
Die Bünde stehen wie Eisen fest,
Überplattet, verschraubt aufs allerbest,
Mit Winkelband und Schrauben und Klammen
Ist nicht gespart und hängt alles zusammen,
Und alle Balken verkämmt und verdollt.
Wenn der Bauherr nur einen nicht finden sollt,
Den wir heute haben gelegt hinein,
Dann schlag ein Kreuzdonnerwetter drein!
Und ich will kein ehrlicher Zimmergsell sein. — —
Ja, wie haben wir uns müssen plagen!

Mit Balken schleppen und Wandholz tragen!
Das Knarren will mir von dem Bohren
Bis zu dieser Stund nicht aus den Ohren.
Im Kreuze hab ichs noch vom Sägen,
Und tu ich alles recht erwägen,
So bleibt mir das Wasser von dem Schwitzen
Mein Lebtag wohl im Kittel sitzen.
Drum hoff ich auch, daß der Bauherr uns
Ansieht für alles das mit Gunst
Und jetzt ein Faß mit Bier läßt laufen,
Dann wollen wir mal eins wacker saufen.
Wenn dieses aber nicht könnt sein,
Fall dieser Bau bald wieder ein.
Doch erst wenn ich hinunter bin,
Daß ich kann reisen fürderhin.

Der urspüngliche Zweck dieser Zimmersprüche: die Herabflehung des göttlichen Schutzes auf das neue Haus, ist in diesen Volkssprüchen trotz ihrer Überwucherung mit Späßen immer enthalten. Im folgenden ertönt dabei ein sehr unheiliger, aber wirksamer und zünftiger Lärm, der bei der Zuhörerschaft wohl stets ungeteilten Beifall findet:

Auf dieses Haus bin ich gestiegen,
Wenn ich der Teufel wär, tät ich fliegen,
Aber weil ich nur ein Zimmergsell bin,
Nehmt gut es hin in eurem Sinn,
Wenn ich nun zwischen Höll und Himmel
Euch schell und bell ein solch Gebimmel. — (schellt)
Doch nimm zuvor ich wie's der Brauch
Nun ab den Hut. Ihr tut es auch!
Den lieben Gott wir wollen bitten,
Er woll den Bau in Gnaden behüten
Vor Krieg und Sturm und Wasser und Brand,
So wie das ganze Vaterland.
Es sei das Unglück ihm so fern
Wie der Abend- von dem Morgenstern,
Wie der First vom tiefsten Hausesgrund,
Wie der Himmel von dem Höllenschlund.

Gott grüß euch alle nun groß und klein,
Die ihr euch habt gefunden ein,
Ihr Herren, ihr Meister und Gesellen,
Die mit uns heute schmausen wöllen.
Auch Frauen und Jungfrauen zart und fein
Sollen von mir gegrüßet sein.
Ihr habt mit Tüchlein geschmückt den Maien,
Das tut mich wundersmächtig freuen;

Ihr habt mit Bändern geziert den Kranz,
Drum führ' ich nachher euch alle zum Tanz,
Und tanz ich mit ein oder der andern nicht,
So bin ich ein rechtschaffen Zimmergsell nicht. —
Doch paßt alle auf an dieser Stellen,
Nach Handwerksbrauch wir grüßen euch wöllen:
So schwinget denn kräftig im Takt den Hammer
Kameraden hier in der Bodenkammer! (Gesellen hämmern)
Und nun nehmt eure Axte sacht
Und haut den Balken, daß es kracht, (Mit Horuckruf 3 mal)
Und mit den Ketten rasselt noch, (Kettengerassel u. sonstiges Gepolter)
Als käme der Teufel aus dem Loch,
Und jetzt reicht den letzten Nagel mir her,
Den schlage ich selber von ungefähr
Mit dieser neuen Axt hier ein.
Ein Sparrennagel muß es sein! (Das geschieht)
So wär der letzte Streich getan.
Nun Maurer, fangt zu mauern an.
Aber zuerst will ich eins trinken
Und auf unsern Bauherrn den Hut schwingen.
Hoch soll er leben! (Beim 1. Glas)
Und uns ein gutes Trinkgeld geben.
Und uns zum Schmaus einen Ochsen braten,
Dazu eine Suppe mit guten Fladen,
Eine Handvoll Zigarren jedem Mann
Und Bier so viel einer trinken kann.

Die Kranzjungfern sollen leben
Wie am Weinstock die Reben,
Wie die rotbackigen Äpfel im grünen Geäst,
Wie der Storch so lustig in seinem Nest. (Beim 2. Glas)
Sie sollen leben frisch und gesund,
Bis zwei Kirschlein wiegen ein Pfund.

Und der Meister soll leben
Und seine Gesellen auch daneben
Hoch soll leben die ganze Welt (3. Glas)
Bis sie einmal zusammenfällt.

Diese Volkssprüche kommen immer wieder zum Vorschein, wenn auch heute die Kunstdichtung weit überwiegt. Auch ein sehr schöner gedruckter Kunstspruch aus Birrlinger[1], der aber echte Zimmermannstöne enthält und sozusagen ein veredelter Volksspruch ist, mag hier stehen:

Hoch leb die Kunst und Wissenschaft,
Die Menschenkindern Häuser schafft.
Denn wäre nicht der Zimmermann,
Sagt Freunde mir, wo wohnen dann?

[1] Volkstümliches aus Schwaben.

Schon in der alleraltsten Zeit
Prangt unsre Kunst euch weit und breit.
Sie war von Fürsten hochgeehrt,
Und jeder Brave hält sie wert.
Drum rufe wer da rufen kann:
Hoch lebe jeder Zimmermann!

Bei Zirkel, Winkelmaß und Blei,
Da fühlen wir uns froh und frei;
Bei Gottes Tempel, in Hütten klein
Greift unsre Kunst erschaffend ein.
Und wie so manches Königschloß
Ward nur durch unsre Kunst so groß! —
Wer Zirkel und Richtmaß erfand,
Der lebe hoch als unbekannt!
Denn Freunde, sagt selbst, ohne sie
Blieb ja vergebens unsre Müh. —
Bis uns nimmt auf das Himmelszelt
In eine schönre, beßre Welt,
Sich auch das Zimmerhandwerk hält.

Tief in den Grund, wie auf zum Himmelsblau
Vollführt der Zimmermann den Bau.
Auf offner See wie auf dem Land
Ist unsre Kunst gar wohl bekannt,
Und wo man Menschen nur erschaut,
Da wird gezimmert und gebaut.
Doch wo am meisten wird getan,
Das Vaterland steht obenan!
So nehmet denn das Glas zur Hand:
Dem König und dem Vaterland!

Ich schwenk mich hin in Gottes Macht,
Ich hab mich ja bis hierher 'bracht.
Vertraue sicher Jesu Christ,
Der ja der beste Helfer ist.

Der Sammler dieser Sprüche hofft, daß sie sich auch dem und jenem Zimmermann in die Hände legen und so wieder lebendiger in der Bauwelt werden. Wenn einer aber durchaus keinen volkmäßigen Zimmerspruch anwenden will, weil er ihm für eine Kirche zum Beispiel zu unheilig ist, dem gefällt vielleicht der selbsteigene Kunstspruch, den der Zimmerpalier Wörner beim Richtfest der Gablenberger Kirche im Jahr 1901 umgeben von den Gesellen tat, und der ein gutes Beispiel neuester Zimmerspruchdichtung ist:

Kaum ist ein volles Jahr zu Ende,
Seit wir den Grundstein legten zu dem Bau.
Nun haben viele fleißige Arbeitshände

Ihn hochgeführt bis zu des Himmels Blau.
Und schön, auf festem Grunde steht sie hier
Die Kirche, euch zum Segen und zur Zier.

Und wie der schlanke Turm zum Himmel weiset,
So gelte jetzt der erste Dank dem Herrn.
Ihm, den das ganze schöne Weltall preiset,
Sei auch dies Werk geweiht zu höchsten Ehr'n.
Wohl hat gar ernst er uns gezeigt den Tod[1],
Doch hat uns auch beschützt der treue Gott.

Nun möchte meinen ersten Gruß ich bringen
Dem Bauherrn löblich, allen wohl bekannt.
Er hatte ja bei allen guten Dingen
Ein warmes Herz und eine offne Hand.
Drum bring ich hier dies Glas der guten Stadt
Und ihrem wackeren Gemeinderat.

Das zweite Glas, dem Meister will ichs weihen,
Der fein den schönen Plan uns hat erdacht.
Und all den Herrn, die zu des Baus Gedeihen
Die Arbeit haben treulich überwacht.
Herrn Frey, Herrn Schüttel, Zerweck, Schill
Ein kräftig Hoch ich bringen will.

Doch braucht zum Werke man zu allen Zeiten
Nicht bloß den Kopf, nein auch die starke Hand.
Darum ein Hoch den Maurern, Zimmerleuten
Und wer sonst wacker bei der Arbeit stand.
Vom jüngsten Lehrbub bis zu dem Palier
Ein volles Glas bring ich euch allen hier!

So mögt ihr andern denn das Werk vollenden.
Ein jeder Meister zeige, was er kann.
Damit zum Schluß es stimm an allen Enden
Vom Boden bis hinauf zum Gockelhahn.
Dann zieht das Volk hier fröhlich ein und aus,
Und Gottes Lob ertöne in dem Haus.

Aber im allgemeinen möge es wiederholt werden: bei diesen Gelegenheiten nur keine Kunstsprüche, keine: „Das neue Haus" usw. und keine Predigten, denn die Kunstzimmersprüche gehören in schöne Gedichtbücher und die Predigten in die Kirchen. In die frische Luft aber und in die rauhe Zimmermannskehle gehört ein „selbstgemachter" Spruch, denn nur das Eigene, das Gewachsene, und wäre es noch so bescheiden, kann den vollen Klang geben, den wir überall und immer und insbesondere hier schätzen und lieben.

[1] Beim Stellen des Turmgerüsts stürzten 2 Zimmerleute tödlich ab.

Von den Schnürsprüchen haben wir schon einiges angeführt. Sie sind mit geringen Abweichungen immer wieder dieselben. Es möge hier noch einer stehen:

Mein Herr, wir wollen Sie binden,
Damit Sie keinen Ausweg finden.
Diese Schnur ist nicht von Seiden,
Sie können sie nicht zerschneiden.
Wir schnüren mit ihr die größten Herrn,
Und wenn sie Kaiser und Könige wär'n,
Aber spenden Sie uns einen Krug Wein oder Bier,
So sind Sie wieder frei dafür.

Wenn die Zimmersprüche heute seltener geworden sind und die Schnürsprüche am Aussterben stehen, wird das Rammlied immer wieder ertönen, aus dem einfachen Grunde, weil man es eben braucht. Der Vorgang des Rammens wurde vorne beschrieben. In nichts spricht sich deutlicher die eigenwillige Art der Zimmerleute aus, als in diesen Rammliedern, denn hier sprechen sie unbeeinflußt von Nebenströmungen ganz unmittelbar und von der grünsten Seite ihres rauhen Herzens. Eines, das man in Schwaben vor dem Krieg überall hören konnte, heißt:

Hoch auf und eins!
zwei, drei, vier,
Fünf, sechs, sieben
Acht und neun.
Der Pfahl muß nein
Durch Felsen und Stein,
Durch Wasser und Sand,
Dem König durchs Land,
Dem Kaiser durchs Reich,
Ziebt alle zugleich!
Fünfzehn!

Der Kaiser und König bleiben jetzt einige Zeit weg, aber aussterben werden sie voraussichtlich doch nie ganz. Erblickt das scharfe Auge des Schwanzführers einen „Müden" schiebt er ein:

I sieh ein,
Der mag net,
I kenn ein,
Der ka net,
Dem wird
Vom Lohn zwickt,
Der wird
Fortgeschickt!
Jetzt noch einmal auf!
Und noch einmal drauf,
Und hochauf!

Zuschauer werden dabei manchmal herausgefordert, indem der Schwanz-führer den naseweisesten anblinzelnd singt:

Do droba
Stoht einer
Hot Maulaffa
Feil,
Wenn mir
Do ziaget
Am Narra-
Seil.

Dabei bezieht sich das Narrenseil natürlich nicht auf die, welche an ihm ziehen, sondern auf die sozusagen von ihm aufgezogenen Zuschauer, die Maulaffen feil haben und vor Bewunderung Gesichter schneiden. Das fühlte auch einmal ein bekannter, auf dem Gebiet des Wohn-baus bahnbrechender Oberbürgermeister von Ulm, als ihm beim Zu-sehen diese Reime ohne Umwege in die Ohren drangen, und schneller als er gekommen, soll er wieder verschwunden sein.

Ein anderes Rammlied heißt:

Einmal auf,
Zweimal auf,
Dreimal, viermal, fünfmal
Ist eine schöne Zahl.
Haut den Lumpa
Auf den Stumpa,
Daß's geht gut.
Hat en eisernen Hut,
Forchenen Kern,
Sauft auch gern,
Tief hinein,
In Sand und Stein
In Fürstenland
Mit seinem Brand.
Zieht auf um und um,
Alle Mann hoch herum.
Um und um und auf!
Schlagt ihn auf den Wispel nauf
Ist no net gnuag,
Noch eins dazua;
Noch eins zu dem;
Des geht jetzt schön.
Jetzt wollen wir ihn fragen,
Was er noch mehr will haben.
Einen Kropf um den Kragen!
Noch fester aufschlagen,

Er hat noch net gnuag,
Dem Lump auf den Huat,
In d'Anken nein;
Das Hemd und die Hosen
Versoffen muß sein.
Noch höher in d' Höh!
Jetzt fällt er noch meh'!
Hoch auf und faßt.
Laßt fahren und rast'.

Die württembergischen Pioniere, die sich wie gesagt zu einem großen Hundertsatz aus Zimmerleuten zusammensetzten, sangen:

Hoch auf, eins, zwei—siebzehn
Brummt der Bär
Auch noch so sehr,
Parole hat
Nicht lange mehr.
In . . . siebzig Tagen
Da ist Ruh,
Dann ziehen wir
Der Heimat zu.
Herzliebchen steht
Am Fensterlein
Und tut sich schon
Im Herzen freun.

Dazwischen: I sieh ein,
Der will net,
I sieh ein,
Der mag net,
Ich mag ihn nicht nennen,
Ihr werdet ihn kennen.

Oder: (Es ist der Maier.)
Noch ein drauf.
Hoch und setzt auf."

Auch bei dieser krafthebenden Stegreifdichtung schlägt natürlich wieder das Geschlechtliche Funken aus dem Blut. Ja, die meisten Rammlieder enthalten überhaupt fast nichts anderes als das, was man im gemeinen Sprachgebrauch Zoten nennt. Wir müssen einige schwäbische geben.

Ebenfalls von den württembergischen Pionieren und Bahnbrechern, den prächtigsten Kriegern, die man sich denken konnte, haben wir das nachdenkliche:

In einem Jahr,
Wo der Flachs nichts war,
Da sammelten

Die Weiber all
Ihre Haare.
Sie brachtens
Zum Weber.
Der Weber sprach:
„Was sind das für Haar?"
Die Weiber sprachen:
„s' sind Weiberhaar!"
Wer Hosen hat
Von diesem Haar,
Den sticht der Fuß
Das ganze Jahr.

Es heißt aber nicht der Fuß! — Dann in Schnadahüpflart:

Auf am Heuboda
Sitzt a Mädle droba,
Wenns a schöne wär,
Wär scho lang i oba.
Weils a wüaste ist
Will i aber net,
Liaber leg i mi
Allei ens Bett.

Und ganz roh, aber für die Zimmerleute nur von derbster Lächerlichkeit:

A Mädle geht spaziera
Wohl in das grüne Gras,
Sie rupft a Hand voll Nessel,
Und putzt ihr . . . weiß net was.
No fangt se an zu fluacha:
Potz Hemmelsakrament!
Wia hent doch mir dia Nessel
Mei . . . Zopfband so verbrennt.

Meistens wird aber nichts verblümt, wie hier, sondern alles bei seinem Namen genannt.

Der alte Bösch, der einst bei dem Hofwerkmeister Krauß in Kannstatt seine Gastrollen gab, und jetzt Strohmatten verkauft, gibt uns folgende Heldengesänge an:

Richt euch!
Hoch auf und eins!
Ein Stückele Holz,
Zwei Stückele Holz
Wachset em Wald.
Kommen zwei Bauren,
Die wollen abhauen,
Suppen wollen sie kochen
Auf die ganz Wochen.

Ihr Kapitalschinder!
Ihr Blechgeldverputzer!
Du bist a schlechts Mensch!
Du bist a Hur!
Auf mit em Kittel,
Nei mit dem Schnickel,
Nei muß er doch
In des schwarz Loch.
Nochamol eis drauf.
Hoch auf.
Setzt auf.

Zugleich ein Beispiel unsrer zimmermännischen Schimpflust.

Als einmal am Neckar in der Nähe von Gaisburg gerammt wurde und „Weibsleut" zusahen, verscheuchte sie der Bösch mit:

Von de Gaisburger Mädla
Kriagt keine kein Ma.
Dia den sich net wäscha,
Send selber schuld dra!
Ond wenn se ein kriaget,
No hent se kei Bett,
No müaßet se halt liega
Auf de Schnaufkuglasäck.

Die Stuttgarter Mädchen konnte er noch weniger leiden:

Dia Stuagerter Mädle
Hent weiße Röck a,
Ond onta am Zipfel
Stoht Lompamensch dra!

Er gabs aber den Weibern nicht nur grob, sondern auch fein, was dann der erhöhten Bedeutung gemäß in ölglattem Hochdeutsch geschah:

Zwei Fräulein machten eine Reis',
Aber bloß zu Fuß,
Weil sie nicht fahren konnten,
Das macht Verdruß!
In zwei Tagen kamen sie
Schon an in Gotteszell[1]
Freie Wohnung, Kost und Logis
Gabs da auf der Stell.
Da wurd ihnen aufgewart',
Alles war da frei,
Weil sie waren in Stuttgart
Bei der leichten Reiterei.

Wenn er das gesungen habe, dann seien die feinsten Damen davongelaufen! — —

[1] Württembergische Besserungsanstalt.

Diese Sachen trug uns der Bösch singend vor, als stünde er noch am Schlagwerk — anders brachte ers gar nicht zusammen — und er lebte dabei sichtlich auf. „Ja, das waren noch Zeiten, da haben wirs noch gepackt!" Dabei blinzelte er spitzbübisch mit seinen kleinen Äuglein. Er meinte die Mädchen.

Er gab die Lieder alle in der festen Umgrenzung einer Hitze, ganz genau so, wie er sie sich für seinen Zweck zusammengestellt hatte, und wir führen das nächste wieder vollständig an. Wir bemerken dabei die gelungene Mischung von hochdeutsch und schwäbisch. Im folgenden wirft er in bunter Spaßlust alles durcheinander:

Mädle wenn da
Heirata witt,
No heirat mi!
Guck no mein Schlenkrer a,
Kreuzsackerdi! —
D' Katz hot Jonge ghet,
Sieben an der Zahl,
Sechs davon sind Hunde,
Das ist ein Skandal!
Der Kater spricht:
„Die Hundesbande,
Die ernähr ich nicht!
Das muß vor Gericht!"
Nochamol eis drauf.
Hochauf,
Setzt auf.

Oder wieder Schnadahüpfl:

Hoch auf und eins!
Mei Vater hot mer gschrieba
Um lustig zu sei,
Wenns Silbergeld nemme langet,
Schick er Goldvögele rei.
Auf eimol send ausblieba
Dia Goldvögel fei,
Statt Goldvögel kommt der Gerichtsvollzieher!
17, 18, 19,
Nochamol eis drauf.
Hoch auf,
Setzt auf!

Aber der Bösch konnte auch redekünstlerisch werden und schmeicheln: Als mal für die Gemeinde Untertürkheim gerammt wurde, kam der Schultheiß dazu. Da sagte der Meister leise zu ihm: „Nimm ihn!"

Das durfte hier natürlich nicht grob geschehen, und der Bösch sang sofort einfühlsam:

> Der Ontertürkheimer Schultes
> Hot au Militär.
> Am Necker, am Schlagwerk,
> Do hot er sei Heer.

Und als mal an einem Fabrikneubau alles fürchterlich Durst hatte und der Bauherr dazu kam, störte den Bösch das Zugucken auf einmal nicht mehr, sondern war eine Ehre:

> Jetzt kommt unser Bauherr,
> Des ist eine Ehr!
> Wenn doch unser Bauherr
> Ein Bierbrauer wär!
> No gäbs ebbes z trinket.
> Aber i glaub au so
> Läßt er net verdursta
> Ons Zemmerleut do!

Daß Rammlieder vom Zotenschlag bei den Zimmerleuten am meisten Anklang finden, darf nicht verschwiegen werden. Ein schönes Rammlied gefällt ihnen schon, aber das wird bald langweilig, und da muß der Vorsänger eben für Salz und Pfeffer sorgen. Das zieht dann wieder in doppeltem, buchstäblichem Sinn. Etwas Anstößiges finden wie gesagt die Zimmerleute nicht darin, sondern nur lauter ganz Natürliches.

Die Schmausdichtung ist nicht eigentlich zünftig, und was da zum Vortrag kommt, ist immer mehr oder weniger persönlich und gelegenheitsmäßig. Es werden oft kleine Aufführungen gemacht, Gesangstücke, Schwänke und Ränke vorgetragen, wie sie überall im Volk herumlaufen und bei festlichen Gelegenheiten zum Vorschein kommen. Hier müssen wir uns auf das rein Zimmermännische oder doch baufachliche beschränken, von dem wir allerdings nur wenig bieten können, da uns Aufzeichnungen von anderer Hand fehlen. Die folgenden Sachen kamen alle zusammen bei einem miterlebten Richtschmaus in Stuttgart im Jahr 1896 zum Vortrag und sind teils alte Volksdichtung, teils nur persönliche Spaßdichtung, wie sie in neuerer Zeit von dem und jenem reimlustigen Palier, Bauführer und Gesellen immer wieder versucht wird, und daher hier wohl ebenfalls ihren Platz finden kann.

Zuerst trat ein Junggeselle auf und trug die nachstehende Jammermäre, die bereits Bekanntes in breiter Ausmalung gibt, vor, und zwar mit der donnernden Einleitung:

„Achtung! ich will den Brief des Johann Jakob Immerstät an seine Eltern vorlesen, wer aber kein Deutsch kann, versteht des net!“ Dann ging es an:

O liabe Muader, was muaß i heula!
Sei i fort be von Kaltabronn;
Mei Kreuz, mei Kopf ist so voll Beula,
Wia i's meim größta Feind net gonn.
Jo Muader, mir gohts do erbärmlich,
Mi schlaget se oft schier gar kromm,
Ond saget äweil — descht doch ärmlich —
J sei der demmst onder der Sonn.

Sonst ists en dera Stadt do henna
Net schlecht, dia Häuser send so groß
Wia onser Kirch. D' Leut aber drenna
Dia send euch oft ganz blut ond bloß!
Mei Hos ist au scho arg verrissa.
Gelt Muader flicket se no guat,
So derf i mi net lassa blicka
Sonst kriagt der Ballier glei a Wuat.
Der sächt sowieso i hätt kein Gedanka,
Hätt überall da Kopf, no net beim Gschäft.
J aber denk: der ka nix verstanda,
Mei Kopf goht mit mir lenks ond rechts!

Ond zemmera derf i, des ist net schwer!
Spä uffhölzla, Kärra schiaba wia a Bär,
Da Schleifstei treiba ans Verrecka,
Zuam Metzger laufa ond zuam Becka,
Am Feierobed Klei'holz macha,
D' Werkstatt ausputza und sotte Sacha.
Ond des frog i soll zemmert sei.
Do könnt a Gaul drei lacha nei.

Jst jetzt der Briaf a bisle schmierig,
No denket, des macht 's Meisters Farb.
Dia anzmachet sag i euch ist schwierig
S' Buttera ist lang net so arg!
Do tuat mer Kohla in en Kübel
Ond stoßt no mit em Axthelm druff,
s' wird eim vor Dreck ond Speck schier übel
Biß mer den Trog am Stil lupft uff.

Ond wenns no erst ans Schnüra goht!
O! bis mer des amol verstoht!
Ond hebst dia Schnuar net zenftig fest
Der Gsell des Klomp zruckfahra läßt,
Daß nachher s' Gsicht sieht wia ponktiert.
Des hot mi doch scho schwer scheniert!

Willst aber da Schnúrtrog ans Holz nanstemma,
Kriagt der Gsell a Wuat, kasts kaum versprenga!

Do lob i mir noch all dem Prella
Wenns Traga kommt vom Balkaholz!
Do stand i áweil henter d Gsella:
Ihr hent da Vortritt, be net stolz!
Druckts dene no da Schweiß vom Wanst,
Mach i en Bauchaufzug am Schwanz.

Ist no der Balken em Werksatz drin,
Heißts ällaweil: Holz her! Holz hin,
Holz kann von selber! heißts oft au,
Aber des ist schad, des hots nia dau!

Beim Traga von de Standabóm
Do giebts a Gaude, des ist schón!
Do saget d Gsella ámol: „Bua,
Wenn des a Wurst wár ond dazua
A Huat voll Senf kám auf zwei Füeß.
No tát mern fressa, aber gwieß!

Aber mit em Gschirr be i verkracht,
Was aber fast no lang nix macht:
Einst sagte ein Gesell zu mir
„Bua, du putzt jetzt den Zapfa hier,
Nemms Stemmzeug, mach mers aber glatt!
Ond om des Deng so ganz glatt z macha
Stemm i, ihr brauchet gar net lacha,
Da ganza Zapfa sauber ab.

Onds Wenkeleise, ihr dúrfets glauba,
Ist meh uff meim Buckel als en meine Dauba
Statt daß i mit em reiß genau
Reißt's mi en Farba grea ond blau.

Das Breitbeil jo, des geht no a,
Mit dem macht Tolla wer des ka;
Aber i hans dene z dick scheints gmacht,
Fenf Santimeter, daß es kracht!
Do leant ses schnalza mit der Axt,
Des sei kei Doll, a Honds . . . — i gax!

Mit der Axt ist mir a Streich passiert,
Seither han i se nemme gführt:
„Den Pfosta do“ sagt einer „hau
Schó nach der Schnur, machs aber gnau!“
A Bondschnur mitta drauf ist gwá,
De ander han i halt net gseh,
Ond hau en noch der Bondschnur raus,
No ist a Halbpfóstle worda draus.
Wias der Gsell sieht schreit der jemine!
Ond i han doch denkt: jetzt giebts Spá!

Dia Stoßaxt, dia ist aber gnau,
Mit der rasieret ihr a Sau!
Aber meine hot da Ballaschliff,
Drom goht se mir au nia en Griff,
So laß e se, i stoß jo doch
Meinet Gsella bloß en d Welt a Loch.

D Zweraxt, au Seltatreffer gheißa,
Ka wega mir au glei verreisa,
En de Löcher, wo mer locht mit der
Trabt a Rhinozeros daher.

Mit der Handsäg ists au net weit her,
Dia klemmt halt emmer ond goht so schwer,
Des elend Luader Zemmersäg,
Dia goht erst recht allmächtig stät,
Ond sägt mir äweil nebem Riß
Drei Santimeter doch ganz gewieß.
No, mir könnts gleich sei, wenn no au
Des Lattastück net gäng so gnau.

Beim Dollabohra gohts grad so domm,
Do stoht der Bohrer äweil kromm.
Ond wenn mer zuam Verschnaufa gruabt,
No hangt glei dra an alter Huat
Ond einer haut mi en der Hitz
En d Anka nei grad wia der Blitz.

Beim Balkanuata hui! ond ho!
Ist onser Gsellafuchser do.
Des ist a graußer Hobel, dra
Ziag ämol i ond no drei Ma.
Wenn no a Ast kommt giebts a Gschnauf:
Do spritzts eim d Nasalöcher nauf!
En Syruphobel sag i euch
Giebts net em ganza Deutscha Reich.
An der Faßnet hent se mi angführt
Ond send vor Lacha schier krepiert.

Ja Muader, das könnt ihr jetzt merka,
Des zemmera, des ka ein stärka! — —
Aber ebbes schös guckt doch no raus:
Holdriaho! Des ist a Schmaus,
Wenn mir uffgschlaga hent a Haus
Ond der Maia oba guckat raus.
Do giebt es z esset; sag i euch!
Ond z trenket meh als bei ra Leich.
A Zigarr mitta nei ens Gsicht,
Do hoscht glei a ganz ander Gwicht!
Ond wian i seng, daß s no so kracht,
Do hot der Ballier s erst mol glacht.

Aber jetzt will i des Briafle schliaßa,
I tua euch alle herzlich grüaßa,
Denn uffghört han i nia no z'spät.
Euer Johann Jakob Immerstät.

Der zweite Vortrag war das berühmte Hutlied, das von einem gereisten und gewandten Gesellen zum Besten gegeben wurde. Die Hauptsache dabei ist ein großer, schwarzer Filzhut, der jedesmal, wenn der Kehrreim erscheint, um den Kopf gedreht und geschwenkt wird. Dies geschieht nach einer genauen Vorschrift in eigenartiger Weise zwischen Daumen-, Zeige- und Mittelfinger, worauf die Zuhörer scharf achten. Denn das ist zünftig, und je gewandter und schwungvoller das gemacht wird, desto größer ist die Begeisterung und der Beifall. Da blitzen die Augen der Zimmerleute, die Brust schwellt sich wieder von Wanderlust, Verachtung steigt auf über die „Rempen" in Straßburg usw., die noch Kappen trugen, und laut schlagen die Herzen im Gedanken an die Freiheit in der Schweiz, für die viel Blut floß. Das für den gewöhnlichen Sterblichen ganz einfache und unbedeutende Lied, dessen letztes Gesätz vorschriftsgemäß auf schwäbisch gesungen werden muß, heißt:

Mein Freundchen, wenn du reisen tust,
So bitt ich, sei so gut,
Besieh dir manche Stadt und Land
Doch immer mit dem Hut!
Doch immer mit dem Hut jaja,
Doch immer mit dem Hut.

Kommst du in eine fremde Stadt
Und hast ein schlechten Hut,
Und ist kein guter Fetzen dran,
s' macht nichts, nur mit dem Hut!
Nur immer mit dem Hut jaja,
Nur immer mit dem Hut.

Berlin, die schöne Königsstadt,
Wie man sie nennen tut.
Ging ich die Straßen auf und ab,
Doch immer mit dem Hut!
Doch immer usw.

In Wien, der großen Kaiserstadt,
Da hab ich nicht lang g'ruht.
Ich sah, daß nichts zu holen ist
Mit meinem großen Hut.
Mit meinem großen usw.

Das Ungarland hab ich auch gesehn,
Da wächst der Wein so gut.
Auch Ofen, Pest, Peterwardein,

Und immer mit dem Hut!
Und immer usw.

Auch die Schweiz, das schöne Alpenland,
Wo für Freiheit floß viel Blut.
Hab Basel, Zürich und Bern gesehn,
Doch immer mit dem Hut!
Doch immer usw.

In Straßburg, Mainz, wie auch Frankfurt,
Da brachten's mich in d' Wut,
Da sah ich viel von Unsresgleichen,
Die trugen keinen Hut.
Die trugen keinen usw.

Hannover, Bremen, Hamburg, Lübeck,
Die machtens wieder gut,
Da trug halt jeder Zimmermann
Auf einer Seit sein' Hut.
Auf einer Seit usw.

In Kopenhagen war ich auch
Dort bei der Meeresflut
Als ich mit dem Schiff nach Rostock fuhr,
Stand immer fest mein Hut.
Stand immer fest usw.

Breslau in Schlesien war die Reis',
Da ist es auch noch gut.
Drei Jahr ich dort in Arbeit stand,
Und immer mit dem Hut.
Und immer mit dem usw.

Das Bayerland, das Schwabenland,
Die hieltens nicht für gut,
Als ich dorthin kam zugereist
Mit meinem großen Hut.
Mie meinen großen usw.

Wenn i amol a Weible hau,
No kleid i mi fei guat.
Gang mit ihr au zua Tanz und Schmaus.
Aber immer mit dem Hut!
Aber immer mit dem Hut jaja,
Aber immer mit dem Hut.

Bemerkt sei hierzu noch, daß früher Berlin die Stadt war, da er „nicht lange geruht" hat, und anscheinend erst in neuerer Zeit übertrug sich das auf Wien, manchmal auch mit der Begründung:

Weils da zu viel Böhmaken gab,
Die trugen keinen Hut.

Nun stand ganz unvermutet ein junger Baubeflissener, dessen Namen zu nennen überflüssig ist, der aber eine ganz entfernte Ähnlichkeit mit dem Schreiber dieser Sachen haben könnte, auf seinem Stuhl und trug mit einer wahren Heldenhochstimme die Scherznachahmung eines bekannten Liedes nach bekannter Weise vor. Es hieß das Bauführerslied, und wenn es bisher nur einen kleinen Teil der Bauführerswelt in gemischten Gefühlen teils zum besänftigten Wohlwollen, teils zum entfernten Gewittergrollen gegen den stiftigen Dichter und Sänger bewegte, so ist daran ohne Zweifel nicht das Lied selbst schuld, sondern sein damaliger begrenzter Wirkungskreis. Es kann deshalb nicht unterlassen werden, diese Perle der Gefühlsdichtung hier zu bringen, damit sich alle Bauführer von ihm bewegen lassen können und damit dem deutschen Schrifttum ein weiteres unentbehrliches Gedicht vor dem sonst sicheren Untergang bewahrt wird. — Der Gesang fand ungeteilten Beifall bei den Zimmerleuten:

Das Bauführerslied!

Mit dem Plan, verwogen,
Durch die Vorstadt, kahl,
Kommt er schon gezogen
Früh am Morgenstrahl.

Blanke, lange Stiefel!
Schlapphut! schwarz der Rand
Droht, und die Maurer
Spucken in die Hand!

Schau, wie stolz nun steht er
Dort auf dem Gerüst,
Stolz blickt selbst sein Meter
Aus der Tasch, ihr wißt!

Und er hebt die Stimme
Und er fängt schon an:
Schimpft mit Tigergrimme
Auf den Zimmermann,

Der beim Balkenlegen
Lockert' den Verband!
Und schon ganz verwegen
Fuchtelt Plan und Hand!

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih —
Herrscht zum höchsten Grüste
Der Bautiger frei.

Ihm gehört das Weite,
Was sein Blick erreicht,
Speisbub seine Beute,
Der statt fleugt nur kreucht.

Hierauf folgte nun in gehobener Stimmung eine kleine Auffühung, die dem Abend die Krone aufsetzte und bei verschiedenen Schmausern die Bier- und Handwerksbegeisterung zu ausgesprochenem Lachgeschmetter steigerte. Unter dem Geschrei: „Macht Platz! macht Platz!" kommt ein Handwerksbursche zur Türe herein und windet sich durch die Reihen der Tische hindurch auf den freien Platz im Saal zu. Er hat einen Zylinderhut auf, dem der Rand fehlt, trägt den Berliner auf dem Rücken — der gedrehte Stenz ist wagrecht durchgesteckt — und hat ein paar Stiefel an,

von denen der eine keine Sohle hat, während sie bei dem andern mit Draht aufgebunden ist; der Kittel ist zerrissen. An seinem Standort vor der Meisterschaft angelangt, legt er den Berliner, in dem Reisegeschenke enthalten sind, ab und nimmt den Stock in die Hand. Bier muß für ihn bereitgestellt sein, denn dieser fremde Zimmergesell hat einen gewaltigen Durst und trinkt in der kurzen Zeit, da er seine Reiseerlebnisse erzählt, nicht weniger als neun Glas. Er hebt an:

Macht Platz! macht Platz, ihr Leut! macht Platz! ein Handwerksbursch muß sein!
Ich sucht' die Zimmerherberg hier, und kam zu euch jetzt rein.
Doch weil es, wie ich sehe, auch hierin zu trinken gibt,
So reichet mir ein gut Glas Bier, das ist bei mir beliebt.
Auf euer Wohl, ihr Herren und ihr Zimmerleute all! (Trinkt das 1. Glas)
Trinkt ihr nur ruhig weiter so, das ist ja auch mein Fall.
Grüß Gott im Schwabenland! Auch ich hatt' schon manch schönen Brand.
Ich heiße David Lausekron, ein Zimmergesell genannt.
Grad bin ich von der Wanderschaft nach Stuttgart hergekommen.
Wenn der Nesenbach wie der Rheinstrom wär, dann wär ich hergeschwommen,
Weil er aber keinen Schneider trägt und gottserbärmlich stinkt,
So bin ich mit Berliner und Stenz zu Fuß hierhergehinkt. (Schwenkt den Stock)
Hab euch was Schönes mitgebracht, paßt mir nur alle auf.
Aber zuerst, wenn es euch nichts verschlägt, nehmen wir einen Schluck (Das 2. Glas)
darauf. Zum Wohlsein!

Ja, ich bin da erst in Hamburg gewesen, dort an dem Meeresstrande.
Da sah ich auf dem Alsterbesen[1] was glänzen in dem Sande.
Ich dacht' ein Silberbergwerk wär's und hab es eingesteckt.
Und wenn es heute nicht mehr glänzt, dann ist es halt verreckt.
Von Hamburg gings nach Kopenhagen. Mit Schiff zum Kattegat.
Das ist ein Gatter mitten im Meer von Holz; ich war ganz platt.
(zieht eine alte weiße, glänzende Blechbüchse heraus und läßt sie in den Saal rollen)
Dieses Gatter geht nur auf vor dem, der einen Geldsack hat,
Drum sagte ich auf Wiedersehen, du schönes Kattegat;
Und ging nach Kopenhagen z'rück. Da tat ich einen Pfiff, (pfeift durch die Finger)
Da kam sogleich herangedampft ein großes Segelschiff.
Ich hab mich auf das Schiff gesetzt und wie ich nach Danzig kam,
Wollt ich dort sehn das frische Haff, das ist ein Hafen voll Rahm.
Den hab ich natürlich ausgetunkt, es war mir alles wurst.
Und heut noch muß ich trinken, denk ich bloß an diesen Durst. (Das 3. Glas)
Aufs Wohlsein!

In Danzig ists tanzlich, wer da kann nicht tanzen, wird arretiert.
Ich tanzt mir beide Sohlen durch. Dann Bromberg zu marschiert! (zeigt die Sohlen)
Aber in Bromberg jeder brommen muß, das ist ein heißes Kaff!
Und wer dort in dem Kittchen war, der tippelt gern wieder zum Haff.
Jetzt tanz ich mit meinen Walzerschuh von Danzig euch eins vor,
Und wer am schönsten pfeift dazu, der kriegt die Schuh dafor. — (tanzt)

[1] Wohl Alsterbassin.

Bei Bromberg fließt der Weichselfluß, da nagt ich an einem Weichsel,
Und als ich an die Warte kam, saß ich auf einer Deichsel
Und wartete und wartete und wartete an dem Ort,
Aber diese alte Warte floß halt immer weiter fort.
Drum steckt ich's Warten endlich auf und schwamm hinum zur Netze.
Aber wie ich an die Netze kam, da hatte ich die Krätze.
Die hab ich euch nicht mitgebracht, denn da wär ich beschissen,
Wenn ihr mich für die Krätze wohl zur Tür hinausgeschmissen. —
Gleich nachher kam ich dann nach Thorn, ich kam herein von vornen,
Und wie ich wieder weiterzog, spürt ich von hinten Dornen.
Das kam von Thorn, Dorn, Rosen her! Ich tippelt dann in das Polen,
Aber da ist nichts zu holen als ein Paar Stiefel ohne Sohlen. (Reibt das Hinterteil und zeigt einen Prügel)
Solche hab ich aber selbst ein Paar, man kann sie Sonntags tragen, (zeigt sie)
Wenn man die Sohlen dazu find' und für das Hemd den Kragen.
Was ich noch sonst in Polen fand, das sag ich euch erst morgen, (kratzt sich)
Sonst möcht heut Nacht am Ende mir der Vater kein Bett besorgen.
Doch eh' ich mit meinen Stiefeln jetzt auf deutschen Boden tu laufen,
Möcht ich das alte Polen erst wenn ihrs erlaubt versaufen. (Das 4. Glas)
Zum Wohlsein!

Ich tippelt also nach Deutschland z'rück, hinein wohl in das Schlesien,
Da fließt die Oder, da bin ich entweder oder nicht gewesien.
In Sachsen tun wahrhaftig wachsen schöne Mädchen auf den Bäumen,
Das hätt' ich in meinem Leben mir, ihr Herren, nicht lassen träumen!
Ich hab mir ein Dutzend abgeschnitten, um sie dann hier zu lieben,
Wenn nur bei jedem Gallach nicht eine als Hauserin hängen blieben! —
In Zwickau hat mir einer zwickt von meinem Hut den Rand, (zeigt's)
Da sagt ich: „Bruder, i zwick au!" und schlug ihn an die Wand.
Über Prag in Böhmen gings wieder an: nach Preßburg in die Presse!
Da preßten sie mich gänzlich aus, daß mir fehlt jede Nässe.
Und wenn man keine Nässe hat, dann ist der Hals euch trocken,
Drum helfet mir mit einem Schluck nur wieder auf die Socken. (Das 5. Glas)
Zum Wohlsein!

Dann aber kam bald Nässe g'nug, es floß die Drau und Sau,
So heißen dort zwei Flüß' und jetzt fehlt nur noch der Wauwau!
In Klagenfurt in Kärnten hab ich meine Braut beklagt.
Und in dem schönen Land Tirol ein Gamserl aufgejagt.
Das aber hatt', besinn ich mich, ein blaues Schürzerl an,
Und als das Schürzerl Bausche macht, ging ich auf d' Eisenbahn
Und fuhr nach Innsbruck! Kehrt' dort ein, wo der Hofer einst gesessen
Und nach der Schlacht am Iselberg hat ein Schock Eier g'fressen,
Und Kranenwitter dazu g'schwächt. Ich tats auch ohn' zu zahlen,
Hier sind, wenn ihr es mir nicht glaubt, noch all die Eierschalen. (Wirft Eierschalen in den Saal)
In Lindau wieder im Schwabenland, da wurd mir lind und laue,
Drum machte ich auch jeden Tag am Bodensee dort blauen.
So gings ein ganzes Jährlein fort, dann kam man zu verganten.
Jetzt hat der Krauter immer blaun, das hat er mir danken!

Den blauen ließ ich dort, den habt am Montag ihr wohl selber,
Und wer nicht sauft und blauen macht, das sind nur Küh und Kälber. (Das 6. Glas)
Zum Wohlsein!

Ich tippelt dann zum Heuberg hin, da habe ich gesehen
Heuviecher wohl die schwere Meng rings um den Berg her stehen.
Da haben sie noch Kappen auf und Angst vor der Eisebah'
Und meinen in ihrem Heukopf drin, s Christkindle sei a Ma',
Und als ich auf die Alb nauf kam, sah ich es selbst, potz Wetter:
„Wie machens da die Schreiner all? fressen Späne s . . . Bretter!"
Einen Span hab ich wohl mitgebracht, den bekommen die Schreiner hier,
Daß's morgen billige Bretter gibt, ich hoff ohne Klistier! — (Zeigt einen Span)
In Plattenhard, da ging mirs schlecht, da haben sie mich gehauen,
Weil ich nicht jede Nacht dort wollt mein Glück auf Hasen bauen[1].
Wolfschlugen war da besser schon und für die Glieder labend,
Da schreit man morgens um die neun schon nach dem Feierabend.
Ja, ja, die Maurer sind noch Leut! Aber in der Stadt Neuhausen
Da ist der Himmel euch von Gips, so daß mirs fast tat grausen.
Die Steinhauer in dem Renningen drin, die haben lauter Bürsten[2]
Statt Bärte um das Maul herum, und Sutterkrüg fürs Dürsten. (Das 7. Glas)
Zum Wohlsein!

Auf den Fildern gibt es Filderrammel und neues Sauerkraut.
Des Häuptle ist mein Reis'präsent für meine Stuagerter Braut. (Zeigt ein Krauthaupt)
Als es hernach nach Gaisburg ging dort von den Fildern runter,
Da wurde mir in meinem Sinn allmählich wieder munter.
Und ich sang jetzt das schöne Lied: (singt's)

„Gaisburg und Gablaberg,
O wie ists da so sterch,
Gaisburg und Gablaberg
Und Gablaberg."

In Gaisburg, das weiß nicht ein jeds's, da wachsen Kaffeebohnen,
Die kommen von den Gaisen her, die in dem Gaisburg wohnen!
Ich hab eine Schachtel voll mitgebracht, ihr müßt sie nur gut rösten, (Wirft eine Handvoll zwischen die Tische)
Dann könnt ihr eure Weiber wohl mit billigem Kaffee trösten.
Ich aber mag kein' Kaffeebrüh! mir ist das Bier hier lieber,
Drum wenn ihr nichts dagegen habt, so trink ich halt mal wieder. (Das 8. Glas)
Zum Wohlsein!

Und jetzund gings nach Stuagert rein, da mußte ich fast lachen,
Weil endlich ich die Stadtbrill fand in einer alten Lachen.
Wenn einer was nicht finden kann, setzt sie ihm auf die Nase,
Dann glaubt's! er find' den Zahltag euch im Wirtshaus in dem Glase.
Und nun schnür ich mein Bündel zu und will mich niedersetzen,
Und gefiel das Sprüchlein wohl den Herrn, will ich mich noch mal letzen. (Das 9. Glas)
Gott segne das ehrbare Zimmerhandwerk!

---

[1] Den Plattenhardern wird Wilderei nachgesagt. — [2] In Wolfschlugen sind die Maurer zu Haus, in Neuhausen die Gipser und in Renningen die Steinhauer.

Nun kommen wir zu den Liedern, die wir in Handwerkslieder, Wanderlieder, Hutlieder und Rauflieder einteilen wollen. Sie stammen wohl nicht alle von den Zimmerleuten, aber sie handeln von ihnen, atmen ihren Geist, und es steigert sich hier manchmal die Reimerei zu wirklichem dichterischem Flug, weshalb es uns leid tut, hier nur einen Teil, allerdings den besten oder doch kennzeichnendsten von ihnen, geben zu können. — Es werden diese Lieder alle noch gesungen, manche davon sind in Schwaben sehr lebendig und was hier nicht vom Mund abgeschrieben werden konnte, das steuerten die „fremden Zimmergesellen" bei, deren Liederschatz ein ganz bedeutender ist.

Den Reigen eröffne das alte Zunftlied der Zimmerleute, das an keinem Richtschmaus fehlen darf und eine Verkörperung des Handwerkstolzes ist, weshalb wir schon Auszüge gaben:

Mein Handwerk fällt mir schwer,
Drum lieb ichs noch viel mehr!
Es freuet mich von Herzen
Und macht mir keine Schmerzen.
Mein Handwerk fällt mir schwer,
Drum lieb ich's noch viel mehr.

Des Sommers in den Wald,
Wo Axt und Beil erschallt.
Die Nachtigall tut singen,
Des Meisters Geld tut klingen,
Da füllet sich mit Lust
Eine jede Zimmermannsbrust.

Die Schnur, die ziehn wir aus
Nach Regel und Handwerksbrauch.
Den Zollstab zum Abmessen,
Den Zirkel zum Abstechen;
Die rechte Höh' und Breit',
Die Länge auch dabei.

Wo kommen denn Kirchen her?
Und Schlösser noch vielmehr?
Schiffsbrücken auf den Flüssen,
Die wir aufschlagen müssen,
Zu Wasser und zu Land
Ist unser Handwerksstand!

Kein Kaiser, kein König oder Fürst,
Er sei wer er nur ist,
Der uns Zimmerleut kann meiden
Bei Kriegs- und Friedenszeiten,
Kein Graf, kein Edelmann,
Der uns entbehren kann.

Ist nun ein Bau vorbei,
So giebts eine Schmauserei.
Gut zu essen, gut zu trinken,
Gebratne Fisch und Schinken,
Gut Bier, gut Branntewein.
Da möcht jeder Zimmermann sein.

In guter Laune, oder auch weil man tatsächlich mit dem Essen nicht ganz zufrieden war, wird manchmal beigefügt:

Ist nun ein Bau vorbei,
Wo's gibt keine Schmauserei.
Nichts zu essen, nichts zu trinken,
Keine gebratne Fisch, keine Schinken,
Kein Bier, kein Branntewein.
Der Teufel mag Zimmermann sein!

Ein andrer alter Beisatz, der den anwesenden Meister „hoch nimmt", lautet:

Ist wieder ein Bau vorbei,
Der Meister will protzig sein,
Packen wir unser G'schirr zusammen
Und reisen in Gottes Namen
Und sprechen als Fremde zu.
Ja Arbeit gibts genug.

Das schon mehrfach erwähnte Frankfurter Meisterlied ist in der Welt der Zimmerleute noch beliebter und berühmter und das echteste und gerechteste Zimmermannslied, das man sich überhaupt vorstellen kann; es ist der zum Lied gewordene Zimmergeselle selber mit all seiner Hans-im-Glück-Zufriedenheit. Nebenbei zeigt es auch die Kraft, Anschaulichkeit und Schönheit der Volksdichtung mit all ihrer Farbenfrische, ihrem Witz und ihrem triebhaften, scholleatmenden Leben, das in Essen, Trinken und Liebe gipfelt, weshalb der zweitletzte Liedsatz bei aller Freiheit nichts Verletzendes hat. Allerdings sollte man das Lied gesungen hören:

Es wohnte ein Meister zu Frankfurt an dem Maine,
Der hatte Gesellen von zweien und zu dreien.
Der erste sprach: „Mir ist es gar nicht wohl;"
Der zweite war besoffen, der dritte, der war voll.

„Gesellen! Gesellen! seid unter uns verschwiegen!
Wir wollen dem Meister die Arbeit lassen liegen.
Und wir wollen ein wenig spazieren-zieren gehn,
Zum roten kühlen Weine, wo schöne Mädchen stehn."

Und als wir Gesellen zur Herberg sein gekommen,
Da hat uns der Vater wohl freundlich aufgenommen:
„Seid willkommen, willkommen, ihr Gesellen-sellen mein!
Was wollt ihr essen und trinken, was wollt ihr für ein' Wein?"

„Zu essen woll'n wir haben den besten Schweinebraten,
Und was wir wollen trinken, das ist ja leicht zu raten."
Denn der fränkische Wein ist gar ein guter Wein!
Denselben woll'n wir trinken und dabei lustig sein.

Und als wir Gesellen gegessen und getrunken,
Da schickt uns der Meister sei'n naseweisen Jungen:
„Ihr Gesellen! ihr Gesellen! nach Hause sollt ihr komm'n!
Den Abschied sollt ihr haben in einer Viertelstund."

Und als wir Gesellen nach Hause sein gekommen,
Da fing der Meister ganz schrecklich an zu brommen:
„Ihr scheint mir die rechten Gesellen zu sein:
Zum Fressen und zum Saufen! zur Arbeit hab ich kein'."

Da schnallten wir Gesellen das Felleisen auf den Rücken
Und reisten wohl über die Sachsenhäuser Brücken.
Da begegnet uns des Meisters allerschönstes Töchterlein:
„Gesellen, wollt ihr reisen? ohne euch kann ich nicht sein!"

Der Erste, der zupfte sie am Zipfel-Zapfel-Zöpfchen.
Der Zweite, der rupfte sie am Rickel-Rackel-Röckchen.
Und der Dritte, der legte sich oben oben auf,
Da kam der Meister g'sprungen und deckt sein Schurzfell drauf!

„Ach Meister, ach Meister, was wollet ihr nun haben?
In dreiviertel Jahren einen wunderschönen Knaben!
Und derselbige soll werden ein lust'ger Zimmerg'sell,
Damit er einst kann reisen zum Teufel in die Höll."

Jubelnd steigt der Gesang bei dem Schurzfell und urlächerlich empfundenen Meister in die Höhe und ebbt allmählich in die Hölle ab, denn dorthin geht heutzutage der forsche junge Geselle, während allerdings ursprünglich die Liedzeile wohl hieß: „Damit er einst kann reisen wohl in die weite Welt."

Der Zimmermeister Schak in Steinbach gibt uns das folgende, alte Lied an:

Zimmerleut sind brave Leut,
Die man braucht zu jeder Zeit.
Kaiser, König, Fürsten, Grafen
Können uns ja nicht entraten.

In dem deutsch und welschen Land
Ist das Handwerk wohl bekannt.
Manchen Bau tun wir aufführen,
Unser Handwerk tut florieren.

Gehen wir in grünen Wald,
Hauen Bäume jung und alt,
Messens ab wie es der Brauch,
Schlagen dann die Schnur darauf.

Haut brav drauf der Zimmermann,
Mit der Axt, was er nur kann,
Auch das Breitbeil schafft mit Fleiß,
Und das Zollmaß gleicher Weis'.

Das Bauholz ist oftmals schwer,
Dann heißts: „Bringt Wendhaken her!"
Mit Klammhaken klammet an
Jeder brave Zimmermann.

Weibt der Bauherr 's Bauholz ein
Mit einer guten Flasche Wein,
Sind wir Zimmerleut bedacht,
Daß wird alles gut gemacht.

Bund- und Zweraxt zum Geschirr.
Mit der Säge schneiden wir,
Daß man sagt zu jeder Zeit,
Redlich seins die Zimmerleut.

Mit dem Bleistift macht ein Zeichen,
Braucht den Winkel auch desgleichen!
Manches Schloß, ja manche Stadt
Hat der Zimmermann gemacht.

Zimmerleut tun viel ausstehen,
Müssen schier vor Hitz vergehen;
Mußt allzeit geduldig sein!
Fällt oft Kält und Regen ein.

Ach, was wollt man fangen an,
Wenn nicht wär der Zimmermann!
Müßte mancher bald erfrieren,
Wenn nicht wir die Bäu aufführen.

Ich find ihresgleichen nicht,
Zimmerleut verachte nicht.
Wenn ein mancher stieg so hoch,
Würd' er zittern mit dem Loch.

Kein ausgesprochenes Zimmermannslied, aber ein Handwerkslied, das echt zimmermännischen Geist trägt und vorwiegend von Zimmerleuten gesungen wird, ist das Gesellenbundeslied:

Seid fröhlich, seid lustig, ihr Handwerksgesellen.
Genießet das Leben und laßt euch nicht prellen.
Ja nicht Reichtum macht glücklich, Zufriedenheit macht reich!
Ja wir alle sind Brüder, ja wir alle sind gleich.

Der Reiche lebt herrlich in seinem Palaste,
Der Arme erbärmlich in seinem Moraste.
Ja nicht Reichtum macht glücklich, Zufriedenheit macht reich!
Ja wir alle sind Brüder, ja wir alle sind gleich.

Wir haben Kaiser und Könige gesehn,
Sie tragen goldne Kronen und müssen vergehn.
Ja nicht Reichtum usw.

Drum Armer verzag nicht und sei nur geduldig.
Kannst du nicht bezahlen, so bleibst du es schuldig.
Ja nicht Reichtum usw.

Dann über die Seligkeiten des Essens und Trinkens im besonderen:

Wenn das Glöcklein sechs Uhr schlägt, sieben Uhr schlägt,
Wir zur Arbeit sind bewegt.
Ei dann ergreifen wir unsre Waffen,
Fangen tapfer an zu schaffen
Für des Meisters Lohn und Preis.
Lustig was Gesellen heißt.

Wenn das Glöcklein acht Uhr schlägt, neun Uhr schlägt,
Wir zum Frühstück sind bewegt.
Ei dann muß der Bursche laufen,
Bier und Branntwein einzukaufen.
Trinkt ein jeder nach seinem Maß
Fünf, sechs, sieben und noch ein Glas.

Wenn das Glöcklein elf Uhr schlägt, zwölf Uhr schlägt,
Wir zum Mittag sind bewegt.
Dann ergreifen wir Messer und Gabeln,
Fangen tapfer an zu schnabeln.
Wird dem Krauter angst und bang.
Seine Gesellen, die fressen zu lang.

Wenn das Glöcklein drei Uhr schlägt, vier Uhr schlägt,
Wir zum Vesper sind bewegt.
Ei da tut die Köchin winken:
„Gesellen, kommt zum Kaffeetrinken!"
Trinkt ein jeder nach seinem Maß:
Fünf, sechs, sieben oder keine Taß!

Wenn das Glöcklein sechs Uhr schlägt, sieben Uhr schlägt,
Wir zum Feierabend sind bewegt.
Ei dann gehen wir in die Stadt hinein,
Wo lauter hübsche junge Mädchen sein,
Bleiben da die halbe, die ganze Nacht,
Bis das Geld ist durchgebracht.

Höhere Töne klingen an in dem Lied aus neuerer Zeit:

Wir bauen all an einem Turm
Bei Schnee und Regen, Eis und Sturm,
Bei schlechtem Wetter.
Drum vivat Zimmermannsblut!
Ihr Brüder, stoßt die Gläser an und schwenket euren Hut,
Ihr lieben Brüder!

Alle Leute bleiben stehn,
Wenn sie uns beim Richten sehn,
In Furcht und Zittern.
Drum vivat Zimmermannsblut!
Ihr Brüder usw.

Und sie schaun uns alle an,
Denn es wird ihn' angst und bang
Um unser junges Leben.
Drum vivat Zimmermannsblut!
Usw.

Axt und Beil sind unsre Waffen,
Damit kann kein Schuster nicht schaffen,
Und auch kein Schneider,
Drum vivat Zimmermannsblut!
Usw.

Samstags gehts zur Herberg dann.
Sind gefordert Mann für Mann,
Nach Handwerksbrauche;
Drum vivat Zimmermannsblut!
Ihr Brüder, stoßt die Gläser an und schwenket euren Hut.
Ihr lieben Brüder!

Das Lied vom jung jung Zimmergesell erwähnten wir ebenfalls schon. Es ist eines der klangreichsten, lebensseligsten und schönsten Volkslieder, die wir haben. Bemerkenswert ist, wie hier Fenster noch als Fremdwort empfunden wird und statt dessen das prächtige „Schauläden" steht;

War einst ein jung jung Zimmergesell,
War gar ein frisches Blut.
Der baut' dem jungen Markgrafen sein Haus,
Sechshundert Schauläden hinaus.

Und als das Haus nun fertig war,
Legt er sich hin und schlief;
Da kam des jungen Markgrafen sein Weib
Zu ihm heran und rief:

„Steh auf, steh auf, jung Zimmergesell,
Es ist schon hohe Zeit.

Wenn du willst bei mir schlafen
An meinem schneeweißen Leib.

Und als sie nun beisammen waren
Und dachten, sie wären allein,
Da schickte der Teufel das Kammerweib her,
Zum Schlüsselloch schaute sie rein:

„Herr Graf, Herr Graf, ach schönster Herr Graf,
Was habet ihr für ein Weib!
Denn es ruht ein junger Zimmergesell
An ihrem schneeweißen Leib!"

„Und hat er geküßt meine schöne Frau,
Des Todes muß er sein!
Einen Galgen soll er sich selber baun
Von Gold und Marmorstein."

Und als der Galgen gebauet war
Zum Rheinstrom dort hinaus,
Von lauter Gold und Marmorstein,
Setzt er drauf einen Strauß.

Da sprach der Markgraf selber noch:
„Wir wollen ihn leben lan,
Ist doch keiner unter uns allen hier,
Der dies nicht hätte getan!"

Und als er freigelassen war,
Stand er auf grüner Haid.
Da kam des jungen Markgrafen sein Weib,
Schneeweiß war sie gekleidt!

„Sag an, sag an, jung Zimmergesell,
Wohin steht dir dein Sinn?"
„In Leipzig und Dresden bin ich gewesen,
Da möcht ich wieder hin."

Was zog sie da aus der Tasche gar schnell?
Viel hundert Dukaten von Gold!
„Nimms hin, du schöner, du feiner Gesell,
Nimms hin zu deinem Sold.

Und wenn dir der Wein zu sauer ist,
So trink du süßes Bier.
Und wenn mein Mündlein dir süßer ist,
So komm nur wieder zu mir."

Nun ein paar Wanderlieder. Zuerst das zünftige Reiselied:

Viktoria Viktoria! fremde Zimmerleut zusammen.
Wir wollen es anheben in Gottes Namen.
Und wir arbeiten all in dem römischen Reich,
Freuet euch, freuet euch! fremde Zimmerleut zugleich.

So mancher der reiset, aber reiset nicht weit,
Damit er kann haben seine Mutter an der Seit.
Ei, und tut ihm was fehlen, dann braucht ers bloß sagen.
Ei so tuts ihm seine Schwester in der Schürze nachtragen.

So mancher der reiset, aber reiset nicht aus:
Von Ostern bis Pfingsten, kehrt er wiedrum nach Haus.
Ja von Ostern bis Pfingsten, ei das will schon was sagen!
Ei da hat er sich tapfer in der Fremde rumg'schlagen!

Frühmorgens um sechs Uhr, wenn das Glöcklein tut schlagen,
Dann müssen wir Zimmerleut an die Arbeit uns wagen.
Da geht alles fröhlich die Straßen auf und ab.
Spricht der eine zum andern: „Guten Morgen, Kamerad!"

Das Liedlein ist gesungen zu unserem Genuß,
So manchem Bauerlümmel zu seinem Verdruß.
Ei und will ers nicht haben, ja dann braucht ers bloß sagen,
Ei so wollen wir ihm die Knochen im Leibe zerschlagen.

Die Drohung gilt den unzünftigen Bauernzimmerleuten, die nicht wandern wollen.

Das Lied von den Seestädtern:

Was führen wir Seestädter in dem Schild,
Ist das nicht ein schönes Bild,
Die Ehrbarkeit, die uns erfreut!
Auf das Reisen woll'n wir uns begeben,
Das sei unser Tun und Streben,
Durch Gewässer, Berg und Tal;
Wir beschaun es überall.

Wer da hinter dem Ofen sitzet,
Sich mit den Fingern in den Ohren spitzet,
Keine Stunde von zu Haus ist gekommen heraus,
Den wollen wir einen Toren nennen,
Nicht als einen Gesell'n erkennen,
Der nichts weiß als von der Stadt,
Wo er ausgeschustert hat.

Aber der da Hitze und Kälte probieret,
Manchen sauern Weg marschieret,
Auf seiner Reis' bei Schnee und Eis,
Der da über so vielen Brücken
Sein Felleisen auf dem Rücken
Hat's getragen so manches liebe Jahr,
Ausgestanden viel Gefahr.

Sind alsdann sechs Jahre verflossen,
Wo gereiset wir sind unverdrossen,
Ei, dann halten wir auch, wie es der Brauch.

Lehren dann die scharfen Regeln
Wohl so manchem Bauernflegel,
Der zu Haus kein Gut's getan,
Das wird kein braver Zimmermann!

Das „große Reiselied“ ist eine nüchterne Aufzählung von Reisezielen:

Lustig, lustig, ihr lieben Brüder
Und leget eure Sorgen nieder,
Und trinket dafür ein gut Glas Bier.

Zwar unser Handwerk, das ist verdorben,
Die besten Saufbrüder sind gestorben.
Es lebt ja keiner mehr als ich und du.

Und zwar aus Polen ist nichts zu holen
Als ein Paar Stiefel ohne Sohlen,
Bei Danzig fängt die See schon an.

Und da wollen wir uns auf's Schifflein setzen,
Und wollen unser junges Leben ergötzen,
Und wollen fahren auf hoher See.

Drum Schifflein, Schifflein, nun tu dich lenken
Und tu dich weiter hin nach Riga schwenken,
Wohl nach der russischen Kaufhandelsstadt.

Und da wollen wir es noch einmal wagen
Und wollen fahren nach Kopenhagen,
Wohl nach der dänischen Residenz.

Zu Lübeck hab ich es angefangen,
Nach Hamburg steht mir mein Verlangen.
Das schöne Bremen hab ich längst gesehn.

Sowie auch Braunschweig, Hannover, Minden,
Von da woll'n wir uns nach dem Rheinstrom wenden,
Besehn die alte schöne Kölnerstadt.

Duisburg und Düsseldorf am Rhein vor allen
Auch Dortmund, Bochum hat mir gut gefallen.
Nun gehts am schönen Rheinstrom hinauf,
Bei Mainz da kommen wir an wohlauf.

Frankfurt am Main hab ich auch gesehen.
Die schwarze Katze, sie mußte gestehen:
Der letzte Heller muß versoffen sein.

Zu Mannheim werden wir unser Glück probieren,
Nach Karlsruhe wird uns der Weg dann führen,
So kommen wir ins Elsaß rein;
In Straßburg gibt es guten Wein.

Von da wollen wir uns noch resolvieren
Und wollen weiter in die Schweiz marschieren,
Besehen Basel, Zürich, Sankt Gallen.

Bei Schaffhausen tut der Rheinfall brausen.
Auf dem Hohenzollern die schwarzen Adler hausen.
Stuttgart ist eine schöne Stadt.

Das Brandenburger Land, das hat uns auch gefallen,
Die Festung Magdeburg vor allem,
Berlin, Spandau, die alte Branntweinsburg.

Sowie auch Leipzig, Dresden in Sachsen,
Wo alle hübchen jungen Mädchen wachsen.
Sie alle wollen geliebet sein.

Und wer nun dieses alles hat gesehen,
Der kann getrost nach Hause gehen
Und nehmen sich ein junges Weib.

Ein Wander= Winter= und Sommerlied, von dem auch einzelne Gesätze als Volksreime für sich herumlaufen, heißt:

Zu Frankfurt an der Oder
Schrieb mir mein Schatz ein' Brief,
Darinnen steht geschrieben,
Ju! ja! ju! geschrieben:
Der Winter ist vor der Tür.

Der Winter ist gekommen,
Die Meister werden stolz,
Sie sprechen zu ihren Gesellen:
„Geh' raus und haue Holz!"

„Hau du es nicht so grobe,
Hau du es mir nur fein,
So sollst du diesen Winter
Mein bester Geselle sein."

Das Frühjahr tut rankommen,
Gesellen werden frisch,
Sie nehmen Stock und Degen
Und treten vor des Meisters Tisch:

„Herr Meister, wir wollen rechnen,
Jetzt kommt die Wanderzeit,
Ihr habt uns diesen Winter
Gehudelt und geheit!"

„Geselle, tu doch bleiben,
Zehn Taler schenk ich dir!
Fünf kannst du gleich versaufen,
Die andern spar ich dir."

„Geschenkt will ich nichts haben,
Im Sommer wird gereist,
Hast du mich diesen Winter
Mit Sauerkraut gespeist!"

„Ist dir mein Brot zu sauer,
So kriegst du Kuchen auch.
Ist dir dein Bett zu harte,
So schlaf bei meiner Frau."

„Bei Frau Meisterin zu schlafen
Ist nicht Gesellenbrauch.
Viel lieber bei der Tochter
Ju! ja! ju! Tochter
Und bei der Dienstmagd auch."

Von Hutliedern sei weiter angeführt der „Mann mit dem Hut":

Frischauf, ihr Brüder, dieweil wir sein,
Weil wir noch jung an Jahren sein,
Woll'n wir uns in die Fremde begeben,
Was Schönes zu erleben.
Auf daß man lernet hier und dort,
Wie sichs gebührt an fremdem Ort,

Wie man die Sachen traktieren tut.
Hoch lebe der Mann mit dem Hut!
Hoch lebe jung Zimmermannsblut!

Kommt man in eine Stadt hinein,
Wo unser Bleiben scheint zu sein,
Wo man was profitieren kann,
Da nehmen wir Arbeit an.
Wir hobeln, wir sägen, wir stemmen dabei,
Die Arbeit ist uns ganz einerlei,
Verlieren den Rock, aber nicht den Hut.
Hoch lebe der Mann mit dem Hut!
Hoch lebe jung Zimmermannsblut!

Hat man sechs Mädel in einer Stadt,
Die man so treu geliebet hat,
Und wiedrum von ihnen scheiden muß,
Das gibt einen traurigen Schluß.
Ihr Mädchen, grämet euch nicht so sehr,
Es gibt ja der Zimmerleut noch viel mehr,
Sie verlieren den Rock, aber nicht den Hut.
Hoch lebe der Mann mit dem Hut!
Hoch lebe jung Zimmermannsblut!

Kommt nun der kalte Winter heran,
Daß man es vor Kälte kaum aushalten kann.
Das Wasser frieret im Schleifstein ein:
Was kann da wohl Schönres sein?
Da resolvieren wir uns behend!
Und machen der Arbeit ein baldiges End'.
Versaufen den Rock, aber nicht den Hut.
Hoch lebe der Mann mit dem Hut!
Hoch lebe jung Zimmermannsblut!

Kommt erst der heiße Sommer heran,
Daß man es vor Hitze kaum aushalten kann.
Das Bier, das trocknet im Glase ein,
Was kann da wohl Schönres sein?
Da resolvieren wir uns behend!
Und machen der Arbeit ein baldiges End'.
Versetzen den Rock, aber nicht den Hut;
Hoch lebe der Mann mit dem Hut!
Hoch lebe jung Zimmermannsblut!

Drum laßt uns nicht verdrossen sein,
Weil wir noch jung an Jahren sein.
Da draußen, da weht ein kühler Wind,
Seid lustig, seid fröhlich gesinnt!
Es gibt auch in der Fremde Pläsir,
Sei es in Braunschweig oder allhier.

Gefochtenes Brot schmeckt doppelt so gut.
Hoch lebe der Mann mit dem Hut!
Hoch lebe jung Zimmermannsblut!

Volksliedmäßigere Töne hat:

Der Wind weht übers Stoppelfeld
In sonneheißer Glut,
Und in der Tasch kein Kreuzer Geld,
Aber immer mit dem Hut.
Heidi, heidu, heidallalla!
Aber immer mit dem Hut!

Was sah ich dort am Wege stehn:
Ein Mädchen voller Glut.
Ich konnt ihr ins Gesicht nicht sehn,
Denn sie trug einen Hut.
Heidi, heidu usw.

Ich sah ja nur ihr halb Gesicht,
Sah aus wie Milch und Blut!
Ich sprach zu ihr: „Mein liebes Kind
Ich bin dir herzlich gut."
Heidi, heidu usw.

Es dauert kaum drei Vierteljahr,
Und was die Liebe tut!
Gebar sie schon ein Kindelein,
Und das trug einen Hut.
Heidi, heidu usw.

Dazu sollt ich der Vater sein,
Das war mir gar nicht gut.
Ich hab sie nur ein einzig mal
Gesehen mit dem Hut.
Heidi, heidu usw.

Da kann man seh'n, wie die Mädchen sind,
Seh'n aus wie Milch und Blut.
Und eh' man es sich recht versieht,
Verloren ist der Hut.
Heidi, heidu, heidallalla!
Verloren ist der Hut!

Die zünftige Rauflust der Zimmerleute mögen folgende zwei Lieder verbildlichen, denen zweifellos wirklich Begebnisse zu Grunde liegen. Das Kasseler Verschüttlied heißt:

Wir saßen eines Montags ganz heiter und fidel
Zu Kassel auf der Herberg, wollt keiner zur Arbeit gehn.
Wir saßen da beisammen wohl zehn bis fünfzehn Mann,
Bis endlich mehrere Maurer gebummelt kamen an.

Sie sprachen: „Liebe Brüder, es ist ja heut so schön,
Drum laßt uns doch ein wenig nach Wilhelmshöh' rausgehn."
Wir wurden uns bald einig und stimmten zu bereit.
Und nahmen erst einen Kümmel, der Weg der war so weit.

Wir zogen durch die Straßen nicht langsam und nicht rasch,
Wohl einer hinter dem andern, man nennts den Gänsemarsch.
Wir zogen durch die Straßen, die Leute blieben stehn;
Kasseler Polizisten brauchen uns nicht nachzusehn!

Wir kamen an ein Wirtshaus, laßt uns einkehren hier!
Da wollten wir mal trinken und forderten ein Bier.
Der Wirt, der sprach ganz protzig: „Das Bier bekommt ihr nicht,
Ich will hier Ruhe haben, sonst geh ich vors Gericht."

Kaum hatt' er ausgesprochen, ging er zur Tür hinaus.
Er eilt zum Bürgermeister, und der war grad zu Haus.
Da gabs nun ein Getümmel und alles schrie nach Bier.
Der Kellner wurde frech und kriegt seine Schläg dafür.

Dann gings an ein Demolieren und alles flog herum,
Die Fensterscheiben klirrten, der Ofen der fiel um.
Der Wirt der lag am Boden, vom Blute war er rot.
Und alle die ihn sahen, die glaubten er sei tot.

Nun wollten wir nach Hause in aller Eile nur,
Daß uns ein Droschkenkutscher beinahe überfuhr.
Wir zogen ihn vom Bocke und prügelten ihn zum Lohn,
Wir nahmen uns die Droschke und fuhren selbst davon.

In Kassel angekommen war es noch nicht vorbei,
Gendarmen, Polizisten, die liefen gleich herbei.
Dann gings an ein Arretieren, doch wir nun all entflohn,
Aber sieben Mann davon kriegten sie denselben Abend schon.

Dann wurden sie geführet wohl in ein großes Haus.
Hinein ging es geschwinde, aber langsam wieder raus.
Sechs Monat war die Strafe, nach Ziegenhain zu gehn.
Lebt wohl, ihr Kassler Brüder, bis auf ein Wiedersehn!

Und das Hamburger Herbergslied:

Jetzt wollen wir das Lied anfangen,
Wies in Hamburg hat ergangen
Auf der Zimmerherberg:

Meister schickt uns eine Kuh
Und ein buntes Kalb dazu:
Gesellen sollens versaufen.

Gesellen die gingen nach Altona raus,
Lebten da in Saus und Braus
Auf des Meisters Kosten.

Als sie kamen vors Altonaer Tor
Stand die Bürgerwehr davor,
Wollt sie nicht rein lassen.

Schneidergesellen die schickten her,
Ob noch Hilfe nötig wär,
Wollten uns helfen streiten.

Zimmergesellen, die schickten zurück,
Wir brauchen keine Ziegenböck,
Wir haben den Sieg errungen.

Weil ich habe Mut und Kraft,
Geh ich gleich auf Wanderschaft,
Was schert mich denn der Krauter!

Bei dem Bauer ins Quartier:
Schaff er uns gleich Wein und Bier!
Schwein- und Gänsebraten.

Den Abschluß der entrollten Zimmermannswelt und unsres zimmermännischen Hochgesangs bilde nun ein Lied, das aus den Tiefen eines wirklichen Dichtergeistes sprudelt. Es ist ein wunderschönes Kunstgedicht von Arthur Fitger:

Ich frage nach euch, Herr Meister, nicht,
Nach euch nicht, Herr Palier;
Mein Schatz ist nur ein armer Gesell,
Doch tausendmal schöner als ihr.

Und wenn ich in seinem weißen Gewand
Auf schwindelndem Grüst ihn schau,
Die sonnigen Wolken über ihm
Und des Himmels unendliches Blau,

Da denk ich, wie einst der Patriarch
Im Traume die Engel gesehn
Auf goldenen Staffeln vom Himmel zur Erd,
Von der Erde zum Himmel gehn.

Mein Schatz, mein herzallerliebster Schatz
Ist einer aus jenem Schwarm,
Und den ganzen Himmel bringt er mit
Herunter in seinem Arm.

Anmerkungen

1. Die Zunftversammlung, der heutige Kongreß, wurde einst in Wien Zöchtäding, d. h. Zechentag, genannt, und die Handwerksordnungen, die jetzigen Statuten, hießen überall Zunftrollen. Es kann hier nur das Kennzeichnende gegeben werden, dies aber folge ganz in der Sprache und Fassung der Fremden:

Einleitung

Der Verein soll den Zweck haben, das Reisen der fremden Zimmergesellen so viel wie möglich zu erleichtern, zu unterstützen, zu fördern und in handwerklicher Beziehung auszubilden.

§ 7. Jeder fremde Zimmergeselle, der nachweisen kann, daß er das Handwerk richtig erlernt hat, kann sich bei jeder Gesellschaft abfinden. Das Abfinden beträgt 6 Mark und ist binnen 4 Wochen ein Band aufzuhängen an das ehrbare Stubenschild, wobei ein Faß Bier verzehrt wird. Der Abfindende hat 3 Freiklagen.

§ 11. Ein jeder fremde Zimmergesell muß einen unsrer Verbindung entsprechenden Anzug tragen. Im Sonntagsanzug ist es erlaubt, daß jeder einen Schlips nach seinem Geschmack tragen darf.

§ 13. Jeder fremde Zimmergeselle, sowie auch jeder Junggeselle darf von dem Gebrauch und Tun der fremden Zimmergesellen nichts ausplaudern zu unbeteiligten Personen.

§ 19 Jeder Junggeselle, der sich in einer Stadt abfindet, darf binnen 3 Jahren nicht wieder zureisen, sowie auch seine Heimat nicht besuchen.

§ 22 Läßt sich einer in einer betreffenden Stadt schreiben, oder seinen Zettel ausschreiben, so hat er sich anständig vor dem Handwerkstisch zu bewegen, darf auch keine Zigarre oder Pfeife dabei rauchen. Vergehen hiegegen wird mit kleiner Kanne Bier geschlichtet.

§ 23. Reist ein fremder Zimmergeselle in einer Stadt zu, wo das Buch auch ist, hat er vor der Herberge den Rock zuzuknöpfen. Der Berliner ist mit einem roten Taschentuch zu bedecken. Der Stock kann jedoch in der Hand getragen werden.

§ 25. Jede Gesellschaft hat mit jedem Herbergsvater einen Vertrag zu schließen: Im Falle das Buch zugemacht wird, derselbe die Sachen in Verwahrung nimmt und die Zugereisten gut beherbergt.

u. s. w.

2. Im Jahre 1910 wurde auf dem Moosacher Friedhof bei München der beim Bau der Parsevalluftschiffhalle tödlich abgestürzte 19 jährige

fremde Zimmergeselle Hermann Bruck aus Kiel beerdigt. Im Trauerzug ging eine Musikkapelle. Dreimal senkten und hoben die Träger den Sarg, ehe sie ihn der Erde übergaben. Dann trat ein Kamerad vor und verkündete, daß laut der 4 Arbeitsurkunden der Verstorbene in Harburg, Duisburg, Metz und München gearbeitet habe. Hierauf legten Abgeordnete der fremden Zimmergesellen von Berlin, Bremen, Hamburg, Stuttgart und Winterthur Kränze nieder. Die Brüder von St. Gallen folgten geschlossen mit ihrer Fahne. Die vorgeschriebenen Förmlichkeiten wurden alle pünktlich eingehalten.

3. Die bei den Zimmerleuten am meisten vorkommenden Ausdrücke der Kundensprache sind folgende: Der ganze Anzug heißt „Kluft", das Hemd „Staude". Krauter = Meister, Schieber (erster Schieber und zweiter Schieber) und Knackiee = Palier und Vizepalier, Butz = Schutzmann, Deckel und Schucker = Landjäger, Kunde = Handwerksbursche, Kaff = Ortschaft, Kittchen = Gefängnis, Brot = Hanf oder Barras, Käse und Wurst = Leiche und Unvernunft, Häringe mit Kartoffeln = Schwimmlinge mit Kundlingen, Kies = Geld, dalfen = betteln, Kohldampf schieben = Hunger haben, pochen = um Arbeit anfragen, schenegeln = arbeiten, tippeln = walzen wandern, abropsen = einen verhauen, verschütt gehen = ins Gefängnis kommen, ein Pickus = ein Essen.

4. Der Ausdruck kommt von dem ehemaligen „Schwarzmachen" d. h. in Verruf erklären (heute natürlich boykottieren!) einzelner Meister und ganzer Zünfte und Landesteile durch die Fremden her. Er wird auf die Zeit Friedrichs des Großen zurückgeführt, der Zimmerleute aus dem Vogtland, die nicht zünftig waren, in das wegen schlechter Behandlung oder schlechter Arbeitsverhältnisse schwarz gemachte Ostpreußen herbeizog. Auch sonst sollen aus dem Vogtland viele verheiratete Gesellen gekommen sein, die den Aufwand in den Brüderschaften nicht bezahlen konnten. Diese Leute wurden dann von den Fremden geächtet und mißachtet. Kajuvier, Heidelberger, Bremer hat übrigens dieselbe Bedeutung, wird aber kaum mehr gehört.

5. Den Ursprung des Namens konnten wir nicht ermitteln, die Rolandsbrüder verweigern jede Auskunft. Vielleicht hängt er aber auch in irgend einer Weise mit der Bedeutung der alten Rolandsäulen zusammen. Siehe auch die mittelalterlichen Fechtgesellschaften der Handwerker, die einstigen zünftigen Marbrüder, Luxbrüder usw!

6. Während sonst überall die alten Zunftabzeichen in die Kunstkammern wanderten, sollen in Danzig, Breslau und Königsberg in den

Gesellschaften noch silberne Schilde und selbst alte Zunftfahnen vorhanden sein. In Königsberg soll sogar bei völkischen Festen und bei der Freisprechung von Junggesellen noch das „Fahnenspielen" geübt werden, das während des stattfindenden Umzugs im kunstvollen Bewegen und gegenseitigen Zuwerfen von eigens hierzu hergestellten Fahnen besteht.

7. Die Bönhasen wurden von den Werkplätzen vertrieben und verfolgt. Man will das Wort von Banause ableiten. Das ist aber ganz ausgeschlossen, daß es davon herrührt, und wir möchten hier eine andere Deutung versuchen: der Ausdruck entstand in Württemberg und Baden, wo zuerst das „Jagen" aufkam. Deshalb liegt die Ableitung von Bühne = schwäbisch Behne sehr nahe. Der Bönhase ist einfach der Pfuscher, der von den erzürnten Meistern wie ein Hase gejagt wird, so daß er sich auf der Bühne verstecken muß, was allem nach oft genug vorkam. Es entstehen ja auch heute noch ähnliche Wortbildungen, wie z. B. der Sandhase der reitenden Waffen, mit dem diese das Fußvolk über die Achsel ansehen. Der Sandhase wurde im Sand gejagt (auf dem Übungsplatz) und der Bönhase auf die Behne! Auch Dachhase für Katze zeigt die Beliebheit dieser Zusammensetzung.

8. Noch in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts schreibt die Gesellenordnung der Stadt Altona vor: „So soll auch bei Feuersnot kein Gesell, der dazu bestimmt ist, die Axt auf die Seite legen und Wasser tragen, bei Strafe eines Taglohns, es sei denn Sache, daß anders nichts zu tun wäre und es befohlen wurde, sondern soll er mit der Axt bereit sein niederzuschlagen und zu hauen, wenn es nötig tut, überhaupt aber Inhalts der Generalfeuerordnung denen Befehlshabern in allen billigen Ordnungen Gehör und willige Folge leisten, bei willkürlicher Strafe."

9. Am Dach befinden sich der Dachfirst mit der Firstpfette (übertragen von First = höchster Kamm des Gebirges, das erste, oberste; noch erhalten in englisch first), die Dachkehle, in der das Wasser abläuft (übertragen von Kehle); davon: Kehlsparren. Weiter: Grat, Gratsparren, Flugsparren. (Die Flugsparren liegen nicht mehr auf dem Mauerwerk auf, sondern hängen vor, „fliegen" also.) Das Haupttragwerk des Dachstuhls, sozusagen das Zusammengebundene, bestehend aus Bundpfosten, Bundzangen, Bundstreben usw., wird einfach der Bund genannt. Sparren werden geschert (scherenartig verbunden), Balken gestoßen (d. h. in der Langrichtung verbunden), überplattet, gekämmt, verdollt. Hierzu die Hauptwörter: Blatt, Kamm, Verdollung. Dollen werden die starken Holznägel genannt, mit welchen die Balken auf den Schwellen

festgemacht werden. Die Wände werden unten durch die Schwelle, oben durch die Pfette abgeschlossen. Die Schwelle ist das Holz, an dem das Wasser schwillt. Ursprünglich bloß Türenschwelle. Das Wort Pfette fesselte meine Aufmerksamkeit immer besonders, denn es war mir beim ersten Hören ganz fremd und kam mir nur wie ein schwäbischer Zimmerplatzausdruck vor, der wohl nicht in der geschriebenen Fachsprache vorkommt, der nach irgendeinem Laut geprägt ist, so wie die Kinder Worte bilden. Dieser erste Eindruck wird auch der richtige sein! Die Pfette ist wahrscheinlich das durch „pfetzen" mit den Äxten in Loch und Zapfen Eingezwängte, Eingetriebene, und malt den Klang, der dabei entsteht, nach, ähnlich wie wohl ketschen und Ketschhobel von dem schwerfällig ziehenden, abschälenden und abschürfenden Geräusch dieser Arbeit herrührt. Mitgewirkt bei der Bildung mögen, wie Kluge annimmt, die Wörter Pfad = Fußtritt und pfeten = treten haben. Denn die Pfette ist auch das Getretene, weil der Zimmermann auf ihr, auf der eben aufgestellten Wand usw., zuerst und allein im Bau gehen kann. Die Pfette, und zwar sowohl die Sparren- wie die First- und Wandpfette, ist beim Aufschlagen dem Zimmergesellen der meist einzige Pfad und Fußtritt, der halsbrecherische Saumpfad in die Klüfte des Neubaus hinein. Dabei mag pfeten = treten wiederum verwandt sein mit pfetzen, denn wenn ich ordentlich pfete und trete, schnappt die Pfette ebenfalls in ihre Löcher. Pfeten, pfetzen und wohl auch dreschen usw. ist lautlich nahe verwandt und liegt nahe beieinander. Auch wenn ich mit den Äxten auf die Pfette dresche, kommt sie in die gewollte Lage und dann zwar am schnellsten. — Pfetten und Schwellen werden durch Weihen- oder Schwalbenschwänze verbunden. Die schiebenden, schrägen Wand- und Stützhölzer heißen Büge, Streben und Sprieße (von den Pflanzen: sprossen, sprießen; Leitersprossen!), mit den Zeitwörtern abstreben, absprießen. Sie werden durch Versatzungen und Geißfüße in Schwelle und Pfette verankert. Der Walm mit dem Zeitwort abwalmen hängt mit walben = wölben zusammen, wie die Knaggen, die das Dach knicken oder abschweifen, mehr mit Knacks als mit Knorren, Ast. Die Schablone, für die sonst kein Mensch ein Ersatzwort weiß, kennen die Zimmerleute bloß als Lehre, Balkenlehre. Zeichnen und Schreiben tun sie wie erwähnt bis heute noch nicht, sondern nur reißen, und wer glaubt, der Treppenpodest sei unentbehrlich, muß wissen, daß die Zimmerleute nur eine Ruhbank kennen. Es wundert einen nur, daß unsre gelehrte Bildung z. B. nicht schon lange für Wendeltreppe: Spiraltreppe eingeführt hat. Eine Spirale haben wir ja und wenn es jemand beifiele, dafür Spindel oder

Wendel zu sagen, weil sich doch das Ding fortwährend wendet, würde er kein geringes Kopfschütteln erregen, dagegen aber sicher etwa mit Skribelfaxium volles Verständnis finden. — Am schönsten ist aber die Verdeutschung von Fenster. In diesem Lehnwort fühlt der echte Schwabe noch das lateinische fenestra und sagt Kreuzstock. Stock und demnach auch Kreuzstock ist aber, wie wir in der Einleitung sahen, ein echtes Zimmermannswort. Kreuzstock hieß man das ursprünglich feststehende, aus zwei Stöcken oder Stäben bestehende Fensterkreuz, das früher der Zimmermann machte, nicht der Glaser, wie jetzt bei den beweglichen Flügelhölzern. Das Wort übertrug sich dann auf das ganze Fenster, und man kann heute noch überall auf dem Lande hören: „Die Stube hat zwei Kreuzstöcke", d. h. zwei Fenster.

10. In „Frank, System der poliz. Medizin" 4, 13 heißt's: „Der Zimmerspruch ist eine so gefährlichen Handwerken nötige Ubung. Aber Mutwillen und Gaukeleyen sollten nie geduldet werden, bei welchen sich solche Menschen oft der äußersten Gefahr aussetzen, wenn sie nach Aufführung eines Gerippes von einem Hause oder Turm vor einer Menge herbeyeilenden Volkes ihre sogenannten Sprüche von dem obersten Gipfel des Gebäudes unter allerlei gefährlichen Gaukeleyen herabschreien und volle Gläser unter das Volk herabwerfen, wie es in mehreren deutschen Provinzen auf dem Lande noch üblich ist. Ich weiß ein Beyspiel von dem noch kaum zwanzigjährigen Sohn eines Baumeisters im Speyerschen, der, um den gewöhnlichen Spruch herzusagen, den erst fertig gewordenen Kirchturm zu Huttenheim bestiegen hatte. Der unglückliche Jüngling, als er bald das Ziel erreicht hatte, verlor vor Schwindel das Gesicht, rufte seinem in der Tiefe stehenden Vater zu, wohin er sich zu wenden habe. „Gott sey dir gnädig", antwortete der in diesen Auftritten schon erfahrene Vater, und in dem Augenblicke lag sein Sohn zerschmettert vor seinen Füßen." — Gute alte Zeit des deutschen Polizeistaats und der heiligen Bürokratie, in der sich die Leute nicht einmal tot stürzen durften, wenn sie Lust dazu hatten!

Anhang

Um einen Begriff davon zu geben, zu welcher Ausbildung das zünftlerische Förmlichkeits- und Höflichkeitswesen im Mittelalter gelangt war, möchten hier für den Freund handwerklichen Brauchtums, dem andre Schilderungen nicht zur Verfügung stehen, die bemerkenswertesten Zunfthandlungen der Zimmerleute geschildert werden. Sie sind, wie man sehen wird, sehr förmlich, kein Hof„zeremoniell" könnte strenger und weitschweifiger sein, und wir werden da manchmal an die umständlichen, zeitraubenden Palaver der Neger, die die Verzweiflung der Afrikareisenden sind, oder an die würdigernsten Ratsversammlungen der Indianer erinnert:

Die Einweihung in die Zunftbräuche geschah durch die Gesellen und hieß Ausweisung. Sie war wohl für manchen Junggesellen keine Kleinigkeit, mußte oft schwer erkauft werden und erforderte einen guten Kopf, da nichts aufgeschrieben werden durfte und alles geheim war; die meisten heutigen Gedächtnisse könnten das überhaupt nicht mehr aufnehmen!

In Württemberg betrug die Lehrzeit vom 16. Jahrhundert ab fünf Jahre. Dann mußte der Junggeselle auf Wanderschaft gehen, und da zeigte es sich nun bald, ob er etwas gelernt hatte oder nicht, denn er mußte vieles, sehr vieles beachten und wissen. Schon der Reiseanzug war genau vorgeschrieben. Den Kopf bedeckte ein schwarzer, hoher Röhrenhut, der Zylinder, der unterwegs niemals abgenommen werden und an dem wohl Rand und Boden fehlen durften, der aber im Ganzen immer vorhanden sein mußte.

Die Vorschriften beim Eintritt in eine Stadt waren anscheinend nicht alle gleich. Im allgemeinen mußte der Stock mit drei Knöpfen unter dem Rock eingeknöpft sein; zu manchen Zeiten und an manchen Orten wurde dazu ein vorgebundenes Schurzfell verlangt. Noch in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts mußte beim Einwandern in Berlin der Stock wagrecht unter dem Deckel des Felleisens stecken. Da er nun zu beiden Seiten weit hervorragte, belästigte er die Straßengänger, und das führte zu Händeln mit der Polizei. Diese untersagte

das Zureisen in dieser Form; kam aber dann der Geselle den Befehlen der Polizei nach, wurde er auf der Herberge wegen Verletzung der Zunftbräuche bestraft, und mußte unter Umständen nochmals zünftig zureisen. Die Zunft war eben auch ein öffentliches Amt und ließ sich nicht einfach übergehen. Endlich einigten sich Polizei und Zunft, daß der Stock in seiner Lage verbleiben konnte, aber der Wandergeselle den Bürgersteig nicht mehr benutzen durfte. Man sieht an diesem Beispiel, mit welcher Wichtigkeit das Brauchtum genommen wurde.

Nun kommen wir vor die Herberge. Das Felleisen mußte mit einem Riemen an der linken Schulter befestigt sein, der Berliner wurde unter den Arm genommen. An der Türe der Gaststube klopfte der Fremde dreimal mit der Faust an, trat nach breiten Hin- und Herreden mit dem Herbergvater ein, setzte sich nach dem Eintreten an den Zunfttisch und wartete dann auf den „Kommode"heißer, das war der Geselle, der dazu aufgestellt war, nach Feierabend nachzusehen, ob niemand zureiste. Bevor der Kommodeheißer erschien, durfte es sich keiner bequem machen, keinen Arm auf den Tisch legen, keinen Tabak rauchen und nicht trinken. Dann, wenn die Zeit des Feierabends da war, band er das Schurzfell um, setzte den Hut auf und zeigte den Stock eingeknöpft, während das Bündel abgelegt sein durfte. Der Kommodeheißer ging nun auf den Zugereisten zu, gab ihm die Hand und sagte:

„Also, mit Gunst und Erlaubnis Gesellschaft, wo hast du zuletzt gearbeitet und was für ein Landsmann bist du?"

„Also, mit Gunst und Erlaubnis, ich bin Württemberger und habe zuletzt in Stettin gearbeitet!"

„Also, mit Gunst und Erlaubnis Gesellschaft, nun mach es dir bequem!"

Jetzt konnte es sich der Fremde „kommode" machen und wurde von der Gesellschaft „ausgeschenkt" d. h. er bekam etwas zu essen und zu trinken. Es werden aber auch noch viel weitschweifigere Unterredungen berichtet, bis sich der Zugereiste setzen kann, und wir dürfen ja nicht glauben, daß sich diese Förmlichkeiten durch alle die Jahrhunderte und durch ganz Deutschland hindurch gleich blieben.

Beim Arbeitsuchen klopfte der Geselle wieder 3mal an, trat auf „Herein" ein und sagte:

„Sind Sie der ehrbare Zimmermeister?"

„Es ist löblich, mit Gunst und Erlaubnis!"

„Mit Gunst und Erlaubnis, einen Gruß vom ehrbaren Zimmermeister Weidenbach in der freien Reichstadt Reutlingen, bei dem ich 6 Wochen in Arbeit gestanden, auch von allen in Arbeit stehenden Nebengesellen,

ingleichen fremden Gesellen in Reutlingen an den ehrbaren Meister, auch an alle hier in Arbeit stehenden Gesellen und das ganze ehrbare Zimmerhandwerk in der freien Reichstadt Ulm; und will ich den ehrbaren Meister angesprochen haben um 8 oder 14 Tage Arbeit, oder so lang es dem Meister und mir gefällt, nach Handwerksbrauch und Gewohnheit." — Wird er eingestellt, lautet die Antwort:

„Mit Gunst und Erlaubnis Gesellschaft, die Arbeit ist mir lieb, aber er ist mir noch lieber. Geb er mir seine Kundschaft!"

Wenn keine Arbeit da war, hieß es:

„Mit Gunst und Erlaubnis, er ist mir lieb, aber die Arbeit ist mir noch lieber." Dann sagte der Geselle:

„Also, mit Gunst und Erlaubnis, ich möchte den ehrbaren Meister angesprochen haben um ein Geschenk." Darauf erhielt er, wenn er eine ordnungsmäßige Kundschaft vorweisen konnte, stets einen Zehrpfennig.

Wurde der Geselle eingestellt, begann er sofort, gleichviel welche Zeit es war, zu arbeiten. Aber so bald wie möglich meldete er sich beim Altgesellen, um sich in das Fremdenbuch eintragen zu lassen. Dabei hielt er den Hut in der linken Hand und sagte:

„Mit Gunst und Erlaubnis, ich habe einen schönen Gruß vom ehrbaren Altgesellen und sämtlichen Fremden, welche zu Reutlingen in Arbeit stehen, an den ehrbaren Altgesellen und alle in Arbeit stehenden Gesellen hier, in der freien Reichstadt Ulm abzustatten." Die Gesellschaft bedankte sich dann für den Gruß und schenkte den Fremden aus.

Ließ sich ein Geselle etwas zuschulden kommen, dann wurde die ganze Gesellenschaft auf den Handwerkssaal entboten. Wenn alles versammelt war, klopfte der Altgeselle 3mal mit dem Zollstab auf den Tisch und sagte:

„Mit Gunst und Erlaubnis, Gesellschaft soll auch bedankt sein, daß sie erschienen ist, auf dem ehrbaren Handwerksaal, nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit. Also mit Gunst und Erlaubnis, es soll eine kleine Umfrage gehalten werden vom Jüngsten bis zum Ältesten und vom Ältesten bis zum Jüngsten, ob einem oder dem andern von den ehrbaren fremden Zimmergesellen etwas zu nahe oder zu wider geschehen ist, derselbe trete vor und bringe seine Sache mit Bescheidenheit vor. Hat er recht, so soll ihm zu allem Recht geholfen, hat er unrecht, so soll er zur Strafe und Buße gezogen werden. Also mit Gunst und Erlaubnis zum erstenmal!"

Antwort von allen: „Ich weiß nichts!"

Altgeselle: „Also mit Gunst und Erlaubnis zum 2. mal!"

Jetzt tritt der Kläger vor: „Mit Gunst und Erlaubnis, wenn keiner was weiß, ich weiß was, der Meier hat mir meinen Geschirrkasten aufgebrochen!" Der Angeklagte wurde nun gefragt, ob er das zugestehe und bei Bejahung das Vergehen mit einer Kanne Vertragbier, oder, wenn es schwererer Art war, mit einem halben oder ganzen Stubenrecht (Taglohn) unter weiteren feierlichen und breitspurigen Förmlichkeiten als Hut unter den linken Arm nehmen, hinausgehen, dreimal anklopfen, wieder hereinkommen, hin- und herreden, trinken und händeschütteln, geschlichtet. — Wenn der Angeklagte aber, ohne überführt werden zu können, leugnete und die Versöhnung verweigerte, trat das Gottesurteil in Gestalt eines Zweikampfes in die Schranken.

Der Altgeselle sagte: „Gesellschaft wird wissen, was sie zu tun hat!" und der Kläger forderte nun den Angeklagten zu einem Faustkampf heraus. Fühlte er sich seinem Gegner körperlich nicht gewachsen, dann konnte er sich einen kräftigen Vertreter wählen, so daß die Kämpfer sich annähernd immer gleich standen. Sobald einer Friede rief, klopfte der Altgeselle wieder 3 mal mit dem Zollstab, und der Rufer mußte als Unterlegener seine Bereitwilligkeit zum Vertrag erklären, indem er sagte: „Ich will mich mit diesem ehrbaren Gesellen wieder vertragen, wofern es der ehrbare Altgesell und die ganze Gesellschaft zufrieden sind." Darauf die andern: „Es ist löblich."

Wenn ein Geselle Feierabend erhalten sollte, wurde ihm das irgendwie sachte angedeutet, worauf er dann das Schurzfell anzog, den Rock zuknöpfte und sich den Lohn geben ließ. Hierauf sagte er: „Also, mit Gunst und Erlaubnis, Meister, ich bedank mich für Ihre Arbeit, ich will mein Glück weiter versuchen." Der Meister antwortete: „Es ist löblich, Gesellschaft."

Ein Hauptfest für die Zunfteiferer war das Gesellenmachen, das Frei- oder Losspechen des Lehrlings. Wenn dieser ausgelernt hatte, mußte er vor die Meisterlade treten und daselbst bitten, ihn von der Lehre ledig zu sprechen. Dasselbe tat sein Meister, und wenn bei der nun erfolgenden Umfrage niemand etwas dagegen einzuwenden hatte, erhielt er seinen Lehrbrief. Damit war er nun wohl von den Meistern als Geselle anerkannt, aber nicht von den Gesellen. Und da nun erst, bei der Aufnahme in die Gesellenbrüderschaft, begann die eigentliche Lossprechung nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, die bei den Zimmerleuten „hobeln" genannt wurde. In der „Geschichte der Stadt Lindau" von Doktor Karl Wolfart konnten wir eine schwäbische „Hobelordnung" aus dem Jahre 1600 entdecken, die uns sehr gut in den Geist

dieser Handwerkstaufe einführen kann. Sie erfolgte auf dem Rathaus, und der Lehrling wurde dabei in Anwesenheit der geladenen Meister und Gesellen gehobelt, unter den Brunnen getunkt, geschlagen, gezaust und gezerrt, daß er diesen Tag und die Ehre, Geselle geworden zu sein, wohl sein Leben lang nicht vergaß! Das war eben der Zweck der Übung! Es ist derbster Volkswitz, der bis zur Roheit ging, aber die damals noch frisch pulsende Lebenslust des Handwerks und die Freude des Volkes an Spielen und Schwänken bis zur kindlichen Nachahmung kirchlicher Gebräuche zeigt. Es tritt hier ein Meßner (Geselle) auf, ein Pfarrer (Obergeselle), zwei Paten und natürlich auch der Ziegenschurz, Kuhschwanz oder Kuhschlüssel genannte Junge. Manchmal verkörpert sich die gesamte Patenschaft auch bloß in dem Pfarrer, den immer der Altgeselle darstellt, und der dann 3 mal an die Stubentüre klopft und auf die Frage eines heraustretenden Junggesellen, was los sei, antwortet: „Es ist ein Hobelpfaff haußen mit einem Kuhschwanz und läßt fragen, ob er kann eingelassen werden vor ein ehrbares Handwerk?" Nach dem Eintritt begrüßt der Pfarrer die ehrbare Versammlung und nun gehts in vergnügten Reimzeilen an:

Der Junge: Ich bitt euch lieben Meister und Gesellen,
Daß ihr nach Handwerksbrauch mit mir handeln wöllen.
Ich bitt ihr wollt meiner im besten gedenken;
Ich wollt gern meinen Namen verschenken,
Dieweil ich gottlob meine Lehrjungenjahr hab überwunden,
Will ich mit euch liegen oben und unten.
Bitt zuerst um einen Pfaffen und zwei Goten,[1]
Daß mich nit mehr die Meister und Gesellen verspotten.
Um einen Meßner deselben gleich,
Weils der Brauch ist im römischen Reich.

Meßner: Jetzund läut ich mit solchem Klang,
Wer in die Predigt will, der gang.

Pfarrer: Ein uralt Gewohnheit haben wir von den Alten,
Daß wir alle vier Wochen ein zünftig still Umfrag halten.
Das hat dieser Kuhschlüssel vernommen
Und ist darauf zu mir gekommen,
Daß er könnte weder schlafen noch wachen,
Man tu ihn denn zum Gesellen machen.
Dieweil ich muß die Wahrheit sagen
Konnt ihm solches von Handwerks nicht abschlagen.
Ich will euch etwas von großen Städten sagen,
Die diesen löblichen Brauch auch haben:

(Folgt die Aufzählung einer Menge Städte.)

[1] Paten.

Ich zog den Rheinstrom auf und nieder,
Ich bettelte Brot und verkauft es wieder.
Mein Vater und Mutter vermeint, ich wär gestorben,
Da war ich ein rechter Kaufmann worden!
Ja, wenn reden könnten Stuhl und Bänk,
Würde man vernehmen große Schwänk,
Ja, wenn's manchem wär an der Stirn geschrieben,
Was er sein Leben lang hat getrieben! —
Lieber Kuhschlüssel, merkt euch eben,
Eine gute Lehr will ich dir geben:
Du sollst nit alle Winkel ausstieren,
Viel eher was finden, ob man's tut verlieren,
Sondern halt dich fleißig über das Reisen,
So wird man dich loben und preisen.
Ich will damit meine Predigt beschleißen.

Nun kommt die eigentliche Handlung und „Hobelung“:

Lieber Kuhschlüssel, es sind noch viele Mängel an dir zu finden,
Laß dich beschauen vorne und hinten.
Eine gute Salbe ist jetzt vorhanden,
Ist kommen erst aus fremden Landen.
Ich hört von deinem Meister sagen,
Du hörst am Morgen nit viere schlagen,
Kratzest zwischen den Fingern am Hobelbank.
Hier ist der Doktor, der dir helfen kann, du wirst sonst übel krank. —
Was wend wir weiter von der Sache sagen:
Ich muß ihm auf die Finger schlagen,
Daß er ablasse von dem Spiel und tu zum Guten schreiten. —
Ich muß ihm auch helfen an beiden Seiten. —
Steh auf und geh jetzund herfür,
Wir müssen jetzund vor die Tür,
Und dich vor den Brunnen stellen
Zum Exempel für alle frommen Gesellen. —

Nun ist allbereit alles aufgestanden.
Noch ist jetzund zuletzt vorhanden,
Daß dich tut jedermann beschauen,
Desselben gleichen Mann und Frauen,
Daß sie dir können Zeugnis geben,
Daß es in keinem Winkel geschehen,
Und wie das Brunnenwasser gut
Allen Unflat säubern tut,
So sollst du dich von aller bösen Gesellschaft halten,
Solches haben allzeit gelehrt die Alten,
Und dich fleißig halten zum Reisen,
Dich aller guten Tugend befleißen.
Wenn du es willst halten,
So sprich ja! und laß Gott walten.

Darauf taufe ich dich im Namen des Schupfhobels und der Bank!
Bleib ein ehrlich Gesell dein Leben lang,
Daß du stets an meine Lehr tust denken,
Das will ich dir zur Letze schenken!

Diese Hobelsprüche ähneln sich immer wieder und wurden wie die Zimmersprüche, mit denen sie teilweise gleichlaufen, für jedes Handwerk passend weiter- und umgedichtet und durch ganz Deutschland hindurch getragen. Auch sonst gibt die erwähnte Geschichte der Stadt Lindau wertvolle Anregungen und Aufschlüsse. Es wurde im Verlauf dieser Schrift öfters der unheilvolle Einfluß des italienischen Wiedergeburtsstils auf den deutschen Kunsttrieb angedeutet. In den Bestimmungen der Lindauer Schreinerzunft vom Jahr 1565 für das Meisterstück kann man es nun geradezu handwerklich verfolgen, wie unsre Geblütskunst durch das eindringende italienische Griechentum ausgelöscht, künstlich ausgewechselt durch eine ganz neue, volks- und wesensfremde Kunst wurde. In diesen Bestimmungen war das Hauptstück ein „Gewandkasten", außen mit fünf Säulen, von denen es hieß: „Diese müssen furniert und im Stil nach dem Züricher Säulenbuch gemacht sein, sei es in Jonika, Dorika oder Korinthia, und die Gesimse dazu passend, manchmal auch oben in einem andern Stil, doch nur, wie die Regeln es zulassen."

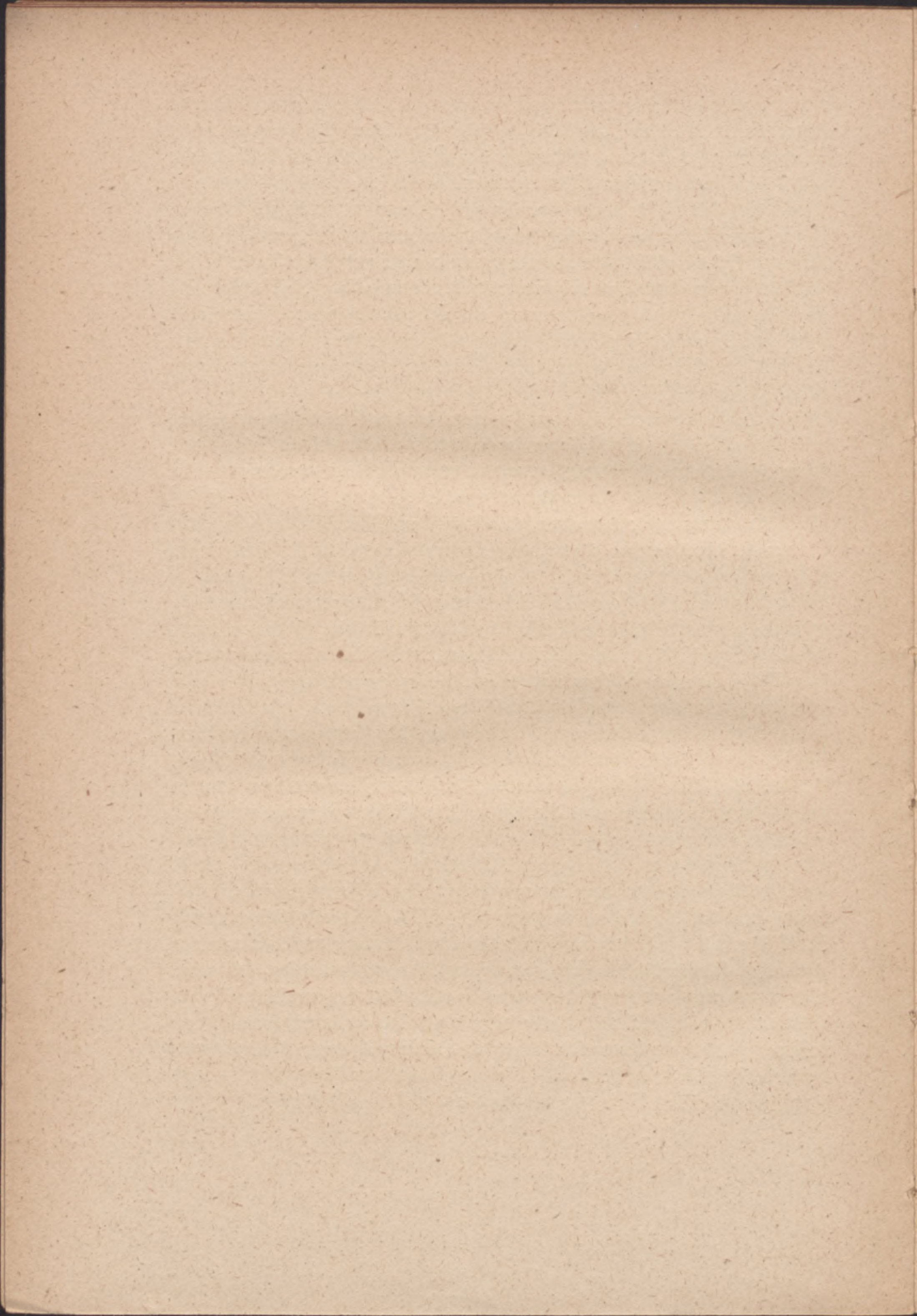
Das Züricher Säulenbuch war natürlich wiederum der „Vignola" nachgemacht, und dieses schwerfällige Sich-Abmühen deutscher Schreiner, Steinhauer usw., die durch römisches Gehirn und mancherlei gelehrte deutsche Zeichenkünstler bereits getrübte griechische Klarheit vom Papier abzunehmen und in die deutsche Nebelwelt hineinzulegen, nennen wir heute mit Hochgefühlen „deutsche Renaissance"! Sagen wir es doch mal auf Deutsch: „Deutsche Wiedergeburt", dann wird es uns vielleicht bewußt, welcher Widerspruch darin liegt und mit welchem Stolz wir das Eindringen dieser Formen, die den germanischen Baugedanken bis zum heutigen Tage bei uns auslöschten, betrachten dürfen. Kurz vorher baute und schnitzte der Schreiner noch seine gotischen Truhen und Schreine, schnitzte und baute aus seiner Seele, aus dem Holz heraus, schnitzte den deutschen Wald und den deutschen Geist; nun aber kam das Papier der gelehrten Baukünstler, der Bauschulmeister und er baute Papier, er schnitzte sozusagen in Säulen und Verkröpfungen Stein, er baute aus dem Steinbaugeist der Südvölker heraus. Der ganze deutsche Bau lebte von nun an vom Papier, von den Vorbildern aus wesensfremden Völkern und Geistern, die allerdings das schwere deutsche Blut nie in ihrer Feinheit und südlichen Schönheit wiederzugeben imstande

war, so sehr es sich darum bemühte, weshalb wir mit zweifelhaftem Entzücken von einer „deutschen Wiedergeburt“ und einem deutschen Barock sprechen können. Damit soll natürlich gegen die Schönheiten und Reize der deutschen Wiedergeburt, Renaissance, die in ihren aufstrebenden Linien, in ihren Giebeln und Erkern ja Gotik ist, und eben in der Unfähigkeit zur fremden Form, in ihrer Erscheinung als „Schneider- und Schusterstil“, wie das die „monumentalen“ Barockanbeter bezeichnen, ihren deutschen Eigenwert hat, nichts gesagt sein! Aber verflucht sei das akademische Römertum des Barock, das neuerdings wieder mit dem Symmetriegeist des ganz und gar verweinbrennerten und verwelschten Ostendorf unsre aufstrebende, endlich wesenseigene Kunst in die falschen Südgeistfesseln zu schlagen droht. — —

Die Arbeit in den verschiedenen Handwerken war damals streng geteilt, und es fesselt vielleicht den oder jenen, wie in Lindau ums Jahr 1593 festgesetzt und im Jahr 1747 erneuert und bekräftigt wurde, was die Zimmerleute und was die Schreiner machen durften.

Vor allem durften die Schreiner keine Axt führen, d. h. nichts machen, wozu man die Axt brauchte. Den Zimmerleuten blieben und den Schreinern wurden verboten: Fenstergesimse, Stiegen, Krautgartenzäune, gefälzte Böden, Lattenverschläge. Den Schreinern fiel alles zu, was mit Leim gemacht wurde: Stubengetäfel mit geleimten Tafeln, Fensterrahmen, Bänke, Tröglein, Bettstätten, Tische, Laden. Die Glaser durften nur einfache Rahmen machen, kunstvollere verblieben den Schreinern.

Später gab es aber doch ziemlich viel, was Zimmerleute und Schreiner gemeinsam machen durften: Futterkästen, Küchentröge, Fischkästen, Speisetruhen, Badeschemel und -Stühle, tannene Tische und schlichte Bettstätten. Man sieht aus alledem, daß der Zimmermann damals viel mehr Feinarbeit machte als heute. Die Arbeitszeit war in Lindau um 1600 Sommers von 5—7 Uhr, Winters von 7—4 Uhr, mit „Ausstandszeiten“, die wohl die gewöhnliche Mittagspause von 12—1 und zwei halbstündige Vesperzeiten umfaßten. Auf Würde wurde viel gehalten, und der Geselle durfte nicht ohne Hut, Handschuhe, Halstuch und Stock über die Gasse gehen. Mindestens drei Knöpfe am Rock mußten geschlossen sein und er durfte dabei nichts essen, nicht laufen, springen, pfeifen und nicht aus dem Brunnen trinken. Das vorhin erwähnte Verbot des Leimens für die Zimmerleute ist jedoch dahin zu berichtigen, daß sie in Zunftzeiten wenn auch nicht warm, so doch im allgemeinen kalt leimen durften. Dieser Leim bestand — so dies jemand wissen möchte — aus einem Teil weißem Käse (Quark) und 2—3 Teilen Weißkalk.



Inhalt

Gedruckt bei Oscar Brandstetter in Leipzig

Deutscher Sagenschatz

Herausgegeben von Paul Zaunert

Deutsche Natursagen. I. Reihe. Von Holden und Unholden. Herausgegeben von Paul Zaunert. Mit 4 Holzschnitten.

Frankfurter Zeitung: Fein und in ganz unaufdringlicher Weise bekommt der Leser nicht nur das Material, sondern auch dessen Interpretation und die moderne Auffassung des Sagengutes in die Hand. Man wird wie von selbst dazu geführt, nicht mehr und nicht weniger hinter den Sagen zu suchen, als wirklich hinter ihnen steckt, nämlich alte und doch ewig junge, ewig so oder ähnlich wiedergeborene Erzeugnisse der primitiven Anschauungsweise. Man wird zu der Erkenntnis geführt, daß nicht die Natur die letzte Quelle all dieser Sagen ist, sondern daß es sich um Apperzeptionen von Naturvorgängen handelt, die mit Hilfe und nach Maßgabe schon vorhandener Dämonengestalten und schon vorhandener Motive zustande gekommen sind. Man merkt, wie Träume und Totenglaube eine untere Schicht und Grundlage bilden, wie die Totensage übergreift in die Natursage, wie Totenvolk zu Elfen und Zwergenvolk, Totenheer zu Nacht- und Windvolk und zum wütenden Heere wird, kurz den Zusammenhang von Tod und Leben und die Art, wie Tod und Leben eins sind nach der primitiven Denkweise, so sehr eins wie Mensch und Natur. Und man bestaunt den gewaltigen Reichtum an Phantasie, der mit diesen geringen Mitteln die ganze Sagenwelt geschaffen hat. Prof. Dr. Hans Naumann

Wiener Mittag: Wald und Gebirg, Fluß und Meer, Wolken und Nebel, Feld und Haus und Bergwerk haben ja ihren geisterhaften Inwohner, hier wird jede Gestalt durch die aneinandergereihten Erzählungen nach ihrer ganzen Wesenheit im Volksglauben beschrieben, Riesen, Zwerge und Nachtvolk, wilde Jäger und Frau Holle. Wir haben damit also eine Art Naturgeschichte dieser mystischen Wesen in der Hand, die zugleich die unbewußt erscheinende Plastik der Volksphantasie und ihr hohes künstlerisches Vermögen in richtige Beleuchtung rückt. Alle deutschen Landschaften haben zu diesem Sagenschatz beigetragen. Max Mell

---

Vlämische Sagen. Herausgegeben von Georg Goyert und Konrad Wolter. Mit 16 alten Ansichten.

Volkswille Hannover: Die Sagen alle gewähren reizvoll-intime Einblicke in die Seele Flanderns, der Duft der Ursprünglichkeit schlägt aus diesen Seiten kräftig spürbar empor. Wir empfangen den Eindruck einer erstaunlich vielfältigen Mischung: Neben allerzartesten Zügen stehen derbrealistische, neben der Freude am stillen Glück der Hang, sich kräftig auszuleben, und neben den Beweisen feinster Menschlichkeit unbekümmerte Skrupellosigkeit das begehrte Ziel zu erreichen, koste es was es wolle.

Als nächste Bände werden erscheinen:

Die Sagen des Rheinlandes; Böhmische Sagen; Schlesische Sagen; Thüringische Sagen; Sagen der Hansastädte.





